Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

The
Nathaniel Currier Fund
for the
Increase of the Library
Established 1908

Der

Stier von Salzburg.

Arnold Winkelried

998.

Der Stier von Salzburg.

—×—

Kulturbild

aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts

von

Arthur Achleitner.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

(Erwin Paetel.)

1897.

PRESERVATION MICROFILMED
MASTER NEG. #

RLG

Digitized by Google

834Ac62
W

Alle Rechte, vornehmlich das der Ueberſetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Digitized by Google

246840 9-29-52 MS

Ein schweres Gewitter prasselt hernieder auf die traumumfangene Stadt Salzburg, Blitze zucken aus den schwarzen Wolken, schwer rollt der Donner, der sich in den Bergen längs der Salzach bricht; klatschender Regen schlägt an die Scheiben der alten Häuser und erzeugt ein unheimliches Knattern auf den Wällen und Ringmauern der starkbefestigten Stadt wie auf dem holperigen, spitzsteinigen Pflaster der Höfe. Die Buchen und Fichten an den Steilhängen der Stadtberge ächzen sturmgepeitscht, in den Felsen seufzt es geisterhaft, und gurgelnd schießen die Wasser die Schrofen hinab. In den engen Gassen, auf den Plätzen, in den Höfen bilden sich rasch Tümpel, die der mit elementarer Gewalt herniederströmende Regen immermehr vergrößert. Wie ausgestorben ist die Stadt, die der Sturmgott heimsucht, nachtschwarz alles ringsum. Nur aus einem der letzten Häuser des salzburgischen Ghetto, in der Judengasse, wo

dieſe in den Heumarkt des ſüdlichen Stadttheiles mündet, blinkt noch ein Licht aus einem Fenſter des oberen Stockwerkes trüb und ſchwach.

Ein furchtbarer Blitzſtrahl zuckt hernieder, die ſchwarze Stadt mit fahlem Lichtſchimmer grell erleuchtend, ein gräßlicher Donner folgt, und hochauflodernd eine Flamme: der Blitz hat eine Fichte hart an der Ringmauer der ſtolzen Veſte Hohenſalzburg entzündet, die einer Rieſenfackel gleich aufleuchtet in ſturmdurchtoſter Nacht, bis die Waſſer des praſſelnden Wolkenbruchs die Flamme erſticken. Zahlreiche Fenſter der Trutzburg ſind erleuchtet, der blinkende Schein und die düſtere Silhouette der mächtigen Veſte hoch oben in den Lüften geben der Burg etwas Zauberhaftes, Trutziges im Kampf der empörten Elemente. Unerſchüttert ſtehen die Wälle, Baſtionen und Thürme der Zwingburg, ſturmumweht, vom Gewitterregen gepeitſcht, in Luft und Nacht ragend auf ſteiler Höh'. Blitze umzüngeln ſie, doch fahren die gelben Schlangen immer ſeitlich zur Tiefe, hier in den Tann, der ſich an die Wälle ſchmiegt, dort in die gurgelnden Wogen des waſſerreichen Fluſſes. Inmitten des Sturmgetöſes ertönt plötzlich ein ſchaurig wilder Schrei wie aus gequälter Rieſenbruſt, ein entſetzlicher, furchtbarer Ruf, dröhnend,

trutzig, machtgebietend, ein Ruf aus übermächtigen Kehlen, weithin hörbar, den Donner selbst überschreiend, geisterhaft, übernatürlich, schreckenkündend.

Im Hause des alten Juden Daniel an der Judengasse, dessen eines Fenster in dieser Sturmnacht beleuchtet ist, wird klirrend das Fenster geöffnet, und ein Mädchenkopf neigt sich über die Brüstung.

Wieder bringt dies fürchterliche Brüllen über die Stadt, erschrocken fährt der Mädchenkopf zurück; mit energischem Ruck schiebt sich nun die Gestalt des alten Juden ans Fenster. Scharf mustert Daniel, dem der Sturmwind gierig in den langen ergrauten Bart fährt, die nächste Umgebung, die finsteren Häuser, den schwarzumgähnten Heumarktplatz, dann den wolkenverhangenen Himmel.

Bebend fragt das hinter dem Vater stehende Mädchen, die schlanke, schwarzhaarige Esther: „Was siehst Du, Vater? Was kann es sein?“

Daniel schüttelt das Haupt. Da hebt er den Blick zur Veste hinauf, sein Auge sieht die hellerleuchtenden Fenster der Zwingburg, und im selben Augenblick brüllt es wieder aus den Lüften markerschütternd herab.

„Hah! Der Schrei kommt von Veste!“

„Wie sagst Du, Vater?“

„Kein Zweifel — das Gebrüll kommt von der Burg! Und es kündet wahrlich nichts Gutes!“

„Was kann es nur ſein, Vater?“

„Ich vermag es nicht zu faſſen, nicht zu deuten! Soll es ein neues Sprachrohr ſein des gewaltigen trutzigen Fürſten? Weh' uns, wenn er auf ſolche Art uns ſeinen unbeugſamen Willen kündet!“

„Du fürchteſt für unſer Volk, Vater?“

„Ja! Doch komm', wir wollen das Fenſter ſchließen!“

Lautes Getrampel, Stimmengewirr, ſchwere Schläge gegen eichene Hausthore dringen durch die regenbegoſſene Gaſſe, Kommandorufe ertönen; mit Beilen und Morgenſternen werden die Bewohner der Judenhäuſer aus dem Schlafe geweckt.

Blitzſchnell beugt ſich der alte Daniel nochmals über die Fenſterbrüſtung und ſieht hinunter. Auch vor ſeinem Hauſe ſteht eine Rotte Trabanten mit Fackeln, Beilen und Hellebarden, die auch an ſeine Thüre pocht. Im erſten Schreck blickt der Alte wie gelähmt auf die nächtlichen Schergen; wohl hatte Daniel Kenntniß von der Judenaustreibung, die Kaiſer Maximilian im Jahre 1496 auf Erſuchen der Landſchaft im Herzogthum Steyer vorgenommen unter der Anſchuldigung, daß die Juden „dem hochwürdigſten

Sakrament viele Unehre und Schmach erzeiget, junge christliche Kinder jämmerlich gemartert, getödtet und ihr Blut zu ihrem verstockten verdammlichen Wesen gebraucht, daß sie mit falschen Briefen, Insiegeln und mit anderen Sachen die Leute mannigfaltig betrogen und in das Verderben gesetzet hätten." Daß aber Erzbischof Leonhard nun auch in Salzburg mit einer Judenaustreibung beginnt, das überrascht den sonst weitausblickenden Daniel im ersten Augenblick doch. Die Frage Esther's, was denn bei Fackelschein unten vorgehe, ruft bei Daniel sofort die alte Thatkraft zurück, und sich zu Esther wendend, ruft er erschüttert: „Weh' uns, Kind! Die bischöflichen Schergen holen das auserwählte Volk und schleppen es von dannen! Sie werden rauben, morden, sengen und brennen!"

„Droht auch uns Gefahr?"

„Schon stehen die Häscher des Bischofsfürsten vor unserem Thore!"

„Weh' uns, Vater!"

„Fasse Dich Esther! Gewalt geht vor Recht! Des Keutschachers Gewalt wird die Stadt noch zu fühlen bekommen! Vertreiben kann er uns, verjagen wie räudige Hunde, aber wir werden wiederkommen und von unserem klingenden Besitz wird sein Schatzmeister nichts empfangen!"

„Vater! Meine ſchönen Kleider, die Juwelen —?“

„Laſſ' die Kleider, wo ſie ſind! Schmuck und Werth iſt längſt geborgen! Doch nun will ich den ungeſtümen Schergen öffnen, Widerſtand erbittert nur die rohe Gewalt!“

Aufſchluchzend wirft ſich Eſther dem zur Stubenthür ſchreitenden Vater in die Arme, und ihre zuckenden Lippen flüſtern: „Oeffne nicht!“

Sanft drängt Daniel ſeine Tochter zurück; das dringlicher werdende Gepolter unten treibt ihn zur Eile. „Komm, Eſther! Es muß ſein, Jehova wird uns ſchützen gegen die Feinde!“ ruft Daniel, und eilt mit dem Windlicht die Treppe hinab, um den Querriegel am Hausthor zurückzuſchieben. Eſther iſt ihm zitternd gefolgt und ſtarrt nun mit weit geöffneten Augen auf das ſich bei Fackelſchein abſpielende nächtliche Schauſpiel.

Kaum ſpüren die Schergen das Oeffnen des Thores, da drücken ſie johlend herein und greifen ſofort den Juden. Wildes Geſchrei tönt durch den gewürzduftenden ſchwarzen Flur; immer mehr Kriegsknechte drängen nach. Faſſungslos ſteht Eſther, wie gelähmt. Rauhe Fäuſte faſſen das Mädchen am Handgelenk und Worte groben Spottes dringen in Eſther's Ohr. Der Schergenhaufe brüllt wirr durch-

einander, daß der Alte ausliefern ſolle, was an Gold und Silber tragbar ſei; es müſſe Alles ausgehändigt und in den Fronhof gebracht werden. Vergebens betheuert Daniel, daß bei einem Gewürzkrämer Koſtbarkeiten nicht zu finden ſeien. Ein derber Schlag auf den Mund durch die Fauſt eines Trabanten verhindert jede weitere Verſicherung, und eine gröhlende Stimme donnert durch den Flur: „Der Jude lügt! Durchſucht das Haus, ſchleppt heraus, was Ihr findet. Den Alten und die Tochter bringt auf die Veſte, ſo heiſcht es der Befehl!“

Mit ſchlotternden Knieen und bebenden Lippen ſtottert Daniel: „Auf die Veſte — wir ſind verloren!“ Dann wird der Alte gefeſſelt, auch Eſther werden die Arme auf den Rücken gebunden, und unter Püffen und Schlägen werden beide hinausgetrieben in die Wetternacht, indeß die Schergen das Judenhaus mit Fackeln durchſuchen und ausrauben.

Aus den Nachbarhäuſern gellen fortwährend Töne der Angſt und des Schreckens; die Kriegsknechte reißen Kinder von der Mutterbruſt, ſtoßen Knaben und Mädchen aus den Gemächern, zerren Weiber weg, ſchlagen Männer und Greiſe und treiben ſie vom ſchützenden Port hinweg in Ketten unter betäubendem wüſten Lärm.

Grell leuchten die Fackeln in dieſes nächtliche Elend und unbarmherzig durchnäßt der Gewitterregen die nothdürftig bekleideten Judenfamilien, die gleich Hunden durch die Gaſſen getrieben werden. Schaurig roth glüht der Fackelſchein aus den Häuſern; bald qualmt es aus den Fenſtern, die Knechte ſtoßen ihre Lichter in die Betten, zertrümmern Tiſche und Käſten, es lodert auf, glühende Flammen züngeln empor, ergreifen Balken und Geſpärr, und je gieriger die Lohe überſpringt und das Feuer ſich verbreitet, deſto wilder tönt das Geſchrei der Schergen, die das Judenneſt ausbrennen. „Die Judengaſſe*) brennt,

*) Die bisher bekannt gewordene Urkunde über die Juden und deren Siedelung in Salzburg datirt vom Jahre 1395. Das nächſt ältere Registrum Eberhardi meldet, daß 1402 Erzbiſchof Gregor dem Juden Nochun (Nahum) und ſeinen Söhnen Heli und Eleazar „ein Haus ſammt aller zugehörung in der Judengaſſen, darinne die Judenſchul iſt, umb ain gelt, des er gentzlich gericht iſt (16 guter vngriſcher guldein, jehrlich auf Weihnachtstag zu reichen) verkauft (?) hat". „Alſo laſſen wir den egenannten Juden daſſelb haws mit aller zugehörung irrer aller dreyer lebtag ze leibgeding vnd nicht verrer (weiters), vnd ſein deſſelben vnſers haws ir Scherm und vertreter, gemeingklich als purckrechts Recht iſt in vnſer Stat ze Saltzburg vnd ſoll die Judenſchul beleiben, als ſi von alter hergekommen iſt." 1404 wurden jedoch die Juden theils verbrannt, theils vertrieben.

Tod den Juden!“ brüllt die Schergenſchar. Aus den benachbarten engen Gäßchen flüchten die Leute ſchier nackt auf die Plätze und Höfe, die Verwirrung, den Schrecken vermehrend, Trabanten haſchen nach Weibern und Mädchen in wilder Luſt, es ſtürzen Greiſe und Kinder, aus den Fenſtern fliegen Kleider und Betttheile, Golter, Leilachen, klirrend ſchlagen Küchengeräthe zerſchellend auf dem Boden auf, und das entſetzliche Chaos beleuchtet das wabernde Feuer brennender Häuſer.

Wohl ſuchen die Bürger aus den benachbarten Häuſern an Geräthen zu retten, was von Menſchenhand im fürchterlichen Durcheinander und in ſinnloſer That zu bergen iſt, das Feuer in den Judenhäuſern jedoch läßt man weitergreifen, ſelbſt auf die Gefahr des Ueberſpringens der Flammen hin. Neue Sturzregen dämpfen jedoch die Brunſt. Den allgemeinen Schrecken erhöht der geiſterhafte Schrei von der Burg, der das entſetzte Volk in die Kniee ſinken läßt. Iſt's der Weltuntergang? Brüllt Beelzebub Seelen fordernd? Iſt die Hölle los?

Krachend ſtürzen die Judenhäuſer ein, ein Funkenmeer ſtiebt auf zum grollenden Firmament, Qualm und Rauch erfüllt die Gaſſen, von Thürmen und Kirchen gellen Hornrufe und Glockenſignale, man

läutet Sturm, und ein neues Gewitter entladet ſich praſſelnd über die arme heimgeſuchte Stadt. Und wie der Tag graut und Nebelſchwaden vom Fluſſe aufſteigen, iſt das Unwetter verwichen wie die Schergenſchar; nur rauchende Balken, ein Schuttmeer, verkohltes Hausgeräthe und Scherbenhaufen geben Zeugniß der plötzlich gekommenen nächtlichen Zerſtörung, einer grauſamen Vernichtung zahlreicher Exiſtenzen und Siedelungen. Verſtört beziehen die Bürger wieder ihre Heimſtätten und beſprechen das Unheil; von Ohr zu Ohr, die Schergen fürchtend, flüſtert man ſich Muthmaßungen über den unerklärlichen gräßlichen Schrei in der verfloſſenen Schreckensnacht. Und die Thurmwächter ſchauen lange dem Zuge fortgetriebener Juden nach, bis ſich die Geſtalten des Jammers und Elends in der Ferne verlieren.

In den Prunkgemächern der Veſte auf Hohenſalzburg fluthet heller Lichterſchein auf die koſtbaren Möbel und venetianiſchen Geräthe, mit denen die Räume geſchmückt ſind. An einem Tiſche labt ſich die hohe Geſtalt des Erzbiſchofs Leonhard, in weißen Habit gekleidet, an einer Kanne köſtlichen Malvaſiers, indeß in reſpectvoller Entfernung ein Diener der Befehle des Landesfürſten harrt. Die fahlen Blitze und der ſchwergrollende Donner veranlaſſen den

Kirchenfürſten, an eines der Burgfenſter zu treten. Leonhard richtet ſich hoch auf, kraftſtrotzend ſteht ſeine mächtige Geſtalt, die mehr an einen Kriegsherrn gemahnt trotz der Kloſterkleider, denn an einen Mann der Kirche. Der Erzbiſchof reckt und ſtreckt ſich in den wuchtigen Gliedern, ſtolz wirft er das Haupt zurück in den dicken Nacken, und ſchwer legt er die ringgeſchmückte Hand auf die Fenſterbrüſtung. Der Kampf der Elemente in Gottes freier Natur, das Ringen durch Sturm um den Sieg, das entſpricht ſeinem eigenen Naturell, ſeinen Gefühlen. Wie da unten am Hang ſich die Bäume ächzend beugen, ſo ähnlich ſollen ſich krümmen vor ſeiner Macht die Feinde ſeines Reiches, die ungefügen Bürger und ungetreuen Ritter, und wollen ſie es nicht, ſo ſoll Gewalt ſie dazu zwingen. „Die Peſt über Renitenz und Ungehorſam!“ ziſcht es von den wulſtigen Lippen des Stiftsfürſten, und wuchtig ſchlägt ſeine Fauſt auf den Fenſterſims. Kaum zuckt Leonhard's Geſtalt beim Niederfahren eines Blitzſtrahles in nächſter Nähe, doch wie die gezündete Fichte unten am Wall aufloht in grauſig-ſchöner Beleuchtung, da reißt der Erzbiſchof klirrend das Fenſter auf und beugt ſich hinaus, das nächtlich ſchauerliche Schauſpiel beſſer zu beſehen. Dann tritt Leonhard mit ſchweren Schritten

zurück ins Gemach und herrscht den Diener an: „Hol' Mir den Ilsung*) und hernach den Kanzler Mändl!“

Unter tiefen Bücklingen vor dem gestrengen Herrn und Gebieter entfernt sich der Diener, um nach kurzer Zeit den dürren Rechtsgelehrten in die Prunkstube einzulassen. Hochaufgerichtet, in Mitte des Gemaches stehend, empfängt Leonhard seinen Berather, der unter tiefer Verbeugung einen forschenden Blick auf den Fürsten richtet und mit fistelnder Stimme nach dem Begehr des gnädigsten Herrn und Seiner fürstlichen Gnaden fragt.

Dröhnend klingt es von des Keutschachers Lippen: „Ist Alles bereit für den Schlag in heutiger Nacht?“

„Ja wohl, hochfürstliche Gnaden! Wohlerwogen und ausgefertigt; der Kanzler Doctor Mändl hat den Befehl rechtzeitig hinabgelangen lassen.“

„Ist das Horn**) in Ordnung gesetzt zum sofortigen Gebrauche?“

---

*) Sebastian Ilsung, Rechtslehrer und Ablatus des Erzbischofs von 1498 an.

**) Auf speciellen Befehl ließ Erzbischof Leonhard von Keutschach auf Hohensalzburg ein mächtiges Orgelwerk, Horn genannt, errichten in einem Gelasse der östlichen Bastei, eine mittelst Windmechanik getriebene Orgelmixtur, die in

„Ja wohl, hochfürſtliche Gnaden! Es kann der Ruf ſofort ertönen!“

„Gut! Es ſoll der erſte Ruf des neuen Werkes künden der renitenten Stadt und dem vermaledeiten Judenpack in kräftiger Weiſe Meinen fürſtlichen Willen, der niederbeugt, was ſich entgegenzuſtellen erkühnet. Die ſtarke Muſik ſoll ſpielen zum Abzug der Wucherer und Juden, ſie paßt zu Sturm und Wetter! Laß Er, Ilſung, ſofort den Ruf ertönen durch den Balgtreter, dreimal, laut und kräftig, auf daß es die Schlafmützen unten in der Stadt auch vernehmen im weichen Pfühl! Dann komm' Er wieder, Ich habe mit Ihm zu reden!“

Mit ſtolzer Handbewegung entläßt Leonhard den Adlatus, der erwartungsvoll über die Klangwirkung den Befehl weitergibt und dann in das Gemach zurückkehrt.

Leonhard harrt am Fenſter des Orgelſpieles und bedeutet Ilſung, ſich neben ihn zu ſtellen. Der unabläſſig herniederzuckenden Blitze halber zögert Ilſung,

---

einem wilden, langgezogenen, kurzabbrechenden Ruf den F-dur-Dreiklang in fünfundvierzigfacher Verſtärkung zu gräßlicher Wirkung bringt. Ein trotziger Ruf, ein wilder Schrei, der mit aller Macht einſetzend, bis zum plötzlichen Abbruch der gewaltigen Stimme nichts von ſeiner Stierkraft nachläßt.

und ſpöttiſch meint Leonhard: „Fürchtet Er ſich? Dürr und klein iſt Er allerdings! Doch die Burg iſt feſt, laßt es ſtürmen und toben! Bald wird es ſtürmen auch im Lande ringsum, und wie Gewitter die Luft reinigt, ſoll der Sturm reinigen das Erzſtift von unſauberen Elementen! Hah, das Horn ertönt!“

Schaurig, wild, klagend, ſtöhnend und doch wieder trotzig brüllt das Orgelhorn hinaus in die ſtürmiſche Nacht, einem Stiergebrüll ähnlicher als einem harmoniſchen Orgeldreiklang.

Lachend, erfreut über das Toben des muſikaliſchen Ungethüms, ruft der trutzige Gebieter: „Da capo! Bravo!“

Und wieder brüllt das Horn über die ſchwarzumnachtete Stadt.

Scharf blickt der Erzbiſchof hinunter. Wie dann Fackelſchein ſichtbar wird, der ſich gegen die finſtere Judengaſſe hinzieht, reckt Leonhard die wuchtige Geſtalt, ſeine Fäuſte ballen ſich, und grollend ſpricht er: „Nun mag beginnen der Tanz! Ich will frei haben Meine Stadt von Betrügern und Blutſaugern. Jagt die Brut von dannen!“

Trotz der kühlen Nachtluft beugt ſich nun auch der fröſtelnde Gelehrte weit ins Fenſter hinaus, um des zu erwartenden grauſigen Schauſpieles ganz theil-

haftig zu werden. Dabei ſpricht er froſtdurchrüttelt: „Euer hochfürſtliche Gnaden haben völlig recht! Doch dürfte in den Kammergefällen der Ausfall nach perfektuirter Judenvertreibung aus hochfürſtlicher Stadt und Hallein bald zu ſpüren ſein!“

Leonhard's Wangen färben ſich gluthroth, und eine trutzige Zornesader tritt ſichtbarlich hervor: „Die Gefälle, bah! Was ſchert Mich das! Gereinigt ſoll die Stadt werden von dieſem Geſindel, gleichwie der Kaiſer Steyer purificirte, und kein Jude ſoll fürder mehr ohne Meine ſpecielle Erlaubniß das Erzſtift betreten. Bring' Er morgen Meinen Willen ſchriftlich dem Kanzler: Die Erlaubniß in dringenden Fällen wird nur gegen Leibeszoll ertheilt und nicht über eine Stunde erweitert. Die Judenhäuſer ſollen gleich Ställen gereinigt werden! So will Ich's, ſo befehle Ich's!“

„Sehr wohl, hochfürſtliche Gnaden! Doch wann wollen hochfürſtliche Gnaden den zu ſpecieller Haft befohlenen Juden Daniel vorführen laſſen und inquiriren?“

„Das kann noch in heutiger Nacht geſchehen! Sobald der Jude ausgehoben iſt, ſoll er heraufgebracht und Mir vorgeführt werden. — Hah! Die Trabanten ſind bereits an der Arbeit! Hört Er,

Ilſung, das Toben und Gezeter der Judenhunde?! Glaub' es: Iſt nicht angenehm bei Nacht und Sturm aus dem Pfühl zu müſſen! Doch fort muß die Brut!"

„Um Gotteswillen, hochfürſtliche Gnaden! Die Schergen legen Brand in die Häuſer!" ſtottert erſchrocken Ilſung.

„Um ſo beſſer! Solche Neſter ſollen ausgebrannt werden mit allem Ungeziefer! Das purificiret gründlich!"

Entſetzt, froſtdurchrüttelt, bebend vor Mitleid ſtarrt Ilſung hinab zum ſchaurigen Schauſpiel. Leonhard aber reibt ſich, je gieriger die Flammen um ſich greifen, deſto vergnügter die wuchtigen Hände und ruft dazu: „Nur drauf und drein! Fort mit der Brut!"

Der dritte Ruf gellte hinab in die qualmende, rothglühende Stadt. „Bravo! So iſt's recht! Ein wack'res Inſtrument, Mein Horn! Sollſt noch öfter künden Meinen Willen, Meine Macht! — Doch nun wollen wir uns laben nach dem erhebenden Schauſpiel! Komm' Er, Ilſung, an den Tiſch, wir wollen eine Kanne Etſchländer Röthel leeren auf das Gelingen Meiner großen Pläne im Erzſtift!"

Sich tief verbeugend, dankt Ilſung für die hohe

Ehre und Auszeichnung, indeß Leonhard dem Diener befiehlt, Etschwein zu bringen, und dann die Rede wieder an Ilsung richtet: „Er hat das nächtlich' Schauspiel wohl etwas schaurig empfunden, was? Ein Gelehrter des Rechts soll jedoch nicht weichfühlig sein. Wenn Ich Ihm sage, daß der Wucher überhand genommen, daß die Judensippe Meinem Bergbau gefährlich, die Bedrückung des christlichen Volkes unerträglich geworden ist, so wird Er die Vertreibung eher begreifen. Ich bin ja noch gnädig im Vergleich zu Eberhard III., indem Ich die Brut fortjage, anstatt sie in den Flammen umkommen zu lassen! Gnädig, sage Ich, Ilsung!"

„Gewiß, hochfürstliche Gnaden! Huldvoll und gnädiglich! Doch schmerzlich wird es für die Leute sein, Hab' und Gut verlassen zu müssen, hart für Weiber und Kinder, in die Sturmnacht hinausgestoßen zu werden — —"

„Warum sind sie Juden!"

„Hochfürstliche Gnaden! Dafür können sie doch nichts!"

„Ich aber auch nicht! Lästigen Geziefers entledigt man sich immer! Doch rede Er Mir nicht länger von dieser Sippe! Hier, Ilsung, trinke Er, der Wein ist gut und wärmt!" Mit einer Arm-

bewegung weist Leonhard auf den Tisch und die vom Diener gebrachten Humpen, und labt sich selbst mit einem mächtigen Schluck, welchem Beispiel Ilsung jedoch nur nippend folgt.

Sich nach seiner Gewohnheit mit mächtigem Ruck aufrichtend zur ganzen Größe seiner imponirenden Gestalt und zugleich die Habitsärmel etwas zurückschiebend, wie um besser nach dem Humpen greifen zu können, wendet sich Leonhard abermals zu Ilsung und spöttelt gutmüthig: „Sag' Er, Ilsung! Sind Alle seiner gelahrten Zunft solche Weinverächter? Er nippt wie eine züchtige Dirn vom Rebensaft, und doch deucht Mir, könnte Rebenblut seinem hageren Körper nur zu Nutze sein! Er studiret zu viel und vernachlässiget die Leibespflege! Ich brauche aber hinfüro Meinen Ilsung noch zu großen Dingen, drum schaff' Er Blut in seinen Leib!"

Ehrerbietig sich verneigend und die gluthvollen Augen schließend erwidert der Gelehrte: „Unterthänigen Dank Euer hochfürstlichen Gnaden für gnädig bezeigtes huldvolles Wohlwollen, dem würdig zu erweisen ich fürder mehr denn je bestrebt sein werde. Meine Wissenschaft steht nur im Dienste hochfürstlicher Gnaden, mein Kopf wie mein nur allzu dürrer Leib gehört Euch, mein Herr und Gebieter!"

„Ich danke Ihm, Ilsung! Doch nun geh' Er und schicke Er Mir den Kanzler!"

Indeß sich der Rechtsbeistand unter tiefen Verbeugungen entfernt und auch der Leibesdiener sich ins Vorgelaß zurückzieht, tritt schweren Schrittes der Erzbischof abermals zum Fenster und blickt zur Stadt hinab, die still und schwarz, von Regenschauern überschüttet, tief unten liegt. Nur schwere Qualmschwaden über dem Judenviertel erinnern noch an die schaurige Feuersbrunst und die Greuel der verwichenen Stunden. Sinnend ruht des Bischofs Auge auf dem düsteren Nachtbilde, doch streng und unerbittlich sind seine Gedanken, hart sein Sinn, der auf Großes gerichtet, rücksichtslos über Menschengeschicke und Zeitverhältnisse hinwegschreiten muß, um das Ziel dereinst zu erreichen zum Glanz und Wohl des Erzstiftes Salzburg. So vorgerückt die Stunde um Mitternacht auch ist, Leonhard verspürt keinen Schlaf und keine Ermüdung. Die Brunst, das schaurige Schauspiel der auf seinen Befehl vorgenommenen Judenaustreibung haben ihm die Sinne wohlthuend erregt, der Gewaltmensch empfindet durch Gewaltthaten Befriedigung. Nur eine Frage berührt ihn augenblicklich stärker als das seinen jüdischen Unterthanen zugefügte namenlose Leid und Elend: Die Bedrängungen

ſeiner Gläubiger, die Geldnoth in der fürſtlichen Kaſſe, für deren Beſeitigung Leonhard ſich keinen Rath weiß. Zwar iſt zu hoffen, daß die Bergwerke des Gaſteiner Thales ſchon in Bälde guten, ja reichen Ertrag liefern werden, doch fehlt es augenblicklich an Mitteln, die ungeſtümſten Gläubiger zu befriedigen und Verpfändetes zurückzulöſen. Wie wohl thäten ihm jetzt die 3000 Dukaten, mit welcher Summe Leonhard dem Domkapitel verpfändete Güter zurückbrachte und es ſchuldenfrei machte! Und dann der ungeberdige Ritter Wisbach! Schier zuckt der Erzbiſchof bei dem Gedanken an dieſen Mann zuſammen, vor ſeinem geiſtigen Auge zieht das Schreckbild ſchwerer Fehde, blutiger Kriegsgreuel auf, die Leonhard auf dem Gewiſſen haben wird wegen rückſtändigen Kriegsſoldes an den Ritter und Kriegshauptmann des Bayernherzogs Georg von Landshut. Feuer und Blut überall, Noth und Empörung. Nur hier heroben auf der ſtolzen, uneinnehmbaren Veſte iſt Ruhe und Frieden, Glanz und Macht. Nur drängen böſe Gedanken auch durch die Wälle und Mauern. „Mändl muß helfen!“ flüſtert der Erzbiſchof vor ſich hin. „Vielleicht iſt den Juden genügend an Werth und Geſchmeide abgenommen, um aus deſſen Erlös die grimmigſten Gläubiger zu be-

friedigen. Den Wisbach muß Ich vom Halſe kriegen, er bedeutet Elend für Mein Land, und Meine chriſtlichen Unterthanen muß Ich ſchützen vor der wilden Furie des Krieges!“ Ein leiſes Klopfen an der Thür weckt den Erzbiſchof aus ſeinem Sinnen; Leonhard fährt ſich mit der flachen Hand über das Haupthaar, als wollte er die trüben Gedanken verſcheuchen und gebietet mit ſeiner dröhnenden Stimme Eintritt. Durch die Thüre ſchiebt ſich die ſchier faßrunde Geſtalt des Kanzlers Doctor Mändl, dem der Talar in dicken Falten vom Schmerbauch fällt und deſſen kupfernes Geſicht auf den erſten Blick die Neigung zu ausgiebigem Weingenuß verräth.

Wenn ſonſt der Erzbiſchof jede Gelegenheit benutzt, um ſich über ſeines Kanzlers gutgenährtes Ausſehen und die Weinnaſe luſtig zu machen, diesmal winkt er ernſt den Kanzellarius an den Tiſch, tritt ſelbſt raſcher als es ſonſt ſeine Art iſt, hinan und beginnt in haſtiger Weiſe zu fragen: „Wie iſt's, Mändl? Iſt Mein Befehl vollzogen?“

„Gnädigſter Herr und Gebieter! Nach dem Bericht des Trabantenführers iſt die Stadt geſäubert, das Judenpack von dannen getrieben, bis auf den alten Daniel und ſeine Tochter. Was den Juden abgenommen ward, iſt zur Sichtung einſtweilen in

Hochdero Haus unten in der Stadt unter Verschluß gebracht. Der Jude Daniel und seine Tochter sind arg durchnäßt auf der Veste."

„Was soll's mit der Tochter? Die hab' Ich nicht verlangt!"

„Gnädigster Herr wollen in Gnaden verzeihen: Die Schergen haben selbe mit dem Vater eingeliefert, und das stolze schöne Mädchen über den Wall zu werfen, entbehr' ich bis zur Stunde gemessenen Befehles!"

„Wie ist's mit neuerer Kunde wegen des Wisbach, Mändl? Sind die Boten zurück aus Bayern? Er versteht doch, was Ich meine?"

„Die Kunde ist schlecht, gnädigster Herr! Die Boten sind ohne Zusage für Hülfe zurückgekehrt und der Wisbecker*) droht seit des abschlägigen Bescheides auf seine unmäßige Forderung für die geleisteten Kriegsdienste Ew. fürstliche Gnaden, seine Forderung nunmehro mit Gewalt durchzusetzen."

„Wie sagt er: mit Gewalt?!"

„Sichere Kunde ist eingelangt, daß der förmliche Fehdebrief in Bälde zu erwarten sei."

---

*) Der Name Wisbach wird in der Chronik häufig auch in Wisbeck umgewandelt, und beide Namen werden gleichmäßig gebraucht.

„Alſo wirklich Gewalt!“ ſchreit aufſpringend Leonhard und ſchlägt ſeine wuchtige Fauſt ſchwer auf den Eichentiſch, ſodaß die Kannen hüpfen. „Gewalt heiſcht wieder Gewalt! Ich bin nicht gewillt, Mir Trutz bieten zu laſſen und werde dem Wisbacher mit Gewalt zu begegnen wiſſen. Fertige Er den Bannbrief aus, beſcheide Er Mir für morgen frühe den Kriegshauptmann auf die Burg! Will der Wisbecker den Krieg, ſo ſoll er ihn haben mit aller Kraft!“

„Hochfürſtliche Gnaden Befehl wird pünktlichſt zur Ausführung gelangen, doch wollen mein gnädigſter Herr und Gebieter bedenken, daß die wenigen uns zur Dispoſitio ſtehenden Fähnlein Fußvolk kaum gegen den mächtigen Wisbeck ins Feld geſtellt werden können, und daß zum Anwerb neuer Soldtruppen die Münze fehlt!“

„Die Peſt über den Wisbeck! Verpfänd' Er Gaſtein für einige Jahre, Mändl, der Pfanderlös ſoll die Mittel zur Fehde gegen den ſchamloſen Ritter geben!“

„Ew. Gnaden möchte ſubmiſſeſter Diener zu erwägen geben, daß vorzeitige Verpfändung der Bergwerke Gaſteins uns jede gewinnbringende Nutzung pro futuro ſchädigt, ja gefährdet.“

„Ich muß und will aber Krieg führen gegen den Ritter!“

„Hochfürſtliche Gnaden wollen gnädigſt einige Tage verſtreichen laſſen; Zeit gibt Rath —“

„Hofft Er, Mändl, auf ein Reſultat aus der Hinterlaſſenſchaft —?“

„Wenn ich die Wahrheit andeuten darf: Nein! Die ſchlauen Juden dürften aus den Ereigniſſen zu Steyer die Folgerung gezogen haben, daß über kurz oder lang das gleiche Schickſal auch über ſie zu Salzburg hereinbrechen werde, und die Beſeitigung von Geld und Werth lag ſehr nahe.“

„Die Peſt über das Geſindel! Dann hätten wir nur die Purificatio zum Nutzen?! Und der Jude Daniel ſoll der Reichſte der Sippe ſein?“

„Juſt er wird der Erſte geweſen ſein, der Alles in Sicherheit gebracht, als der Schlaueſte der Salzburger Juden!“

„Verdammt ſoll er ſein, wenn dies wahr iſt!“

„Ich fürchte, es iſt ſo!“

„Ich will den Juden ſelbſt inquiriren, ihm auf den Zahn fühlen mit der Zunge Kunſt! Befolg' Er die ertheilten Befehle und ſchick' Er Mir das Pack ſofort! Das Weitere dann morgen! Geh' Er, Mändl!“

Zappelnd ſchiebt ſich nach devoter Verabſchiedung

Mändl's runde Geſtalt zur Stube hinaus. Leonhard geht ſchweren Schrittes zornglühend auf und ab; ihm benimmt des Kanzlers Andeutung ſchier den Athem, grimmig ſtößt er abermals ein Fenſter auf und läßt die kühle Nachtluft auf ſeine heiße Stirne wehen.

Von zwei Trabanten begleitet, wird Daniel und deſſen Tochter in das Prunkgemach geführt. Jäh wendet ſich der Fürſt um, und ſeine unheilkündenden Augen muſtern den gebeugten Juden, der von Froſt durchrüttelt im durchnäßten Kaftan gefeſſelt ſeines Schickſals harrt. Stolz aufgerichtet, die Arme auf den Rücken gebunden, ſteht inmitten des Gemaches Eſther, der des Wetters Unbilden das rabenſchwarze Haar aufgelöſt und die Kleider in völlige Unordnung gebracht. Starr blickt das Mädchen dem Kirchenfürſten ins Antlitz, mit keiner Wimper zuckend, ſo ſehr auch die Feſſeln an den Handgelenken ſchmerzen und ins Fleiſch ſchneiden.

Ueberraſcht ſteht Leonhard vor dem Paare; die märchenhafte Schönheit Eſther's wirkt wie ein Traum des Morgenlandes auf ſeine Sinne, das Ebenmaß der ſchlanken Geſtalt mit herrlichen Formen, das feingeſchnittene Profil vereinigt ſich zu einer wahrhaft königlichen Erſcheinung, die trotz Feſſeln und

wirrer Kleidung hoheitsvoll und gebieterisch den prunkvollen Raum beherrscht.

Seltsam heiß rollt Leonhard das Blut durch den mächtigen Körper, er, der gewaltthätige, rücksichtslose Herrscher fühlt einen Taumel im Gehirn, einen ungeahnten Kitzel in den Adern; es dehnt sich seine mächtige Brust, schwer geht der Athem, die Wangen röthen sich, Schweißtropfen treten auf die starkgewölbte Stirn und feuchten den wuchtigen Nacken. Noch hat es keinen Sterblichen gegeben, der Eindruck auf den Gewaltfürsten gemacht, und dieses junge Judenmädchen macht seine Sinne wirr, die hoheitsvolle Schönheit Esther's läßt den Riesen erzittern und seine Seele beben.

Wie um seiner Erregung Herr zu werden, befiehlt rauh und barsch der Fürst den Knechten: „Löst die Fesseln und wartet draußen!“

Kein Laut dringt von den Lippen der Befreiten, sie stehen stumm, den Blick fest auf den Fürsten gerichtet.

Nur die Lichter im Gemache knistern.

Leonhard, ein Meister der Rede, der berühmte Domprediger und gewandte Propst von Oberndorf, fühlt eine Befangenheit, die er für unmöglich gehalten. Ihm ist's, als sei seine Kehle zugeschnürt;

vergeblich ringt er nach Worten im Gefühle, dieſem Weſen unmöglich mit rauher Gewalt begegnen zu können.

Und kein Wort der Klage, des Schmerzes äußert dieſes ungleiche Paar! Daniel und Eſther bleiben ſtumm; ſenkt der Alte den ergrauten Kopf aus Ermüdung, um ſo ſtolzer trägt Eſther das ſturmzerzauſte Haupt und richtet ſtumm und fragend das erwartungsvolle Auge auf den Fürſten. Dicke rothe Striemen weiſen des Mädchens Handgelenke, rünſtig geſchlagene Wülſte die edel geformten Arme, doch achtet Eſther dieſer nicht und ſteht bewegungslos wie aus Stein gemeißelt.

Leonhard ſchiebt nach ſeiner Gewohnheit die weißen Habitärmel zurück und wiſcht ſich die Schweißtropfen von Nacken und Stirne. Spröden Tones, ganz gegen die ſonſtige Art, ſtottert Leonhard heraus: „Was ſoll's mit Euch?“

Daniel zuckt zuſammen, doch marmorn ſteht Eſther, die Lippen öffnen ſich, glänzend weiße Perlenzähne glitzern entgegen, ruhig gleiten die Worte über die zarten Lippen: „Das müßt Ihr wiſſen, Herr!“

Ein Ruck geht blitzartig durch Leonhard's gewaltigen Körper, und ſcharf graben ſich ſeine gelben Zähne in die wulſtigen Lippen. Dann öffnet er den

Mund wieder, nach Luft ringend. Schier pfauchend ruft er: „Red' Er, Jud'! Ihm allein von der ganzen Sippe ſoll glimpflicher Abzug bewilligt werden, ſo er angibt, wo ſeine Genoſſen des Landesherrn Eigenthum verborgen, vergraben und ſonſtwie beſeitigt haben!"

Mühſam richtet ſich Daniel auf, mit müdem Blick auf den in glühender Hitze befindlichen Fürſten: „Gnädiger Herr! Ich kann nicht dienen mit Auskunft über Dinge, die mir nicht bekannt. Habt Ihr die Juden vertrieben, ſoll auch ich es nicht beſſer haben, denn auch ich gehöre zum auserwählten Volk!"

„Keine Ausflüchte, Jud'! Du ſpielſt um Dein Leben!"

„Wie Ihr wollt, Herr! Nach den Greueln der heutigen Nacht kann mir altem Mann ein raſches Ende nur willkommen ſein!"

„Das wird ſich finden! Wo ſind die Schätze Deiner Sippe? Sie ſind Mein Eigenthum!"

Faſſungslos ſtarrt Daniel den Fürſten an.

In Eſther's Geſtalt kommt mit einemmale Bewegung, die Wangen röthen ſich, haſtig ſchießen die Worte hervor: „Euer Eigenthum? Wenn dem ſo iſt nach uns unbekanntem Recht, dann ſucht es doch ſelbſt in den niedergebrannten Häuſern! Mitzunehmen

haben Eure Schergen nichts verſtattet als das nackte Leben!“

„Ja, Herr, ſo iſt's geweſen!“ beſtätigt der zitternde Alte.

Zornig einige Schritte vortretend, grollt Leonhard: „Ihr lügt alle beide! Mit Pike und Schaufel wird man das Mir vorenthaltene Gut ſchon zu heben wiſſen! Wo aber haſt Du, Jud', die Schätze vergraben?“

„Herr, ich war ein ſchlichter Gewürzkrämer und beſitze nichts als mein Leben und meine Tochter Eſther, die Jehova beſchützen möge in dieſer ſchlechten Welt!“

„Heraus mit dem Geſtändniß, Jude! Oder es ſoll Dir die Tortur die Zunge löſen!“

„Ich habe nichts und kann auch nichts weiter angeben, da mir nichts bekannt. Sollten meine Glaubensgenoſſen ihren Beſitz unklugerweiſe in den Häuſern vergraben haben, werden Eure Diener ihn unſchwer zu finden wiſſen.“

„Wo haſt Du den Meinen chriſtlichen Unterthanen abgewucherten Reichthum verborgen, verdammter Jude?“

„Ich beſitze nichts, o Herr!“

„Du lügſt!“ brüllt wilderregt Leonhard, und

ſeine gewaltige Fauſt greift Daniel ſchwer am Nacken, hebt den Juden vom Boden empor und trägt ihn ans Fenſter.

„Geſtehe, Jud', oder Du endeſt unten!“ Mit dieſen Worten hebt Leonhard den alten Juden zum Fenſter hinaus und hält ihn frei über den gähnenden Abgrund.

Mit weit aufgeriſſenen Augen ſtarrt Eſther auf den Fürſten, in deſſen nerviger Fauſt das Leben ihres Vaters hängt. Ein Schauder fliegt durch ihre zuckende Geſtalt, ihre rechte Hand ſucht haſtig im Sack ihres Kleides, der Stahl eines Stilets blitzt im Lichterſchein, und mit einem Satze ſpringt Eſther dem Erzbiſchof an die Bruſt und ſtößt zu.

„Verdammte Katze!“ pfaucht haßerfüllt Leonhard, reißt den Juden zum Fenſter herein, wirft ihn gegen Eſther's ſchlanken Leib und zieht die Spitze des ſchwachen Stilets aus dem dicken Kloſterhabit, der den Stahl abhielt tiefer einzudringen. In grimmer Wuth brüllt Leonhard nach den Trabanten und befiehlt, das Judenpack in den tiefſten Thurm zu werfen.

Lange noch ſchreitet Leonhard in ſeinem Gemache auf und ab, um das tobende Blut zu beruhigen. Und liebkoſend ſtreicht ſeine Hand dann über den

weißen dicken Habit: „Hab' Dank, du klösterliches Kleid, für deinen Schutz! Du sollst in Ehren gehalten werden Mein Leben lang!“

Ein herrlicher Sommermorgen ist der Schreckensnacht gefolgt, ein prächtiger klarer Himmel blaut über der reingewaschenen Stadt; goldiger Sonnenschein glitzert in den Scheiben und bestrahlt die Thürme wie die trutzigen Quadern. Helles Grün schimmert herab vom Gehänge des Mönchsberges, untermischt mit dem ernsten Schwarzgrün der Tannen und Fichten, und freundlich mildern die Buchen die Starrheit der Felsenschrofen des gegenüber aufragenden Immberges.*) Der Kranz sonnenvergoldeter Berge grüßt herein in die steingefügte, mauernumwallte Stadt, lockend, freiheitverheißend, und im lichten Sonnenglanze ruft selbst die starkbefestigte Burg einen friedlicheren Eindruck hervor. Weht es kühl aus den Steinmauern der Stadthäuser, so durchzieht wonniger Lebenshauch behaglicher Wärme die Gassen und Höfe.

So groß der Schrecken über die Greuel der verflossenen Nacht gewesen, so froh empfinden die

---

*) Der Immberg (Immenberg, Bienenberg) erscheint in späterer Zeit als Kapuzinerberg.

Bürger den wonnigen Morgen; man läßt den warmen Odem willig durch die allenthalben geöffneten Fenster ein, die Kinder tummeln sich vor den Häusern in froher Jugendlust, unbekümmert um rauhe Kriegsknechte, die zeitweilig vorüberziehen. Ein großer Theil der Bürgerschaft und Zünfte umsteht die Brandstatt an der Judengasse und bespricht scheu nach etwaigen Schergen blickend, das Ereigniß der Judenaustreibung. Schier mitleidig bestrahlt die Sonne die Schutthaufen und verkohlten Balken der vernichteten Siedelungen. Schwarzgeräuchert sind die Anrainerhäuser, deren zersprungene Fenster noch Zeugniß geben von der Hitze des nächtlichen Brandes. Der Erzbischof hat gründlich arbeiten lassen; kein Jude ist mehr zu finden in der Stadt. Salzburg ist befreit! Ein machtvoller Mann, der Keutschacher! Die Stadt ist die Wucherer los! Und mancher Bürger einen unbarmherzigen Gläubiger! Aber ein seltsam Gefühl beherrscht den größten Theil der Bürgerschaft: Hat man bei aller Genugthuung über die Judenvertreibung eine Gewähr, daß es eines Nachts dem Fürsten nicht beifällt, auch ihm unliebsame christliche Bürger von dannen treiben zu lassen?! Schon springt Leonhard mit dem Stadtrecht und alten Gewohnheitsrechten um, als gäbe es für ihn

nicht Recht, noch Brief und Siegel. Er hat sich überworfen mit Rittern und Bürgern, er bedroht durch Gewaltthaten selbst den „geschworenen" Rath*),

---

*) Wie die Grenzen der Landeshoheit nicht genau bestimmt waren, fehlte auch in den bischöflichen Städten eine Regelung der Befugnisse und des amtlichen Geschäftsverkehrs der Bürgermeister und Stadträthe nach genauen Vorschriften und entstanden Streitigkeiten namentlich wegen der Gerichtsbarkeit, die vom Fürstbischof auch in Kleinigkeiten beansprucht wurde. Die Stadt Salzburg erhielt bereits 14 Jahre vor dem Regierungsantritt des Erzbischofes Leonhard von Kaiser Friedrich 1481 das Privilegium „Alle ieglich Jr genad, freiheit, Privilegia, Hantueßt, Recht, Statut, allt Herkomen vnd gewonheit, so sy von vnnsern vorfarn, vnns vnd dem heiligen Reiche, auch Erzbischouen zu Saltzburg erworben, vnd die sy vnnter Jn selbst gemacht", konfirmirt und bestätigt. Und im November desselben Jahres genehmigte der Kaiser die Einsetzung eines geschwornen Rathes unter Verleihung eines Rathsbriefes, der denn auch aufgefordert wurde zur Konfliktszeit (Krieg Bernhards gegen den Kaiser), dem Erzbischof keinerlei Hilfe und Beistand zu leisten unter Ungiltigkeitserklärung des Treuschwures gegen den Erzbischof. Das Festhalten an dem Rathsbriefe seitens der Bürgerschaft einerseits und die schonungslosen Uebergriffe des späteren Erzbischofes Leonhard anderseits, sein Streben, die Hoheitsrechte auf alle Gebiete auszudehnen und alte Rechte zu beseitigen, schufen wirre Zustände, schwere Zeitgebrechen. Der Kaiserliche Rathsbrief vom 8. November 1481 hat folgenden Wortlaut: „Es sey gegonnt vnd erlawbt,

es kann nur noch eine Frage der Zeit sein, daß der von seiner Landeshoheit durchdrungene rücksichtslose Bischof auch die Stadt der kaiserlichen Privilegien entkleidet. Ein Kirchenfürst, der patriarchalische Sitten und Gebräuche, das altgewohnte Stadtregiment bekämpft, wird nicht erlahmen im Ringen, der Stadt völlig mächtig zu werden, sie zu unterjochen und ganz unter seine Hoheit zu bringen. Dem Keutschacher ist jede

---

das sy (die Stadt Salzburg) im hinfür ewicleich eines ieden Jares einen Rate mit zwelif Erbern, täglichen personen von derselben Irer gemeind besetzen, vnd aus denselben zwelifen Einen zu Burgermeister erkiesen vnd erwellen. Dieselben zwelif dann dem jetzt gewelten Burgermeister, desgleichen er Inen hinwider einen Eide leiplich zu Got vnd den heiligen sweren, der vorgemelten stat, ere, nutz vnd frumben zu betrachten. Vnd das sy auch alsdann darzu alle vnd ieglich ere, wirde, Vorteil, genad, Freiheit, privilegia, gut gewonheit, recht vnd gerechtigkeit haben, sich der frewen, gebrauchen vnd geniessen sollen vnd mögen, der sich ander vnnser vnd des heiligen Reiches stete, so einen geswornen, besatzten Rate haben, frewen, gebrauchen vnd geniessen von Recht oder gewonheit, von Allermeniglich vngehinndert, doch das allweg eines Ertzbischof, zu Salzburg als Herrn vnd Landesfürsten, Richter zu allem Hanndelen, die Burgermeister vnd Rate oder die Gemeinde mit Im yben, darzu ervordert vnd geruefft vnd ausserhalb seines persöndlichen beiwesens kein Rat gehallten werden solle, in keiner weise, getrewlichen vnd vngeuarlichen."

Gewaltthat zuzutrauen, die verflossene Nacht gibt einen Beweis dafür!

In dichten Gruppen stehen die Bürger beisammen, nachdem sie sich sattgesehen an den Trümmerhaufen der niedergebrannten Judenhäuser. Hier bilden die Goltermacher*) und Gschmeidler**), Jrcher***) und Nestler†) eine Gruppe, die andächtig einem das große Wort führenden Skripturaler††) zuhört, einem anderen Haufen dickwamsiger Bürger, so da Schepfer (Bader), Schilter (Schildmacher), Harscher (Harnischverfertiger), Bäcker sind im Gewerbsleben, deutet ein hagerer Fursprech†††) die Lage und kündet der Bürgerschaft nichts Gutes, da nicht bloß dem Erzbischof, sondern auch dem Rath nicht zu trauen sei. Nachdenklich, die verkohlten Trümmer betrachtend und auch wohl

---

*) Golter, lat. culcitra = Bettdecke.

**) Gschmeidler = Verfertiger feinerer Schmied- oder Schlosserarbeiten (Geschmeide).

***) Jrcher = Bearbeiter von Naturfellen (Gems- und Hirschdecken) zu Hosen.

†) „Nestler", ein Lederarbeiter, welcher Taschen, Bänder verfertigt.

††) Stuhlschreiber, der gegen geringes Entgeld Urkunden, Briefe verfertigt.

†††) Redner einer Partei vor Gericht, ein Art Rechtsanwalt, Prokurator.

ſonſt vor ſich hinſtarrend, ſenken die Leute die Köpfe; nur der Fludermeiſter*) aus dem Kayviertel opponirt hitzig gegen eine Stellungnahme gegen den Erzbiſchof und fuchtelt mit den Armen ſo lebhaft umher, daß ſeine heftigen Geſtikulationen, von ſtotternden Rufen begleitet, die nächſtſtehenden Bürger veranlaſſen, näher zu treten und ſeinen Ausführungen zuzuhören. „J—i—ich ſage E—e—euch, tr—traut k—k—keinem vom Rath, die G—g—gſchwornen wollen nur E—e—eigennutz für ſ—ſ—ſich und a—a—aſpiriren auf eine f—f—freie Reichsſtadt und d—d—as wird der E—E—Erzbiſchof niemals z—z—zugeben!“

„Das glaub' ich ſo feſt, wie an den Aufgang der Sunnen überm Gaisberg!“ poltert der Sudler**) von der Spittelgaſſe. „Der Fluderer redet dem Keutſchacher zu Gefallen und das begreift ſich, da er ja die Kumpfmühle***) vom Biſchof zu Lehen

---

*) Mittelalterlicher Name eines Mühlenbeſchauers, auch Triſtmeiſters.

**) Inhaber einer Sudlküche, Garkoch, Sudler, der Kaldaunen, Würſte und dergleichen auskocht.

***) Kumpfmühle beim Kumpfmühlthor, an der tiefſten Stelle des abgedämmten Fluſſes im Geheu (Kay); der Name Kumpf vom Gerinne des unterſchlächtigen Waſſerrades. (Die Kumpfmühlen waren wegen des gekröpften Gerinnes, wobei

hat. Er ißt des Keutſchachers Brot, alſo ſingt er ſein Lied!“

„Das ſtimmt!“ beſtätigt ein Weinrufer*), „aber zu erwägen wird doch ſein, ob wir Bürger nicht beſſer fahren, freiwillig nachzugeben, anſtatt uns Stück für Stück unſerer alten Rechte vom Rübenthaler**) entreißen zu laſſen mit Gewalt oder Tücke.

---

wenig todtes Waſſer verloren geht, ein Kunſtfortſchritt im Vergleich zu den Mühlen mit oberſchlächtigen Rädern.)

*) Weinrufer = Wein Unterkäufel, Unterkeuffel = Kaufsvermittler, eine Art Senſal.

**) Der Sage nach beſuchte Leonhard von Keutſchach als Student ſeinen Onkel Wolf zu Alm im Pinzgau. Der Oheim machte ihm Vorwürfe über die ſchlechte Verwendung des letzten Schuljahres, die ſich der Student nicht gefallen ließ. Erboſt darüber jagte der Oheim den Burſchen von ſich und warf ihm eine Rübe aus dem Acker nach, ihm ſein Haus verbietend. Leonhard nahm ſich dieſe Rüge zu Herzen, ſtudirte fleißig, ward ſpäter Dompropſt und endlich gar Erzbiſchof von Salzburg, als welcher er aus Dankbarkeit die Rübe in ſein Wappen nahm. (Freiſauff, Salzburger Volksſagen.) Dieſer Rübe wegen iſt die Meinung entſtanden, Leonhard von Keutſchach entſtamme einem Bauerngeſchlecht. Die Keutſchacher waren Adelige auf dem Stammſchloß Keutſchach unfern des Wörtherſees in Kärnten. (G. A. Pichler, Salzburgs Landesgeſchichte.) Der von Leonhard geprägte ſogenannte Rübenthaler hat für Münzenſammler heute einen ſchier unermeßlichen Werth.

Mir däucht, der Ruf in heutiger Nacht kam von einem Stier, und der Jodel*) iſt und bleibt ein bösartiges Thier, von dem man ſich allerlei zu verſehen hat!“

Dieſe Deutung des unheimlichen nächtlichen Rufes erregt allenthalben das größte Intereſſe der immer dichter werdenden Gruppe, die Bürger rufen erregt durcheinander und ſtimmen zu, daß der Schrei eine große Aehnlichkeit mit dem Gebrüll eines Rieſenſtieres habe.

Im Menſchenſchwarm eingekeilt, macht ſich jetzt ein Bürger durch kräftige Armbewegungen etwas Luft und ſchreit dann hohnlachend auf: „Glaubt doch ſo was nicht, ich, der Thurnermeiſter**) bin ſachverſtändig und ſage Euch: Der Ruf kommt nicht von einem Vieh, er iſt Muſik von einer ſtarken Orgel!“

„Hör' Er, Thurnermeiſter! Er mag von Zinken und Drometen was verſtehen, aber vom Jodelgebrüll verſteht Er nichts! Der Weinrufer hat völlig richtig gerathen: So brüllt kein Inſtrument, ſo brüllt der

---

*) Jodel heißt im Salzburgiſchen volksthümlich der Stier.

**) Thurner (Thürmer) = Muſiker, Signaliſten auf den Stadtthürmen, gemeiniglich auch Stadtmuſikanten unter Direktion des Thurnermeiſters.

übermüthige, kraftſtrotzende Stier, bevor er den Feind angreift! Das ſage ich, der Metzger, ein Mann vom Fach!"

„Der Metzger hat Recht!" ruft ein ſtämmiger Jägersknecht, der, die Armbruſt in der Rechten, hinzugetreten war und neugierig zugehört hatte. „Auch der Brunſthirſch ‚ſchreit' wie der Stier, und bei uns heißt das Gebrüll dann ‚orgeln'!"

„So iſt's!" rufen die Bürger und debattiren nun eifrig den Stierruf von der Veſte, auf den man fürder ſehr achten müſſe, denn er künde jedenfalls kommende Ereigniſſe, wie er auch zur Judenaustreibung brüllte. Mit einem Male aber verloren ſie die Redeluſt, einer nach dem andern drückte ſich lautlos von dannen, zum Teil in nahe Häuſer oder durch die Judengaſſe hinab dem Rathhausplatze zu, denn über den Heumarkt ſchritt von ſeinen Knechten begleitet der Trabantenmeiſter und ein Haufe Maurer mit Kelle und Pike trottete hinterdrein, zum Schluß dann noch ein Gferter*) auf einem Karren, den ein müder Gaul langſam zog.

---

*) Gferter = Lohnkutſcher, der ein Gefährte beſitzt, Fuhrmann.

Nur der Sleinzer*) aus der Gstädtengasse**) ist stehen geblieben, um sich den Zug näher zu besehen, der richtig auf die Judengasse zusteuert und schon am ersten niedergebrannten Hause Halt macht.

Wie die Maurer auf Geheiß ihres Paliers, dem der Trabantenführer einen Wink gegeben, anfingen, die verkohlten Balken wegzuschaffen und dann die Kellermauern mit Haken aufrissen, drängte sich der Sleinzer in höchster Neugierde heran, devot und doch recht aufdringlich den Trabantenmeister grüßend und fragend, ob die Maurer wohl am hellichten Tage Schatzgräberei trieben.

„Pack Er sich weiter!“ brummt der griesgrämige Befehlshaber.

„Nu, nu, Herr Hauptmann! Als Bürgersmann wird man doch wohl noch fragen dürfen, was in unserer Stadt vorgeht, mein' ich!“

„Nein in drei Teufelsnamen! Nichts hat Er zu fragen, und was vorgeht im Namen Seiner fürstlichen Gnaden, hat Ihn und die Bürgerschaft nicht den Deut zu kümmern!“

---

*) Sleinzer = Schleißer, Federnschleißer, ein nicht unwichtiges Gewerbe bei dem damaligen Reichthum an Federbetten.

**) Gstädten von Gestade, linkes Salzachufer.

„Schön! Alſo der Erzbiſchof hat die Nachſuche befohlen!“ meint pfiffig rathend der Sleinzer, dem die Federchen noch am Wams kleben.

„Den Teufel auch, ſcher' Er ſich weiter oder es ſetzt was ab! „Da zugleich einige Trabanten die Hellebarden drohend vorlegen, hupft der Sleinzer vorſichtig zurück und begnügt ſich mit der errungenen Neuigkeit, die er ſofort unter die Leute tragen will, und deshalb ſo eilig davon läuft, als ſei ihm der Eiſenmeiſter ſchon auf den Ferſen. Am Markt biegt der Sleinzer ab und wendet ſich den Weingruben-häuſern zu, in deren Kellern allerlei Weine eingelagert ruhen und deren Erdgeſchoſſe Weinwirthſchaften enthalten. Stimmengemurmel tönt aus einer Weingrube in einem mächtigen Steinhauſe und veranlaßt den Sleinzer, zunächſt hier ſeine Neuigkeit an den Mann zu bringen. Seine Muthmaßung, in dieſer Weingrube Bürger anzutreffen, die eben vorher die Brandſtätte in der Judengaſſe beſichtigten, erweiſt ſich richtig. Laut kräht der Schepfer von der Goldgaſſe, ein dicker Bäcker ſchlägt die fette Fauſt auf das vor ihm ſtehende Faß und ſchreit dazwiſchen, daß es heillos ſei mit den Zeiten unter dem Rübenbiſchof. Kopf an Kopf ſteht die Menge im dunklen Keller, ſchwatzend und trinkend, während im Erd-

geſchoß zahlreiche Rathsherren den Frühſchoppen einnehmen.

Der Sleinzer muß ſich gewaltſam eindrängen, um einen Stehplatz zu erringen im Kellerraum, und ſein Geſchiebe und Drängeln trägt ihm unter Zornrufen kräftige Püffe ein, denn die nächſtſtehenden Gewerbsleute und Zecher nehmen das Geſtoße übel. Doch der Sleinzer ſchiebt ſich mit den Ellbogen rückſichtslos ſtoßend in den Kreis und ſchreit in den gähnend ſchwarzen Raum hinein: „Hört mir zu, Männer!“

„Was gibt's? Wer iſt's, der Gehör verlangt?“ rufen die Zecher durcheinander.

„Hört zu, ich, der Sleinzer von der Gſtädtengaſſe, bringe große Kunde! Ich komme von der Judengaſſe, allwo auf Befehl des Biſchofs die Judenkeller aufgeriſſen werden.“

„Was ſagt Er?“ ſchreien die Bürger und umringen den Kundſchafter.

„Ein Haufen Maurer durchwühlet die Keller nach vergrabenen Schätzen der verjagten Juden! Mir hat's der Trabantenmeiſter eingeſtanden, und ein Gferter ſammt Roß und Wagen harret der erhofften Ladung zur Verbringung auf die Burg!“

Ein heilloſes Gezeter folgt dieſer Kunde, wirr

ſchreien die Leute durcheinander, jeder gibt ſeine Meinung ab und will gehört werden. Kannen und Humpen werden im Gedränge umgeſtoßen, Fäſſer zur Seite gerückt, man lärmt und tobt im finſteren Kellergewölbe und ereifert ſich über die Habſucht des Fürſten, dem die Verjagung der Juden nicht genügt und der ſich an ihrem Nachlaß bereichern will.

„Eine Schande iſt's!“ ſchreit der Sleinzer.

„Recht hat er; hat der Biſchof die Juden verjagt, kann er auch ihr Hab und Gut nehmen!“ ruft mit tiefem Baß der Harſcher aus der Brotgaſſe.

„Schlagt ihn nieder, den Pfaffenknecht, der dem Raub das Wort redet! Er liefert dem Biſchof den Harniſch für die Schergen, drum hält er zu ihm!“ poltert ein Tuchſcherer.

„Ruhe, Ruhe!“ rufen die beſonneneren Zecher.

Den Sleinzer drängt es indeß, ſeine Neuigkeit auch anderswo anzubringen, darum ſucht er den Kellerausgang wieder zu gewinnen. Vom Weingenuß erhitzt, durch die Kunde erregt, ſind die eingekeilten Zecher arg erboſt über das Stoßen und Schieben des unruhigen Mannes. Zudem iſt es ſo dunkel im Raume, daß des Sleinzers Geſicht kaum zu erkennen iſt. Die Einen halten ihn für den Parteimann des Erzbiſchofes und puffen nun erſt recht auf ihn los,

Unbetheiligte kriegen von den Hieben ab und erwidern ſelbe augenblicklich, ſo daß raſch ſich eine Prügelei entwickelt unter Gebrüll und Geſchrei.

Braun und blau geſchlagen erreicht der Sleinzer, von ſtämmigen Armen zu den Kellerſtufen hinaufgeworfen, ſchließlich doch den Ausgang und oben angelangt ſteht er, vom fluthenden Tageslicht geblendet, eine Weile und muß die Augen erſt an die Helle gewöhnen. In eine andere Weingrube geht er nicht mehr, die Leute ſind doch gar zu grob und für ſeine Neuigkeit undankbar. Doch dürften die Rathsherren in der Trinkſtube des Erdgeſchoſſes um ſo dankbarer ſein und dem Ueberbringer ſolcher Kunde willig eine Kanne Weines ſpendiren. Der Sleinzer fühlt auf die empfangenen Hiebe jetzt einen gewaltigen Durſt, der im Bewußtſein, den erſehnten Wein nicht bezahlen zu können, um ſo mehr brennt. Raſch entſchloſſen klinkt der Sleinzer die Thüre auf und tritt in die Herrenſtube ein, wo thatſächlich zahlreiche Herren vom Rath an den langen Tiſchen ſitzen, ſchwere Kannen vor ſich, und im regen Geſpräch ſich ergehen. An unförmlichen Haken hängen Baretts und Hüte, wohl auch ſchwarze Mäntel der Herren, und eifrig trägt der Wirth ſelber den fürnehmen Gäſten die Weinſorten zu. Gar mancher Rathsherr

prüft mit langem Schlürfen die Güte des gereichten Weines. Es müſſen edle Tropfen ſein, nach den Beſtellrufen zu ſchließen, denn verlangt der Eine eine Kanne „Farnätſcher“ (vernaccia), ſo fordert ein Anderer „Veltliner Rothen“, auch Muskateller und Malvaſier wird verlangt und gereichet.

An einem kleineren Tiſch nahe dem Fenſter ſitzen vier Herren beiſammen, auf welche öfters die übrigen Rathsherren blicken und auf deren Geſpräch lauſchen, denn hier präſidirt der kleine gutgenährte Bürgermeiſter der Stadt Salzburg, Virgil Schwaiger, und ihm zur Seite ſitzen die angeſehenſten Bürger der Biſchofsſtadt und Mitglieder des hohen Rathes: der herkuliſche Hans Matſperger mit dem mächtigen Barte und ſtarken Nacken und den treuherzigen Vergißmeinnicht-Augen im ernſtblickenden Antlitz, der zierlich gekleidete, hagere Virgil Fröſchlmoſer, ſeines Zeichens Senſal und Kaufherr, und der derbe, dichtbebartete Hans Gauchſperger, eine ritterliche Geſtalt, der man die Würde eines milden Spitalmeiſters nicht anſieht. Als Beſitzer einiger Häuſer an der unteren Judengaſſe hat ſich Hans Matſperger gleich den Gewerbsleuten am frühen Morgen die Verwüſtung und die Brandſtätte angeſehen, nicht minder die Schäden beſichtigt, die des Feuers Hitze an den

Fenſtern ſeiner eigenen von chriſtlichen Bürgern in Miethe bewohnten Häuſer angerichtet hat. Matſperger verlor kein Wort bei dieſer Schau, doch preßte er feſter als ſonſt die Lippen aufeinander, und bittere Gedanken durchzogen ſein Gehirn. Wenn auch kein Freund der Juden, vermochte er doch nimmermehr deren gewaltſame Vertreibung, die Züchtigung mit Feuer und Schwert zu billigen, abgeſehen davon, daß die frivole Brandſtiftung ihm ſeine Häuſer in ſchwere Gefahr gebracht. Wenn auf Grund der Schreckensnacht Einer dem gewaltthätigen Erzbiſchof nichts Gutes mehr zutraut und bange Sorge hegt für die Zukunft, iſt es Hans Matſperger, der ob ſeiner Körperkraft und Erſcheinung vielfach als der habitloſe Doppelgänger Leonhard's bezeichnet wird.

Schon der kleine Bürgermeiſter hat vergeblich Hanſen zur Meinungsäußerung aufgefordert und ihn gebeten, ſeine Anſicht über etwaige zu unternehmende Schritte des Rathes angeſichts der erfolgten Judenvertreibung kund zu thun. Doch Matſperger lehnte es ab, ſich am Weintiſch zu äußern, die Trinkſtube ſei nicht der richtige Ort dazu, zumal der Keutſchacher erwieſenermaßen überall ſeine Horcher habe. Komme im Rath die Sprache auf dieſe Vorfälle, werde er nicht verfehlen, ſich zu äußern. Einigermaßen ver-

letzt durch dieſe Reſervatio Matſperger's lehnte ſich Schwaiger in ſeinen Stuhl zurück und betrachtete eine Weile die geſchwärzte Decke der Trinkſtube. Da auch Fröſchlmoſer und Gauchſperger ſchwiegen und ihre Gedanken lieber durch herzhaften Schluck aus den Kannen befeuchteten, ward es am vornehmſten Tiſch der Trinkſtube raſch ſtill und allmälig verſtummten auch die übrigen Gäſte, denen Matſperger's Verhalten aufgefallen war und zur Richtſchnur diente. Mancher Bürger mochte wohl auch denken, ob nicht vielleicht ein biſchöflicher Horcher unerkannt im Kreiſe ſich befinde, und prüfende Blicke flogen von Geſtalt zu Geſtalt. Es ſind jedoch durchweg bekannte Geſichter, Mitglieder des hohen Raths oder doch angeſehene Bürger, ehrſam nach Geſinnung und Gewerbe, Leute von erprobtem Charakter und durchaus keiner Liebedienerei gegen den ſtadtfeindlichen Erzbiſchof verdächtig. Unwillkürlich mochte mancher der Zecher darüber nachdenken, ob der gewaltige, reiche Matſperger mehr wiſſen ſollte, ob vielleicht doch Einer im Kreiſe ſitze, der zur Vorſicht mahne. So erſtarb auch das letzte Geflüſter in der Stube, eine Stille trat ein, die bänglich auf den an der Thüre ſtehenden Sleinzer wirkte, da dieſer das Verſtummen auf ſich bezog und daraus folgerte, daß die Raths-

herren ſein Eindringen übel nehmen. Doch nun iſt er einmal herinnen und ſo eine Kanne ſüdlichen Rebenſaftes iſt auch nicht zu verachten. Einige Schritte vortretend, hebt er an zu ſprechen: „Mit Verlaub, Ihr Herren des Rathes! Ich bin zwar nur ein armer Sleinzer aus der Gſtädtengaſſe, doch könnte ich vermelden, daß Seine Gnaden der Erzbiſchof gegenwärtig nach der Juden Schätze und Eigenthum, ſo es in den Kellern vergraben ſein ſollte, fahnden läßt. Es reißen zur Stunde zahlreiche Maurer die Kellergewölbe auf, ein Gfertler wartet mit Roß und Wagen auf die erhofften Schätze.“

Der Sleinzer macht eine Kunſtpauſe, um die Wirkung ſeiner Anſprache zu beobachten. Die Rathsherren haben wohl zugehört und ſtrengen Blickes den Eindringling gemuſtert, doch kein Laut einer Ueberraſchung wird laut, die Herren bleiben ſtill, ſtumm wie die Fiſche im Waſſer, höchſtens, daß einer nach der Kanne greift und trinkt. Betroffen, in höchſter Verlegenheit hält der Sleinzer ſeine Kappe in der Hand; um eine Kanne Weines zu bitten, fehlt ihm nun völlig der Muth, und er fühlt deutlich, daß juſt er ſehr überflüſſig iſt in dieſem Kreiſe. Schon kommt der handfeſte Wirth heran, dem die Abſicht, den läſtigen Sleinzer an die Luft zu befördern, vom

Geſicht abzuleſen iſt, da öffnet ſich abermals die Thüre und ein alter Harfner im zerſchliſſenen Wams, mit dünnen Haarſträhnen im Nacken, ſchiebt ſich herein, poſtirt ſich ohne lang zu fragen neben dem Steinzer und greift gleich voll in die verſtimmten Saiten. Der Wirth beſchleunigt ſeine Schritte, um nun beide hinauszuweiſen, doch Matſperger deutet durch eine Handbewegung an, daß von einer Gewaltmaßregel Abſtand zu nehmen ſei.

Wie der Alte mit dünner Stimme zu ſingen beginnt, ſtrecken die Rathsherren die Hälſe, ihre Neugierde iſt erwacht, denn der Harfner kräht ſein Lied nicht etwa wälſch, ſondern deutſch, und das iſt das Ueberraſchende an der Sache. Sein Liedlein lautet:

Schwer iſt der Zeitenlauf,
Die Zeit iſt wahrlich ſauer;
Es ſeufzet ſchwer der Bürgersmann,
Es klaget ſchwer der Bauer.

Doch auch der Krieger klaget,
Es fehlt der regelrechte Sold;
Vergeblich wartet auch der Ritter
Auf das glänzend rothe Gold.

Schallendes Gelächter macht die Fenſter klirren, ſelbſt Matſperger gibt die kluge Zurückhaltung auf und lacht laut mit. Der Bürgermeiſter kichert ver-

gnügt und Gauchsperger ruft: „Ich glaube, der Harfner spielt auf den Wisbeck an! Ein famoser Witz! He, Wirth, gebt dem politischen Harfner eine Kanne auf meine Rechnung!“

Dankbar, immer in demüthiger Haltung verbeugt sich der Harfner und richtet sich aufs Neue in Spielpositur. Nun glaubt aber auch der Sleinzer seine Zeit gekommen; er flüstert dem Alten etwas ins Ohr, dieser nickt, greift in die Saiten zu einem schelmischen Vorspiel für ein Schnaderhüpfl, so daß sich eine erwartungsvolle Stimmung allenthalben kundgibt. Diesmal hebt aber der Sleinzer zu singen an:

Leonhard der Keutschach,
Hat eine Rübe im Wappen;
Ist ein gewaltiger Herr —
Will niemals berappen.

Leonhard der Keutschach
Mit der Rübe im Wappen;
Vertheuert das Salz,
Nimmt den Juden die Kappen.

Leonhard der Keutschach
Mit der Rübe im Wappen;
Tödtet das Recht
Läßt den Bürgern nur Lappen.

„Bravo!“ rufen die Rathsherren und klatschen in die Hände. Matsperger, hochvergnügt über die neue

Form, dem verhaßten Fürſten Eins anzuhängen, gebietet dem Wirth, dem Sleinzer einen Humpen Malvaſier zu reichen und freudeſtrahlend dankt der Federnmacher für dieſe Gnade.

Die Liedchen haben Stimmung gemacht; es ſummt und tönt wieder in der Trinkſtube. Man beſpricht den Konflikt Wisbeck-Leonhard, der wohl zum Kriege ſich verdichten wird, gloſſirt die Geldnoth des Erzbiſchofs, der leicht abzuhelfen wäre, wenn die Rathsherren nur wollten, und auch über die Schatzgräberei in den Judenkellern macht man ſich luſtig, weil ſie nur zu deutlich zeigt, wie ſchlecht die fürſtliche Kaſſe beſtellt ſein muß.

Und am hinterſten Tiſch lärmt jetzt der Kugelbräuer aus der Judengaſſe: „Und was das Allerſchönſte iſt: Der Biſchof macht den beſten Steuerzahlern auch noch Konkurrenz und gründet Kameralbrauhäuſer*) auf Pump! Das kann luſtig werden! Paſſet auf, ihr Herren! Wir erleben es ſicher: Der Habit machet Bier noch aus Rüben!“

*) Leonhard erwarb um 900 Gulden die Brauſtätte zu Kaltenhauſen bei Hallein und erweiterte ſelbe, wie er auch von der Familie Elſenheimer um 1300 Gulden das Bräuhaus am alten Habermarkt (heute Frohnveſte) ankaufte und zu Neumarkt das Kaltbierhaus errichtete.

Lachend ſchütteln ſich die Rathsherren und wehren mit vorgeſtreckten Händen den Gedanken an ein Rübenbier ab. Beſonders Rath Matſperger zeigt eine gut fingirte Scheu vor ſolchem Getränk und animirt den Sleinzer, der mit ſeiner Kanne Malvaſier beſcheiden neben dem Harfner in einer Ecke ſteht, auf das Rübenbier ein „Gſtanzel“ zu ſingen. Eine Weile beſinnt ſich der Federnſchleißer, dann hebt er an und kräht in die Stube:

Es war einmal ein Kirchenfürſt,
Ein mächtig ſtarker Herr;
Der geldlos gerne gründen thut
Und ſpekuliren hin und her.

Die Gläubigen ſie werden g'ring,
Der Gläubiger iſt eine Schar;
Die Juden iſt er wirklich los,
Doch fehlt's im Beutel gar.

Die Ritter raufen ſicherlich
Auf Puup hinfür nicht weiter;
Und ditto auch die Schergenknecht',
In Salzburg wird es heiter.

Da kommt dem ſtolzen Kirchenfürſt'
Ein wunderſam' Gedanken:
Er zapft aus Rüben bayeriſch Bier —
Die Bürger ſich bedanken!

Im höchsten Vergnügen singen die Rathsherren im Chorus den Schlußvers des Spottgedichtes mit:

„Er zapft aus Rüben bayerisch Bier —
Die Bürger sich bedanken."

Und jeder der Herren langt aus dem Geldbeutel eine kleine Münze heraus und winkt dem Bänkelsänger, sie einzukassiren. Vergnügt hüpft der Steinzer von Tisch zu Tisch und sackt dankend die Münzen ein im Frohgefühle, nun auf die früheren Prügel hin doch noch ein gutes Geschäft gemacht zu haben. Mit einem gehörigen Kratzfuß verabschiedet er sich dann, um in anderen Trinkstuben das „Geschäft" fortzusetzen.

Einer der ersten, die nun den Frühschoppen beenden, ist Rath Matsperger, der sich schwerfällig erhebt, nach dem Barett greift und grüßend die Stube verläßt. Wie geblendet steht er im grellen Sonnenglanz und schützend legt er die rechte Hand über die Augen; dann schreitet er seiner Behausung zu, hastiger als es sonst seine Gewohnheit ist. Die köstlichen Spottverse muß er so rasch wie möglich seiner Ehehälfte übermitteln, und damit sie ihm auch im Gedächtniß bleiben, wiederholt er die Spottliedchen summend vor sich hin. Der wilde Orgelschrei von der Veste, der plötzlich wieder ertönt, läßt ihn be-

troffen innehalten. Matsperger weiß durch die Erörterung des nächtlichen Orgelgebrülles zwar, daß dieser Ruf auf eine absonderliche musikalische Neigung des Fürsten zurückzuführen ist, dennoch wirkt der Stierruf jedesmal verblüffend, überraschend. Auch Matsperger kann sich eines unangenehmen Gefühles nicht erwehren; das Gebrüll klingt so seltsam trotzig, herausfordernd, unheilkündend! Weiß der Himmel, was Leonhard oben wieder ausgeheckt hat gegen die Stadt; irgend ein Streich wird es sein, dessen Plan nun der Stierruf akkompagniren muß. Dreimal tönt das gräßliche Gebrüll durch die Stadt und lockt Alles, was Beine hat, auf die Gassen heraus. Matsperger ist an der Brandstätte vorüber zum Heumarkt geeilt, von wo sich ein Blick auf die Veste ermöglichen läßt. Nichts Besonderes ist indeß zu sehen, sonnenbeglänzt ragt die Burg ins wolkenlose blaue Firmament, wohlbewehrt und stolz. Matsperger kehrt daher wieder um und schreitet seinem Hause zu, ohne sich an den niedergebrannten und sichtlich von Hauen und Piken durchwühlten Judenhäusern länger aufzuhalten. Das Suchen nach Schätzen war wohl vergebens, und vielleicht machte Leonhard seinem Aerger darüber durch den Stierschrei Luft. „Der Keutschacher ist ja ein so viel lauter Herr!“ murmelt

Matsperger, bückt sich etwas, vor der Thür seines Hauses angelangt, und schreitet in den finsteren Flur, aus dem es kühl herausweht, und hinauf die maßig steinerne Stiege in das obere Stockwerk.

In der Erkerstube, die Matsperger's Reichthum wie seine Beziehungen zur Dogenstadt auf den ersten Blick verräth durch reiche Ausstattung und venetianische Schmuckgegenstände, trifft der herkulische Rath Besuch an; Fröschlmoser's blühend Töchterlein Wandula ist zu Matsperger's Diemudis gekommen, um in den Kästchen, die Diemudis' Bräutigam, ein Venetianer Kaufherrnsohn, aus der Lagunenstadt gesendet, zu kramen. Eine herrliche Mädchengestalt ist Diemudis; tannenschlank gewachsen, ist der entzückende Körper von einem rothsammetnen Kleid umschlossen, Goldspangen schmücken den schönen weißen Hals, und in dem hellblonden Haar, das zu zierlichen Zöpfen gewunden den reizenden Kopf umschlingt, blinkt ein Demant reinsten Wassers, ein Geschenk des prachtliebenden Vaters. Die schönen Mädchen wirbeln trotz der schweren Kleider auf den eintretenden Rath zu, ihn lebhaft und freudig begrüßend. Ein Lächeln der Befriedigung schwebt auf Matsperger's dichtbeschatteten Lippen, und weich im Ton begrüßt er Diemudis und Wandula, indem er Fröschlmoser's

Tochter die Hand reicht und ſein eigen Kind väterlich auf die reine Stirn küßt.

„Sieh, Vater!“ ſpricht Diemudis und geleitet ihn zum Tiſch, „ſieh, welch' herrlich Käſtchen mir Adolpho aus Venedig geſendet! Wandula kam juſt recht, die Pracht zu beſehen und mit mir zu bewundern. Doch ſage, Vater, was war das vorhin für ein ſeltſam und ſchauerlich Gebrüll in der Stadt? Mütterchen ſagte, ſchon in verfloſſener Nacht hätte es ſo ſchaurig durch die Nacht geklungen! Doch hörte ich davon nichts, bin daher jetzt um ſo mehr erſchrocken.“

„Es iſt ſo ſchrecklich nicht, Mädchen! Was ſo ſchaurig tönt und brüllt iſt ein Orgelwerk, das der Erzbiſchof nach ſeiner Laune ſich geſchaffen. Der Mann liebt rauhe Töne! Für die Juden in verfloſſener Nacht hat es freilich ſchlecht genug geklungen. Folgt dem Stierruf ſtets ſolch' fürchterlich Ereigniß, dann hat die Stadt wohl Urſach' zu zittern und zu beben. Doch laßt Euch nicht ſtören, Mädchen! So Gott will, ſtört dieſer Stier kaum Eure Kreiſe!“

Etwas verſchüchtert, doch durch Vaters Rede wieder beruhigt, kramen die Mädchen bald wieder in den Geſchmeiden und Goldkettchen, beſchauen ſich

im herrlich Venetianer Spiegelglas und zieren ſich auch gegenſeitig mit dem Tand.

Matſperger will eben ſeine Hausfrau aufſuchen, da pocht es kräftig an der Stubenthüre, und zwiſchen Thür und Angel prallt der Rathsherr auf den Kanzler des Erzbiſchofs, den dicken Doctor Mändl, der wie ein kugelrunder Zwerg vor dem großen Rathsherrn ſteht und hülflos mit ſeinen kleinen Aeuglein zu Matſperger's herkuliſcher Geſtalt emporblickt.

„Ei, welche Ehre! Ehrwürden, der Kanzellar Seiner fürſtlichen Gnaden, beehren eines ſimplen Bürgers Haus durch einen Beſuch! Und welche Strapaze: Von der ſtolzen Veſte herabzuwandern in die demüthige Stadt!“

„Laßt den Spott weg, Rath Matſperger! Ich muß Euch ſprechen insgeheim, muß Zwieſprach pflegen ohne Zeugen und bitte Euch, mir ſelbe zu gewähren!“

„Ich ſtehe Euch zu Dienſten, Kanzellar! Kommt mit in meine Stube, die vor Lauſchern ſicher iſt!“ Damit geleitet Matſperger den Beſucher in ein anderes Gelaß und ſchiebt ihm einen Stuhl zu mit der Bitte, Platz zu nehmen. „Trinkt Ihr einen Humpen alten Chianti mit, Ehrwürden?“

„Chianti, hm! Ein ſchwerer Tropfen! Doch

es ſei: beſſer kann er nirgend ſein, als in Eurem Hauſe!“

Lächelnd ſagt der Rath: „Dann geduldet Euch ein kurzes Weilchen allein, ich werde Auftrag geben!“

Indeß Matſperger aus der Stube tritt, macht ſich's der Kanzler im weichen Stuhl bequem und wiſcht ſich die Schweißtropfen von der fetten Stirn. Ein ſchwerer Gang dies um glühende Mittagszeit und in ſo heikler Sache. Aber der Erzbiſchof kennt nun einmal keine Rückſicht, keine Schonung.

Wieder eintretend, bringt Matſperger einen dickbauchigen Krug mit, den er nebſt zwei Bechern auf den Tiſch ſtellt mit den Worten: „Verſtattet, vieledler Kanzellar, daß ich Euch gleich ſelbſt bediene! Wir bleiben andurch am beſten geſichert vor fremden Ohren. Ich ſchenke auch gleich ein: ad salutem!“

„Gratias tibi domine!“ erwidert Doctor Mändl, die Becher klirren aneinander, bedächtig ſchlürft der Kanzler den alten Tropfen und nippt immer wieder. „Ein ſelten guter Wein! Ihr verſteht Euch darauf wie kein Zweiter im Erzſtift!“

„Zu viel des Lobes! Doch womit kann ich Euch, Vieledler, dienen?“

Dieſen Moment hat der Kanzler wohl gefürchtet; unruhig rückt er im Stuhle hin und her, trinkt

wieder, um ſeine Verlegenheit zu verbergen, und ſtottert endlich: „Mit Permiſſion, vieledler Rath und Kaufherr! Es iſt ein beſonderer Auftrag, der mich in Eurer Haus geführt!“

„Ein Auftrag des Erzbiſchofes wohl vermuthlich?“

„Ja! Ihr habt eine beſondere Art, Gedanken zu errathen!“

„Ich wüßte nicht! Ihr ſeid des Biſchofs Kanzler, nebſt Ilſung deſſen rechte Hand, alſo könnt Ihr wohl nur in Leonhard's Auftrag kommen. Und was wünſcht der Erzbiſchof von mir ſchlichtem Bürger?“

„Der Glanz Eures Hauſes iſt meinem gnädigſten Herrn und Gebieter ganz wohl bekannt, wie Eure reiche Handelsſchaft mit dem ſonnigen Süden! Euch hingegen dürfte nicht unbekannt ſein, daß die von Seiner fürſtlichen Gnaden erworbenen Gewerke erſt in einigen Jahren den erwarteten Nutzen abwerfen können . . .“

„Ihr braucht Geld, das heißt der Erzbiſchof?“

„Nicht ſo brüsk, vieledler Rath, wenn ich bitten darf! Doch iſt dem ſo! Ich ſoll Euch bitten, dem gnädigſten Landesherrn mit etzlich tauſend Gulden beizuſpringen . . .“

„Die ich dann in den Rauchfang ſchreiben darf wie der Ritter Wisbeck!“

„Seid nur gelaſſen, vieledler Rath! Auch der ungeſtüme Ritter wird ſein Theil erhalten, ſobald nur die Finanzlage ſich gebeſſert. Mein Gebieter iſt ohne Zweifel der richtige Mann, auch hierin Ordnung zu ſchaffen. Nur der Anfang iſt ſchwer und ungeſtüm die Schar der Fordernden! Ihr werdet es erleben: der Erzbiſchof wird in betagten Jahren der reichſte Fürſt Europas ſein!“

„Gut für ihn! Jetzo iſt er's ſicher nicht! Und ihm gewähren, was er wünſcht, heißt gutes Geld ins Waſſer werfen! Dazu verſteht ſich ein Matſperger nie, und ich verweig're juſt dem Erzbiſchof die Bitte!“

„Bedenket doch, vieledler Rath! Der Erzbiſchof iſt hart bedrängt, in Noth, ja ſelbſt in Gefahr, denn Ritter Wisbeck, mit dem Bann belegt, raubt und plündert im biſchöflichen Machtgebiete; ſchon iſt Schloß Tetelheim von ihm in Aſche gelegt, Pfarrhöfe und Güter ſind gebrandſchatzt, das Aergſte ſteht zu befürchten, ihm muß mit Kriegsmacht feſt und ſtark entgegengetreten werden und —“

„Dazu ſoll der Matſperger die Mittel geben auf Nimmerwiederſehen!“

„Juſt Ihr dünkt dem gnädigſten Herrn der rechte Mann, Ihr ſeid der Angeſehenſten Einer, reich

und mächtig, und könnt geben, ohne es zu ſpüren!“

„So? Das deucht mir ſchier gefährlich! Will der Biſchof nicht lieber an anderen Thüren anklopfen?“

„Ich habe nur Auftrag, Euch, keinen Anderen um Hülfe anzugehen! Auch bin ich befugt, handſchriftlich Alles feſtzuſetzen und jeglichen Zins zu bewilligen, ſo Ihr verlanget!“

„Ich bin kein Wucherer und gebe dem Biſchof keinen Deut! Mit unſicheren Leuten macht ein Matſperger keine Geſchäfte!“

„Wollt zum Pfand Ihr außer der Schrift vielleicht ein Lehen? Auch ſolches kann ich Euch geben!“

„Nein! Bemühet Euch nicht länger, vieledler Kanzellar! Dem Biſchof keinen Heller! Zu ſchwer laſtet ſeine Hand auf uns! Ich verweigere die Bitte!“

In Schweiß gebadet, erhebt ſich Doctor Mändl ſchwerfällig, und wehmüthig blicken ſeine Augen auf den noch gutgefüllten Humpen. Dies wahrnehmend ſagt Matſperger: „Des Weines braucht Ihr darob nicht zu entrathen, Kanzler! Leert den Humpen auch ohne gewünſchten Erfolg! Es ſtärke Euch der Wein zum mühſamen Heimweg!“

„Nein, nein, zu ſtark iſt fürwahr dieſes Weines Kraft! Nur einen Schluck noch für die müden Glieder! So, nun habet Dank! Möge Euch es nie gereuen! Des Biſchofs Gedenken reichet weit wie ſeine Hand!“

„Keine Drohungen, vieledler Kanzler! Sie verfangen bei mir nicht! Gehabt Euch wohl! Erreichet wohlbehalten die ſtolze Burg!“

Die Thüre öffnend, läßt Matſperger ſtolz aufgerichtet den Kanzler hinaustreten und verabſchiedet ſich lediglich nur durch ein leichtes Kopfnicken.

Gleich darauf rauſcht in fürnehme Seide gekleidet Matſperger's Ehefrau in die Stube mit der Frage: „Hans, war das nicht des Biſchofs runder Kanzellar?“

„Gewiß, Gertrud! Du haſt recht geſehen! Und dieweil die ganze Stadt ſpottet über ſeine verfehlten Thaten, ſchickt er mir den Kanzler als Zwiſchenmann um Geld für den Fehdekrieg gegen den endliche Zahlung heiſchenden Ritter Wisbeck!“

„Nicht möglich! Und haſt Du des Biſchofs Bitte ihm erfüllet?“

„Nein, Gertrud! Es wäre verlornes Geld! Zu unſicher iſt mir der Mann wie die Zeit!“

„Er wird ſich rächen!“

„Soll er es, wenn er's vermag! Feſt ſteht mein

Haus und Geſchäft, geſichert iſt unſer Hab und Gut! Ich fürchte ihn nicht, noch ſeinen Stier!“

„Was Du thuſt, Hans, iſt immer wohl gethan! Doch deucht mir, es würde beſſer ſein, die Vermählung nun zu beſchleunigen. Mir wär's ein Troſt, Diemudis geborgen zu ſehen, ſo ſchmerzlich mich's berührt, die Tochter fern von uns zu wiſſen, tief unten in Venedig!“

„Den Troſt kann ich Dir wohl verſchaffen! Noch heute ſoll ein Brieflein auf den Weg gelangen mit neuer Fracht über die Tauern! Geordnet iſt ja Alles!“

Noch eine Weile häusliche Angelegenheiten beſprechend und ſeiner Ehefrau die Vorfälle beim Frühſchoppen erzählend, begibt ſich ſodann das ſtolze Paar zu Tiſche.

Eines der ſtärkſten Thore der alten Stadt zur Pyrglerklauſe am äußerſten Ende der langgeſtreckten engen, an die Felsſchrofen des Immberges angeſchmiegten Steingaſſe ſteht das quaderngefügte Steinthor, ein Thorthurm, der die Gaſſe abſperrt und deſſen ſchweres Eichenthor ſtets geſchloſſen gehalten werden muß. Ständig hat ein Thurner (Thürmer) oben an der Brüſtung Auslueg zu halten und durch

Hornruf Kunde vom Nahen fremder Mannen zu geben, worauf der Thurnermeiſter vom vergitterten Fenſter an der Straßenſeite die Verhandlungen über Herkunft, Ziel und Abſicht der Reiſe einzuleiten, verdächtigem Volk den Einlaß zu wehren hat. Der Thurmmeiſter wohnt ſammt ſeinem ſchmucken Töchterlein Matza im Thurme ſelbſt, ein feſtes, doch kahles Heim über dem Thore inmitten wuchtiger Quadernmauern. Den Ernſt dieſer Umgebung zwiſchen Fels und Stein mildert das kleine Ziergärtchen, für welches mühſam Raum geſchaffen ward an der Schrofenwand innerhalb des Walles. Viel Licht genießt das Gärtchen nicht, nur die Nachmittagſonne überklettert die Mauern und brennt dann ſcharf auf die von Matza's ſorglicher Hand gepflegten Blümelein, ſo daß Thürmers Töchterchen fleißig des Abends wieder gießen muß, um die Lieblinge nicht dürſten zu laſſen. Auch eine kleine Laube birgt eine Niſche, von rothblühenden Bohnen und Hollunder umſponnen, und Matza bettelte Väterchen ſo lange an, bis ein rohgezimmerter Tiſch und ein Bänkchen darinnen aufgeſtellt wurden. In dieſem lauſchigen Plätzchen träumt Matza von ſtolzer Ritterspracht und dem vornehmen Leben der reichen Kaufherren und Räthe, von den Schätzen des fernen Südens, nach welchem die Berge fern verblauend

den Weg weiſen, der hohe Göll*), das Tennengebirge und deren ſcharfgeſchnittene Einſattelung im Paß Lueg. Wenn je tournirt wurde oder ein Armbruſtſchießen ſtattfand, hat Matza nie gefehlt, ſich dieſe Pracht zu beſchauen, ſie konnte ſich nicht ſattſehen an den ſtolzen Geſtalten und der Kleiderpracht der edlen Frauen. Und jedesmal nach ſolchem Feſte ſchämte Matza ſich ihres einfachen Kittels und des gemeinen Standes. Wie ein Gefängniß deucht dem Mädchen das Heim im feſten Thurm, und unter des Vaters ſtrengem Gebot fühlt Matza ſich ſelbſt als Gefangene, die ſich hinausſehnt mit ihrer jungen lebfreudigen Seele in Gottes freie, herrliche Natur. Aber ſo ein Flug iſt, ach, ſo ſelten möglich! Die Zeiten ſind ſchwer, die Straßen unſicher, viel Geſindel treibt ſich auf Flur und Steg umher, und nicht viel beſſer iſt's in den Gaſſen ſelbſt, wo rauhe Kriegsknechte ſich rohe Scherze erlauben, ſo ſie einer ſchmucken Dirn habhaft werden können. Matza iſt gewiß nicht überängſtlich, aber vor einem Gang weiter als über die enge Steingaſſe hinauf bangt ihr doch jedesmal, und nur die Schauluſt vermag es,

*) Göll von collis = Berg, Hügel, coligna = Golling. Keltiſch gol = Anhöhe.

alle Bedenken und ängſtlichen Gefühle zu verſcheuchen und den Gang zu wagen. Den grauſigen Brand in letzter Nacht jenſeits der Salzach hat Matza, geweckt durch den ſchaurigen Stierſchrei, vom Fenſter ihrer Kemenate angeſehen, zitternd und bebend am ganzen Leibe, und faſſungslos in dieſer fürchterlichen Sturmnacht hat das Mädchen auf das ſchaurige Schauſpiel geſtarrt.

Im friſchen Sommermorgen gelüſtete Matza wohl ſehr, über die Stadtbrücke hinüber zu wandern zur Brandſtätte und Erkundigungen einzuziehen über die Entſtehung des Unglückes. Bevor aber Matza am Morgen angekleidet war, iſt Vater Thurmmeiſter ſchon fort in die Stadt gegangen, nachdem er dem Thurmknecht die Obſorge übertragen und ſtrengſtens aufgegeben, die Wacht pünktlichſt zu vollführen. Matza kann vom Knecht nichts weiter erfahren, da er ſelbſt nichts weiß von den Vorgängen in der Schreckensnacht, und den ſchrecklichen Schrei hält der Thurner wohl für Geiſterſpuk aus dem wilden Gejaid. Die Neugierde treibt Matza von dannen; eilig trippelt das ſchlanke Mädchen, dem die herrlich nußbraunen Zöpfe luſtig am Rücken baumeln, durch die Steingaſſe zur Brücke und haſtet über ſelbe in die innere Stadt, ſchlankweg auf eine Gruppe Weiber zu, die

am Rathhausplatz die Ereigniſſe beſprechen. Matza horcht aufmerkſam zu, und Mitleid durchzieht ihre junge Seele, Mitleid für die armen, vertriebenen Juden. Wie aber die geſchwätzigen Weiber ſcharfzungig den Erzbiſchof läſtern, zieht ſich Matza erſchrocken zurück; an dem Geſchimpfe will ſie kein Theil haben, denn der Fürſt iſt ihres Vaters Gebieter und Brotherr, deſſen Thun und Laſſen ſie nicht zu beurtheilen hat als gehorſame Unterthanin. Wie dann noch halbtrunkene Knechte, auch Zünftler, Handwerker vorübertaumeln, die in den Weingruben zu tief in den Becher geguckt, da flieht Matza erſchreckt wieder über die Brücke und mäßigt erſt im kühlen Schatten der Steingaſſe den eiligen Schritt. Juſt an der Brücke ſtand ein Junker, jung und übermüthig, mit luſtigen Augen im hübſchen Kopf, ſtolz und herriſch gekleidet, doch ohne Farben am Wams, um nicht gleich Jedem ſein Geſchlecht zu künden. Junker Hartwig iſt's, des Erzbiſchofs toller Neffe, aus dem Geſchlecht der Keutſchach, der des dolce far niente auf der ſicheren Burg überdrüſſig, hinter dem zur Stadt gehenden Kanzler Doctor Mändl durchs Thor der Veſte huſchte und ohne Erlaubniß auf eigene Fauſt auf Aventiuren in die erregte Stadt ging. Des Erzbiſchofs nächſte Umgebung pflegt unter ſich

Hartwig nur „Junker Thunichtgut“ zu nennen, deſſen tolle Streiche juſt dann zu kommen pflegen, wenn man ſich ihrer nicht verſieht. In der Burg ſeufzet Alles, denn Junker Thunichtgut ſchont weder Ilſung noch den Talar des Kanzlers, er treibt den tollſten Schabernack mit Dienern und Geſinde und ſchreckt auch vor dem Schwert des Trabantenführers nicht zurück, neckt den Wallmeiſter ebenſo wie den Schloß-kaplan im Bewußtſein, daß ernſtliche Strafe doch immer an ihm vorbeigehen und Oheim Erzbiſchof verzeihen werde. Zu Gewaltthaten hat Hartwig ſich auch niemals hinreißen laſſen, es waren nur über-müthig tolle Streiche eines jungen zerſtreuungsluſtigen Junkers, der die Welt als Zielſcheibe ſeiner Streiche erachtet. Wohl in Erkenntniß dieſer Verhältniſſe iſt vom Oheim dem tollen Neffen auferlegt worden, den Burgfrieden der Veſte bei ſchwerer Pön nicht zu überſchreiten und namentlich die Stadt ſelbſt zu meiden, deren Bevölkerung die tollen Neckereien des Junkers gerade noch fehlten, um das Maß an Er-regung und Unzufriedenheit voll zu machen. Auf dieſes Machtgebot des geſtrengen Oheims hat Hart-wig inſofern Bedacht genommen, als er die Farben Keutſchach's vom Wams entfernte und nun hoffen darf, unerkannt nach Abenteuern zu fahnden. Die

Brandstätte hat Hartwig bereits besichtigt und sich an derselben herzlich gelangweilt, am Trinken hat er keine Freude, auch enthält sein Beutelchen zu wenig an klingender Münze. Die schönen Kaufherrntöchter sind nirgends sichtbar, die erhoffte Augenweide fehlt wie die Gelegenheit, ein holdes Jungferchen anzusprechen. Junker Thunichtgut beginnt sich zu langweilen und bereut allmälig, in die öde Stadt herabgekommen zu sein. Da hastet zierlich wippenden Schrittes, einer Bachstelze gleich, Matza vorüber, und ohne Besinnen schreitet Hartwig hinterdrein. Ist's auch nur eine Maid aus geringem Volk und Stand, hübsch ist sie und das genügt für den jungen Sausewind, dem es erst in der Nähe des Steinthores gelingt, Matza an die Seite zu kommen. Leicht das Barett lüftend, grüßt der Junker die erröthende Maid und stellt schlankweg die Bitte, ihr Geleit geben zu dürfen zum elterlichen Hause.

Matza zögert, sie fürchtet sich vor dem ungestümen schönen Junker, und doch fühlt sie sich nicht wenig geschmeichelt, daß sie, des Thürmers einfach Töchterlein, dem schmucken Herrchen ins Auge gefallen, ihn veranlaßt hat, ihr zu folgen.

Sie sei im Thurm zu Hause und des Thürmers

Tochter, liſpelt Matza, es verlohne ſich ein Geleit wohl nicht mehr.

„Des Thürmers Tochter! Um ſo beſſer! Dann ſtehe ich ja auf unſerem Boden!“ ruft vergnügt der Junker und ſteigt neben Matza die Steintreppe zur Bruſtwehr hinan.

„Wie ſagt Ihr, Junker? Auf Eurem Boden?!“

„Hab' die Zunge nicht genügend im Zaum, Jungfer! Doch wie heißet Ihr, ſchmuckes Kind?“

„Matza bin ich benannt von Kindheit auf!“

„Und ich bin Junker Hartwig, der holden Maid gebührend aufzuwarten!“ ſagt Thunichtgut mit drolligen Gebärden übermüthiger Laune und ſucht das ſchlanke Geſchöpf in den Hüften zu umfaſſen.

Erglühend wehrt Matza ab: „Nicht doch, junger Herr! Bin ich auch nur ein niedrig Weſen, halt' feſt ich doch an guter Sitte!“

„Und gute Sitt' iſt's hieweg alleweil, den roſigen Mund zu küſſen!“ erwidert Hartwig lachend, umfängt blitzſchnell die Maid und raubt ihr einen Schmatz. „Das ſchmeckt fürwahr ganz herrlich!“ verſichert drollig Thunichtgut und wiſcht ſich mit dem Wamsärmel den bartloſen Mund.

Matza iſt erſchreckt in die Laube gehuſcht, doch ſchielt ſie verſchämt und neugierig, ob der Junker

ihr wohl folgen werde, durch das üppig wuchernde Gebüsch des Flieders. Und Hartwig ist nicht Willens, das zierliche Ding schon zu verlassen; er eilt frohgemuth gleichfalls zur Laube, deren Ausgang er mit ausgebreiteten Armen versperrt. „Ich spiele Thorwacht, holde Maid, und ohne Mauth gibt's kein Passiren, zierlich Täubchen!“

Matza hat auf dem Bänkchen der Laube Platz genommen mit gerötheten Wangen und wogender Brust. Ihr ist ganz wirr im Köpfchen; was sie sich träumend je gewünscht, heut ist's zur That geworden: ein schmucker Junker weilt in ihrer Laube, kosend um Gunst flehend nach ritterlicher Weise. Ist Matza nun nicht Burgfräulein, um dessen Minne ein Sproß aus edlem Geschlecht wirbt, heiß und begehrlich? Und Junker Thunichtgut versteht das Werben.

Matza frägt, den allzukühnen Junker lässig abwehrend, aus welchem Edelgeschlecht er wohl stamme?

Betroffen stutzt Hartwig einen Augenblick, schier unwillkürlich fährt seine Rechte auf die Stelle der abgetrennteu Farben. Doch faßt er sich rasch und bemeistert sein Erschrecken durch ein kärntnerisch G'sangel:

„Bin a luſtiger Bua
Bin a Kärntner Leilei*)
Wo a ſchön's Deandl is,
Is a Kärntner dabei."

„Ah wie prächtig! Und ein Kärntner ſeid Ihr, Junker? Iſt nicht auch unſer Gebieter, der Erzbiſchof aus einem Kärntner Geſchlecht?!"

„Gewiß, ſchöne Matza. Oheim Leonhard iſt ein Keutſchacher!"

„Wie ſagt Ihr, Junker: Oheim Leonhard, der Erzbiſchof? Alſo ſeid Ihr gar . . ."

Hartwig beeilt ſich durch einen Wortſchwall ſein Verplappern zu verdecken und verſichert: „Wir im Fähnlein der Leibtruppe Seiner fürſtlichen Gnaden nennen den Gebieter ſchlankweg nur Oheim! Ich bin Fähnrich in der Leibtruppe und wie der Erzbiſchof aus Kärnten. Doch laſſen wir das! Ein Küßchen von Eurem Kirſchenmund iſt mir lieber als hundert der größten Trabanten! Hör' Sie zu, Jungfer:

„Schau her, wie das Bacherl
Vom Berg abirinnt;
Schau her auf mei' Herzl,
Wie die Lieb außerbrinnt!"

---

*) Spitzname der Kärntner, weil ſie faſt bei jedem zweiten Worte die Füllpartikel „Lei" (gleich, nur) einſchieben.

„Dir wird bald was anderes brinnen!“ poltert wüthig der heimgekehrte Thurmmeiſter, der mit geballten Fäuſten fluchend auf die Laube zuſtürmt. Ein Schreckensſchrei entfährt Matza's Lippen, bleich erhebt ſich Hartwig, um mit ſeinem Körper die Maid zu ſchützen, und ſeine Rechte faßt den Griff des Floretts. „Um Chriſti Willen laßt die Waffe in Ruh! Schont meinen Vater!“ fleht in Todesangſt Matza.

Unwillkürlich gehorcht der Junker und ſchiebt die Klinge in die Scheide zurück, wiewohl der Alte bereits mit roher Gewalt ſeine Schulter faßt.

„Halt, Thurnermeiſter!“

Aber einmal wild gemacht, hört der Thurmmeiſter nicht weiter auf Rede und Gezeter, er faßt das Bürſchlein, hebt es am Wamskragen in die Höh' und trägt den zappelnden Junker die Steinſtufen hinab, um ihm auf dem letzten Abſatz einen Fußtritt zu verſetzen, kraft deſſen Hartwig in Bogenform die Gaſſe erreicht und noch eine kleine Strecke im Staube fortkollert.

Ohne ſich erſt abzuſtäuben, ſchleicht Junker Hartwig davon, einem begoſſenen Pudel gleich. Doch ſchon an der Brücke macht er's dem Hunde nach, rüttelt ſich, ſchüttelt die unangenehme Geſchichte ab,

reinigt das Wams vom ärgſten Staube, wiſcht mit dem Fazeletto die Schnabelſchuhe rein und ſtolzirt dann über den Rathhausplatz ſo ſeelenvergnügt, als ſei nicht das Geringſte paſſirt. Wenn ihn etwas ärgert, iſt's der Umſtand, daß von den ſchönen Bürgerstöchtern ſo viel wie nichts zu ſehen iſt. „Solche Hauskatzen, die ſich nicht einmal ſonnen!“ knurrt Hartwig vor ſich hin und ſchreitet weiter durch die Gſtädtengaſſe, unſchlüſſig darüber, wie der Reſt des Tages bis zur abendlichen Heimkehr auf die Burg vergnüglich ausgenützt werden könnte.

Schon hat Hartwig den Stadttheil Mühlen (das heutige Mülln) durchquert und flanirt im Weſten um den Felskoloß des Mönchsberges in der inzwiſchen gefaßten Abſicht, die Veſte im Rücken des Berges anzuſteigen. Allmälig empfindet der Junker eine Müdigkeit, die ihn veranlaßt, ſich am Fuße des Berges, deſſen Gipfel die Zwingburg trägt, im Schatten der Buchen niederzulegen und auszuruhen. Ein prächtig Plätzchen iſt's, lauſchig im herrlichſten Grün, buſchig verwachſen, moosumwuchert die Felstrümmer, die wirr durcheinander liegen. Hartwig ruht behaglich ausgeſtreckt im Schatten; es wäre prächtig hier, wenn nur auch noch Atzung und eine Kanne kühlen Weines vorhanden wäre. Auf der Jagd nach

Aventiuren iſt auf des Leibes Nothdurft ganz vergeſſen worden, und jetzt meldet ſich der knurrende Magen wie eine Trockenheit im Halſe.

War das nicht ein heimlich Raſcheln an den Felstrümmern drüben, kaum einen Steinwurf vom Junker entfernt? Eine Echſe iſt es nicht, auch keine Schlange, das Geräuſch war ſtärker. Neugierig hebt Hartwig den Kopf und äugt hinüber. Alle Wetter! Menſchenhände greifen durch das dichte Laubwerk des Buſches, drücken das Geäſt zur Seite und eine gebückte Geſtalt ſchiebt ſich durch die künſtliche Oeffnung aus dem Felſen.

Dem Junker treten die Augäpfel weit aus den Höhlen, der Anblick iſt zu verblüffend: Ilſung iſt's wahrhaftig, der ſich nun durch vorſichtigen Auslueg vergewiſſert, daß ſein ſeltſamer Austritt aus dem Schlupf unbeobachtet geblieben iſt. Hartwig duckt nieder, um von Ilſung nicht geſehen zu werden. Der Gelehrte jedoch drückt die Buſchäſte wieder ſorglich zuſammen, ſo daß ſie jegliche Oeffnung verdecken, und ſchreitet dann dem Moorgrund zu, durch den eine Straße gen Bayern führt.

Der Junker behält den räthſelhaften, geheimnißvollen Buſch ſcharf im Auge; wohin Ilſung geht, iſt gleichgültig, der Buſch beanſprucht das größte Inter-

eſſe, hinter dem dichtbelaubten Geäſt ſteckt ein Geheimniß, dem Hartwig auf die Spur kommen muß unter allen Umſtänden. Verflogen iſt Müdigkeit, Hunger und Durſt, ein fieberhaft Verlangen durchbebt den Körper, die Augen ſcheinen den Buſch durchbohren zu wollen. Gleich Ilſung, der ſich über das Fehlen von Zeugen beim Verlaſſen des ſeltſamen Verſteckes zu überzeugen verſuchte, äugt nun Hartwig in die Runde; nichts zu ſehen, ſtill, menſchenleer das ſonnendurchglühte Gefilde. Die Grillen zirpen in den Feldern, es neigen die goldnen Kornähren die ſchweren Halme im leichten Wind, der vom Untersberg her weht. Sachte greift Hartwig nun in das Geäſt des Buſches und drängt die Zweige links und rechts zur Seite: nichts zu ſehen als eine graue Felswand. Sollte er die Stelle nicht genau getroffen haben? Wieder wühlen ſeine Hände im Geäſt, er drängt ſich gewaltſam durch, ſo daß die Zweige heftig zurückſchnellen, und ſiehe da: eine Art Stollenmündung gähnt dem überraſchten Junker entgegen, der augenblicklich kombinirt, daß dieſer Stollen ein heimlicher Ausgang von der Veſte für Belagerungsfälle zur Proviantbeſchaffung, Entſendung geheimer Boten und dergleichen ſein müſſe. Merkwürdig: oben in der Zwingburg iſt Hartwig doch ſchon alle Winkel,

Keller und ſonſtige Räume ausgekrochen, ohne daß er einen geheimen Ausgang gefunden! Und durch einen Zufall entdeckt er nun die Mündung herunten am Berg! Iſt Ilſung, offenbar in geheimer Sendung des Oheims herabgelangt, muß Hartwig gleichermaßen hinaufgelangen können, und auf dieſe Wanderung im nachtſchwarzen Stollen freut ſich der Junker, denn ſie reizt ſeine jugendliche Einbildungskraft, ſeine Luſt an heimlichen Aventiuren. Haſtig tritt Hartwig in den Stollen ein, aus dem feuchtkühle Luft entgegenweht. Bald umfaßt ihn Dämmerung, die ſich, je weiter er eindringt, in nächtliche Finſterniß verwandelt. Der Junker kann nur taſtend vorwärts kommen in ſtarker Steigung, auch zwingt die geringe Stollenhöhe ihn zu gebückter Haltung. Das wird ungemüthlich ohne Fackel. Sein Fuß ſtößt an Steinſtufen, die Hartwig, ſich niedertaſtend, mit den Händen befühlt; ſie ſind glitſchig naß vom Sinter, feucht die rohgehauenen Stollenwände, man kann das Aufſchlagen herabfallender Tropfen hören. Der Junker ſtrebt gleichwohl aufwärts Stufe für Stufe. Je modriger die Luft wird, ein Geruch, der an Kerker gemahnt, deſto unheimlicher wird es ihm. Wenn er ſich nur nicht verirrt in dieſer abſcheulichen Finſterniß! Ob Ilſung ohne Licht herabgeſtiegen iſt?

Hinauf muß Hartwig, das Abenteuer muß durchgeführt werden! Sollte er den Ausstieg oben nicht finden, so kann er noch immer zurückkehrend unten die Freiheit wiedergewinnen und dann auf gewöhnlichem Wege in die Burg gelangen.

Wie viele Hundert gehauener Stufen Hartwig wohl schon erstiegen hat? Ihn deucht, er müsse unmittelbar unter den Kellern der Veste sich befinden, da er doch schon geraume Zeit stetig aufwärts klettert. Nur immer weiter!

Ein schwacher Lichtschimmer in der Ferne gibt neuen Muth, mit Aufgebot der jungen, nun doch arg ermüdeten Kräfte steigt Hartwig aufwärts, dem Schimmer zu, der, wenn auch recht schwach, die Tageshelle andeutet. Gottlob, der Stollen hat ein Ende. Eine schwere Eichenthüre schließt ihn, doch steht sie etwas offen; vermuthlich hat Ilsung vergessen, sie völlig zuzuziehen, oder der Gelehrte hat dies absichtlich unterlassen, um für die Rückkehr leichteren Eintritt zu haben.

Hartwig steht eine Weile vor der schmalen Thüröffnung, um die Augen an die Tageshelle zu gewöhnen. Unwillkürlich blickt er zurück in den gähnend schwarzen Schlund, aus dem er mühsam heraufgeklettert ist, und sodann mustern seine Augen die

nächſte Umgebung des Stollenmundes. Alle Wetter! Hart neben der Thüre, noch im Stollen, befindet ſich ein ſchwer vergittertes Fenſter und daneben eine Thür mit rieſigem Schloß daran. Das wird ein Kerker ſein, der tiefſte vielleicht in der ganzen Burg. Hartwig muß ſich auf die Fußſpitzen ſtellen, um einen Blick in das Gelaß werfen zu können. Nichts zu ſehen, ein dumpfes, ſchwarzes Loch; ob es einen Inſaſſen hat? Jedenfalls müſſen es ganz ſchwere Verbrecher ſein, die in ſolch entſetzlichen Raum geſperrt werden. Ein leiſes Wimmern ſchlägt an Hartwig's Ohr und läßt den Junker erbeben. Alſo wirklich bewohnt, der Kerker hat einen Inſaſſen! Diesmal klammert ſich Hartwig mit den Händen an die unterſten Eiſenſtäbe und zieht ſich mit feſtem Klimmzug zur Fenſterhöhe des Kerkers empor. Deutlich vernimmt er nun den klagenden Ruf: „O, wenn ich nur ſterben könnte!“ Das von Hartwig verurſachte Geräuſch iſt auch im Kerker gehört worden, und zu namenloſer Ueberraſchung taucht ein Mädchenkopf am Fenſter auf, Hartwig ſieht zwei herrliche Augen auf ſich gerichtet und im Dämmerſchein vermag er einen entzückenden Frauenkopf zu erkennen. Ein im tiefſten Kerker gefangen gehaltenes Weib, ſchön und herrlich, wer mag das ſein?! Hartwig hält ſich mit der

linken Hand am Gitter feſt und winkt mit der rechten das Mädchen heran, legt ſie auf die Bruſt zum Zeichen, daß er als Freund komme. Und die Gefangene ſtreckt ihm die ſchmalen Hände wie zum Gebet gefaltet entgegen, in Verzweiflung bittend. Sofort unterſucht der Mitleid empfindende Junker das Kerkerfenſter, das er gerne öffnen möchte, um ſich mit der Gefangenen in Verbindung zu ſetzen. Feſt zugeſchlagen iſt der Rahmen, jedes Rütteln vergebens. Hartwig zeigt durch Gebärden an, daß er wiederkommen, Rettung bringen werde, und nach einem langen Blick auf die abgehärmte, verzweiflungsvolle Frauengeſtalt huſcht der Junker zur Stollenthüre hinaus in den unterſten Burghof, wo er ſich ſofort die Lage des Stollenmundes feſt einprägt, um die Thüre wiederzufinden. Seltſam! Wie oft war Hartwig ſchon in dieſem Hof und niemals iſt ihm die Eichenthüre aufgefallen; ahnungslos war er an ihr vorübergegangen, wenn er juſt hier mit der Armbruſt nach der Scheibe ſchoß. Jetzt kennt er aber ein wichtiges Geheimniß der Zwingburg, das er noch völlig zu entſchleiern feſt entſchloſſen iſt. Die anfängliche Befürchtung Hartwig's, beim Verlaſſen des Stollenmundes von Wallknechten geſehen zu werden, erweiſt ſich überflüſſig; die Ringmauer fällt ſo ſteil in die

Tiefe, daß jede Wache zwecklos ist; sie zu überklettern vermag nur der freie Vogel, nicht aber eines Menschen Fuß. Sich den Anschein gebend, als flanire er nur so leichthin und zwecklos die Burghöfe, grüßt Hartwig leutselig die Reverenz erweisenden Trabanten und Wallknechte, diesmal jeden Schabernack und Scherz unterlassend, und huscht sodann in den massiven Hauptbau, wo er neben den Prunkgemächern des Erzbischofs seine Kemenate innehat. Seine erste Sorge ist der Kleiderwechsel und hastig sucht er einen Flaus mit den Keutschacher Farben, auf daß dem Oheim jedwede Tadelsursache vorweg genommen ist.

In seiner Arbeitsstube hat Leonhard eben die Konferenz mit Doctor Ilsung beendet und dem Adlatus in Rechtssachen ein Handschreiben an den Herzog Georg den Reichen von Bayern-Landshut eingehändigt, worin der vieledle freundnachbarliche Herzog um Vermittelung in der Fehde des Ritters Georg von Wisbach angegangen und gebeten wird, seinem Feldhauptmann Wisbeck den Krieg zu untersagen, wogegen sich Leonhard verpflichten wolle, für die eingezogenen Güter des Ritters eine einmalige Entschädigung, sowie ein jährlich Reichniß zu bezahlen. Leonhard hat Ilsung über die Stipulatio der Höhe zwar freie Hand gelassen, doch weise Zurückhaltung

und Sparſamkeit nahegelegt, auf daß die gütliche Beilegung der bitter empfundenen Fehde die Finanzen des Erzſtiftes nicht zu ſchwer belaſte. Leonhard befahl dann noch ausdrücklich, daß Ilſung nicht durch die aufgeregte Stadt und das Mühlenthor die Reiſe antreten, ſondern die Veſte durch den gen Bayern führenden geheimen Gang verlaſſen und erſt jenſeits der Saalach ein Gefährte aufnehmen ſolle, das Ilſung gen Landshut bringe. Und Ilſung, mit Reiſemitteln aus Leonhard's eigener Truhe gut verſehen, verließ die Burg auf geheimem Weg. Sofort verlangte Leonhard hierauf den Kanzler Doctor Chriſtoph Mändl zu ſich, doch der Leibdiener vermeldet, den Kanzellar nicht finden zu können.

„Wie anjetzo, wo die Sonne ſchon über dem Hohenſtaufen ſteht, ſoll der Kanzler noch nicht aus der Stadt heraufgekommen ſein?“ fragt Leonhard erſtaunt und unwillig und blickt durch das Fenſter im Weſten auf das ſinkende Tagesgeſtirn, das die letzten Strahlen ſchräge in die Stube ſendet, alles verklärend und vergoldend. Doch für das entzückend ſchöne Landſchaftsbild und die duftig verblauenden Berge hat Leonhard keinen Sinn, zu wichtig iſt's ihm zu erfahren, was Mändl ausgerichtet mit ſeiner Miſſion in die Stadt.

Zornig sich umdrehend, will Leonhard strengsten Befehl geben, den Kanzler sofort herbeizubringen, doch der Diener hat das Gemach verlassen, um dem auf des Bischofs Stirne aufziehenden Gewitter zu entfliehen. Schnell entschlossen geht Leonhard mit wuchtigen Schritten, den langen Habit etwas aufraffend, sofort durch den Flur zu Mändl's Behausung, deren Stuben an die erzbischöflichen Gemächer anstoßen. Mit schwerem Griff stößt Leonhard die Thüre auf, bückt sich und tritt ein; erschrocken prallen zwei Diener auseinander, die sich die Zeit mit Würfelspiel vertrieben. „Wo ist der Kanzler?" herrscht Leonhard die Schlingel an, und zitternd gestehen sie, daß Ehrwürden nicht wach zu bringen sei. „Nicht wach? Was soll das heißen? Schläft der Mensch wohl gar am lichten Tage? Wo ist seine Kemenate?" ruft drohend der Erzbischof, dem die Zornesadern hochangeschwollen sind.

Stumm vor Angst und Schrecken deuten die Diener auf eine der Thüren, und Leonhard tritt ohne Weiteres ein, indeß die Diener schleunigst ausreißen. Sprachlos vor Ueberraschung besieht Leonhard sich das Schlemmerbild in der stillen Kemenate: Doctor Mändl im geöffneten Hauskittel schläft, den gerötheten Kopf auf die Arme gelegt, am Tisch, und verschiedene

Humpen und Kannen, umgeworfene Becher, Weinlachen auf dem Tiſch und auf der Diele, laſſen leicht errathen, daß der Kanzler feuchte Erholung nach ſeinem Stadtgang geſucht und im Wein verunglückt iſt.

Ekel erfaßt den Fürſten und widerlich iſt ihm der Weindunſt im engen Raume. Doch überwindet Leonhard ſeinen Abſcheu, tritt auf Mändl zu und rüttelt ihn am Arme.

Ein Grunzen nur entfährt des Schlafenden Lippen.

„Wach' Er auf, Schlemmer!“

„Laßt mich ſchl—ſchl—ſchlafen! Hihihi! Fa—famoſer Witz! J—j—jupp! . . . hat eine — jupp — Rrrübe im Wawawappen — jupp . . . iſt ein gegegewaltiger Herr, wiwiwill nie—nie—niemals berappen! Hihihi! Jupp!“

„Bei meinem Zorn, Mändl, ermanne Er ſich!“

„Gegegeld gab er nicht, der Mamatsſperger, aaaber das G'ſangl i—iiſt köſtlich — jupp — „Er zazapft aus Rrrüben bayeriſch Bibibier, die Bübürger ſich bedanken!“

„Die Peſt über den Säufer! Was ſoll der Spott und Hohn?!“

Leonhard's wuchtige Fauſt ſauſt auf Mändl's

breiten Rücken hernieder, doch der Kanzler grunzt bloß und ſtammelt ſchlaftrunken: „Ni—ni—nicht ſchlagen!“ Nun iſt des Fürſten Geduld zu Ende; Leonhard greift nach der nächſtbeſten Kanne und ſchüttet deren Inhalt dem Schläfer über den Kopf. Wie beſeſſen fährt Mändl auf, fällt aber ſofort ſchwer in den Stuhl zurück und ſchnarcht weiter.

Zornig gibt Leonhard die Verſuche, Mändl wach zu kriegen, auf und ſchreitet ſeinen Gemächern zu, wo der Stadtrichter Stahel, ein wahres Knochenſkelett mit läſſig darüber geworfenen Kleidern, ernſt vor ſich hinblickend des Fürſten harrt.

Leonhard begrüßt den von ihm ernannten Richter mit dröhnendem Baſſe: „Kommt Er zur Vermeldung, Stadtrichter, dann leg' Er los!“

Steif ſich verbeugend will dieſer zu ſprechen anheben, da fällt ihm der Erzbiſchof auch ſchon ins Wort: „Red' Er von der Leber weg, Ich will die volle Wahrheit wiſſen: was iſt's mit den Spott- und Trutzliedern in der Stadt vom Rübenbier und der Geldnoth?“

Erſtaunt blickt Stahel auf den Fürſten: „Wie, Eure fürſtliche Gnaden haben davon ſchon Kenntniß?“

„Ich weiß davon, doch will Ich Alles wiſſen! Red' Er!“

„Eure hochfürſtliche Gnaden wollen gnädigſt verſtatten: der Inhalt jener plötzlich entſtandenen Lieder dürfte das hochfürſtliche Ohr verletzen und Euer Gnaden fürſtlich Blut in Wallung bringen?!“

„Er hat wohl Angſt vor Meinem Grimme? Sei Er unbeſorgt, Ich würdige das ‚relata refero‘ in Ihm, Er trägt ja keine Schuld und hat keine Pön zu fürchten! Was iſt's mit jenen Trutzgeſängen des unbotmäßigen Volkes?“

Scheu, furchtſam, gewiſſermaßen zur Flucht bereit, falls der Zorn doch plötzlich bei Leonhard zum Ausbruch kommen ſollte, erſtattet der klapperdürre, vertrocknete Stadtrichter Meldung über die Stimmung in der Stadt und das Volksurtheil hinſichtlich der erzbiſchöflichen Unternehmungen. Mit rollenden Augen, das Geſicht geröthet und die Fauſt geballt, hört Leonhard zu, es zuckt und wetterleuchtet in ihm, und wie bei der Recitation der Spottlieder der Fürſt unwillkürlich den mächtigen Arm drohend erhebt, ſpringt Stahel mit einem kräftigen Satz zur Thüre, um ſich rechtzeitig vor dem gefährlichen Zornesausbruch zu retten. Dieſer angſtvolle Rettungsverſuch wirkt unwillkürlich auf Leonhard's Lachmuskeln, ein ſchallendes Gelächter tönt durch den Raum, der Erzbiſchof hält ſich die Seiten, und verdutzt über den unerwar-

teten Heiterkeitsausbruch hält der Stadtrichter inne zwiſchen Thür und Angeln, verblüfft den Fürſten anſtarrend, ſo daß Leonhard erneut aus vollem Halſe lacht und dröhnend puſtet.

Nur allmälig findet der Fürſt ſich wieder zurecht und ſpöttiſch bekrittelt er die „Tapferkeit“ des Stadtrichters, die zu denken gebe, falls ſolcher „Mannesmuth“ auch in der Gerichtsſtube bei Abwandelung von Malefizſachen*) zu finden ſein ſollte. Mit heftiger Armbewegung wehrt er jeglichen Einwand ab und fordert herriſch Auskunft darüber, wie es mit der Geleitgabe**) ſtünde.

„Eure hochfürſtliche Gnaden wollen geneigteſt zur Kenntniß nehmen,“ ſpricht Stahel, von der Thür wieder etwas in die Stube tretend, mit ſcheuer Stimme, „daß die Stadt hierüber ſchwere Klage führt, im Geben des Geleits ein Gebrechen findet, das die Unſicherheit auf den Straßen vermehrt und die Freizügigkeit wie die Stadtrechte einſchränkt.“

---

*) Strafrechtsangelegenheiten.

**) Das Geleitgeben war fürſtliches Recht, und gab ſpeciell Leonhard Perſonen, auf welche die Stadt fahndete, freies Geleit, gewährte des Weiteren Sicherheit vor Verfolgung, und ließ ſolche Perſonen kraft ſeiner Landeshoheit frei ausgehen.

Grimmig ſtampft Leonhard mit dem Fuße auf die Diele, und erſchrocken zuckt der Richter zuſammen. „Red' Er weiter!"

„Und all' die Gebrechen ſchriftlich zuſammen zu faſſen hat der Rath beſchloſſen . . ."

„Was ſagt Er da: eine ſchriftliche Beſchwerde?!"

„Der Rath will die Gebrechen, ſo aus Eurer hochfürſtlichen Regierung reſultiren, dem Kaiſer unterthänigſt zur Kenntniß bringen und um Abhülfe bitten!"

Ein Ziſchlaut der Wuth und Entrüſtung entfährt den Lippen Leonhard's, mühſam kämpft er ſeine Aufregung nieder, ſchwer arbeitet ſeine keuchende Bruſt. Zu viel iſt's, was die Stadt ihm beut, was zu thun ſie ſich erkühnet. „Sie ſoll es büßen!" pfaucht der Fürſt.

„Mit Permiſſion, gnädigſter Herr und Gebieter! Wenn Hochdero unterthänigſter Diener ſich erkühnen darf zu reden, ſo ſei hingewieſen, daß ein Gewaltakt der Beſchwerde beim Kaiſer nur förderlich ſein müßte. Eine Ungültigkeitserklärung der kaiſerlichen Privilegien urbi et orbi, eine Unterdrückung weſentlicher Beſtimmungen im Stadtrecht müßte dem Kaiſer Veranlaſſung geben, der Beſchwerde wirklich näher zu treten, und dies dürfte im Intereſſe der Landeshoheit

zunächſtens zu vermeiden ſein, wasmaßen der Stadt auf anderem Wege die Macht Ew. hochfürſtlichen Gnade zu fühlen gegeben werden kann.“

Nachdenklich hat Leonhard in einem Stuhle ſich niedergelaſſen, und ſinnend wiegt er den Kopf hin und her, bis er nach einer Weile, mehr für ſich, ſpricht: „Alſo empfiehlt ſich ein Schachzug mehr als Gewalt, ſoweit es ſich um altſtipulirte Beſtimmungen im Stadtrecht handelt. Das wird noch zu überlegen und zu prüfen ſein. Ilſung wird nach ſeiner Rückkehr auch dieſe Sache, die zwiſchen Fürſtengewalt und ſtädtiſcher Rechthaberei liegt, in die Hand nehmen. Was indeſſen die Freizügigkeit betrifft, ſo bedeutet ihre Ausdehnung eine Schwächung der Steuerkraft, die ein haushälteriſch vorgehender Landesherr hintanhalten muß. Mein Haushaltungstalent duldet keine Schwächung, ich werde ſolcher, wenn nöthig, durch einen Machtſpruch zu begegnen wiſſen.“

„Euer hochfürſtlichen Gnaden werden durch ein Verbot, gleichviel nach welcher Richtung hin, das Stadtrecht abermals außer Kraft ſetzen oder zum mindeſten verneinend tangiren, was bejahend gewährleiſtet iſt!“

„Was meint Er da?“

„Rath und Bürger dürften zum Beiſpiel eine

Einengung in Familienangelegenheiten, in der Freizügigkeit ihrer erwachsenen Töchter und Söhne von Stadt zu Stadt bei Eingehung einer Ehe sehr übel nehmen."

„Solche Ortsveränderung bringt aber doch eine Translocatio des Vermögensstandes mit sich!"

„Unzweifelhaft! So wird durch die bevorstehende Heirath von Matsperger's Tochter nach Venedig ein Großtheil des Vermögens mit der Braut aus unserer Stadt gehen, und nicht minder wird dies der Fall sein, wenn der Kaserer junior in die Idrianer Quecksilberbergwerksgesellschaft eintritt und Salzburg möglicherweise für immer verläßt!"

„Das sind ja die Namen der reichsten Bürger! Mit den Jungen geht da das Geld der Alten fort! Das widerstrebt Meinem Haushaltsplan! Solcher exodus cum pecunia ist zu verbieten!"

„Mit gnädigster Permission! Euer hochfürstliche Gnaden würden mit solchem Verbot auch zu einem generellen Verbot der Verheirathung in auswärtige Städte und sonstige Orte außerhalb des Burgfriedens unserer Stadt gelangen!"

„Dann geb' Ich auch dies Gebot für die Stadt hinfüro!"

„Mit gnädigster Permission! An solch' Verbot

widerſpricht in concreto ausdrücklich jener Beſtimmung im Stadtrecht, worin gewährleiſtet iſt: ‚Es mag ein isleich purger, vrawn oder man in frömder herſchaft ſtet wol geheirathen.‘ — Euer hochfürſtliche Gnaden ſetzen ergo mit ſolchem Verbot ein Stadtrechtparticulum außer Gültigkeit und Kraft, und ſteht zu befürchten, daß anſolch' Verbot die Erregung auch noch in die bisher unbetheiligten Kreiſe der Jugend tragen wird!“

„Ich kann das nicht ändern. Halt' Er Mir Blut und Geld im Land! Schließe Er das Heirathsverbot dem Rath und Bürgermeiſter zu, nachdem Ich ſelbes unterzeichnet, und droh' Er der Stadt mit ſchwerer Pön an Geld und Gut, ſo auch nur Einer, ob Mann oder Weib, das Gebot der Geheirathung außerhalb unſerer Stadt übertritt. Von perfektuirter Handlung wie von jedem Fall der Uebertretung Meines fürſtlichen Gebotes iſt Mir jederzeit Meldung zu erſtatten und ausführliche Kunde zu thun. Das Schriftſtück bring' Er Mir morgen nach Aufgang der Sonnen zur Unterfertigung! Ich danke Ihm für ſeinen Vortrag!“ Kopfnickend entläßt Leonhard den Stadtrichter, der ſich, froh, ſo glimpflich losgekommen zu ſein, nach ſteifer Verbeugung ſchleunigſt entfernt.

Aus der Tiefe des weiten Thalbeckens und der

Moorgründe, die ſich vom Fuße der Veſte bis zum gigantiſchen Koloß des Untersbergſtockes hinziehen, iſt die Nacht aufgezogen, Nebelſchwaden lagern über den Torfmooren; düſter ragen die Berge im weiten Kranze gen Himmel, das Firmament iſt von ſchwarzen Wolken umzogen, kaum ein Sternlein vermag das flimmernde Licht herabzuſenden. Dumpfe Schwüle liegt ſchwer über der nachtumfangenen Landſchaft. In ſeiner Kemenate, deren einziges Fenſter gen Weſten gelegen iſt, hat Hartwig den Anbruch der Nacht abgewartet. Der Junker iſt ſeit der Entdeckung des geheimen Burgausganges und des Kerkers, der eine wunderſame Gefangene birgt, ganz verändert in ſeinem Weſen; die tolle Lebensluſt, der Uebermuth, die Freude an Neckereien und Streichen iſt gewichen, an deren Stelle iſt eine Aufregung getreten, ein Drang, auf eigene Fauſt ein Geheimniß zu entſchleiern, ſich mit der Gefangenen in Verbinduug zu ſetzen und hinter des Oheims Rücken in deren Leben einzugreifen auf irgend eine Art. Wie dies zu bewerkſtelligen ſei, das verurſacht in Hartwig's Kopf ein Grübeln und Sinnen, das verſchärft wird durch die Gefahr, in welche ſich der Junker zweifellos bringt, wenn er, wozu es ihn bereits fieberhaft drängt, die Gefangene befreien will. Vorerſt muß er aller-

dings erfahren, wer sie ist, warum sie gefangen gehalten wird; sodann muß er der Kerkerschlüssel habhaft werden. Ob selbe der Burgschließer verwahrt oder gar der Oheim selbst? Eine direkte Frage ist unmöglich, da mit einer solchen Hartwig verräth, daß er sowohl vom unterirdischen Kerker wie vom geheimen Gang Kenntniß hat, und die Schließung der Stollenmündung würde unzweifelhaft die Folge einer unüberlegten Frage sein. Fragt Hartwig den Schließer, so wird dieser mißtrauisch werden und sicherlich dem Oheim Meldung erstatten; fragt er den Oheim, so wird die Strafe für den Vorwitz auf dem Fuße folgen und Hartwig kann für die nächste Zeit seine eigene Stube als Kerker betrachten. Bleibt nur noch sein Gönner Doctor Mändl, der bisher über alle seine tollen Streiche den Mantel christlicher Liebe und Nachsicht gebreitet, die unsinnigsten Thaten des Junkers vertuscht und Hartwig vor harter Strafe bewahrt hat. Vielleicht gelingt es, den Kanzler auch diesmal auf seine Seite zu bringen und durch dessen Hülfe die Kerkerschlüssel zu erhalten.

Vorsichtig öffnet Hartwig die Stubenthüre und lauscht hinaus in den steingedeckten Flies; Niemand scheint mehr auf zu sein, die Thorwache im äußersten Burghof kann nicht hinderlich sein für einen nächt-

lichen Beſuch beim Kanzler. Hartwig huſcht hinaus, zählt durch Betaſtung der Thüren den Weg ab bis zur Behauſung Mändl's und klinkt deſſen Zugangsthüre auf. Niemand iſt im Vorgemach, finſter der Raum, durch den der Junker ſich vorſichtig taſtend ſchleicht. Durch die Thürritzen dringt ſchwacher Lichtſchein, alſo iſt Mändl noch auf, das iſt günſtig. Hartwig pocht leiſe und drückt auf das Schloß der Thüre: am Tiſche, bei flackerndem Lichtſchein, hockt der Kanzler in läſſiger Hauskleidung und leert die Reſte aus den Kannen. Kaum achtet Mändl, deſſen kaum erwachter Geiſt durch den Genuß der ſchweren Südweine ſich wieder zu umfloren beginnt, des eintretenden Junkers, und nickt ihm erſt zu, wie Hartwig am Tiſche ſteht und flüſternd fragt, ob er dem Gönner und Freunde einen Humpen vom eigenen Weine bringen dürfe.

Ein vergnüglich Grinſen bejaht die Frage, und Hartwig nimmt ſchlankweg das Licht vom Tiſch, läßt den weinſeligen Kanzler im Finſtern hocken und entfernt ſich mit der Leuchte, um in den biſchöflichen Separatkeller zu ſteigen, zu dem Hartwig ſich einen heimlichen Schlüſſel zu verſchaffen gewußt. Bald iſt er mit einem dickbauchigen Krug wieder in der Stube Mändl's und füllt die Humpen aufs neue.

Mändl lallt vergnüglich: „Brav, mein Sohn!“ und prüft in langen, bedächtigen Zügen das köſtliche Rebenblut.

Hartwig trinkt Beſcheid, doch ſuchen ſeine Blicke jeden Winkel in der Stube ab. Dort in der Ecke oberhalb der Lagerſtatt des Kanzlers hängt ein Bund mächtiger, verroſteter Schlüſſel; ob es die gewünſchten ſein werden? Der Kanzler hat aber, ſo kalkulirt Hartwig bei ſich, mit den Gefängniſſen nichts zu thun, was alſo können das für Schlüſſel ſein. Hartwig wagt eine Frage: „Huhu, wie ſchaurig das Schlüſſelbund dort! Iſt der Kanzler des Erzbiſchofs und Stiftes gar Eiſenmeiſter und Schließer geworden?“

Mändl guckt halb geiſtesabweſend in die angedeutete Richtung, ſtärkt ſich abermals durch einen langen Zug aus der Kanne und ſpricht, ſchwerfällig ſich im Stuhl zurücklegend: „Kerkermeiſter, nein! Kellermeiſter wär' mir lieber! Sind geheime Schlüſſel das — doch das verſteht Er nicht, Junker!“

„Geheime Schlüſſel ſagt Ihr, vieledler Kanzellar?“

„Der Wein iſt gut! Von dieſem dürft Ihr Thunichtgut mir öfters bringen zu nächtlicher Stunde! Ein Tropfen ſchwer und gut, ein Labſal für das Alter!“

„Wie wär's, Kanzellar, wenn ich Euch meinen Kellerſchlüſſel übergäbe?“

„Wollt Ihr wohl tauſchen, he?“

„Mich reizt alles Geheime! Drum möcht' ich wiſſen, welche Geheimniſſe jene Schlüſſel erſchließen!“

„Es wird doch wohl nicht gehen! Wenn unſer Herr und Gebieter auf die Schliche käme, in den tiefſten Thurm würden wir beide geworfen. Wiſſen doch nur der Erzbiſchof, Ilſung und ich um den Stollen, deſſen Mündung ſtetig ſtreng verſchloſſen gehalten werden muß.“

„Es ſind aber noch mehr Schlüſſel im Bund!“

„Die gehören zu den Kerkerthüren der ſchwerſten Verbrecher!“

„Können Weiber auch ſchwere Verbrecher ſein?“

„Wie, Er weiß? Doch nein: Er weiß gar nichts! Er kann nichts wiſſen! In beſonderen Fällen: ja! In ſolchen Fällen bin ich, der Kanzler, Großſchlüſſelbewahrer und Vollzugsorgan für ſpecielle Befehle meines Herrn und Gebieters!“

„Ah! Welch' hohes Amt und ſchwere Bürde! Da ſeid Ihr, Kanzellar, ja die wichtigſte und gefährlichſte Perſon im Erzſtift! Huhu! Mir grauſet ſchier vor Euch!“

„Spoſpoſpottet nicht, Junker! Beibeibei Baba-

bachus der Wei—wein iſt ſtaſtark!“ Der brave Kanzler hat richtig nochmal den Zungenſchlag erwiſcht und ſinkt in ſich zuſammen. Laute Schnarchtöne künden, daß er hinübergeſchlummert iſt ins Reich der Träume.

Darauf hat Hartwig nur gewartet; leiſe erhebt er ſich, nimmt vorſichtig den Schlüſſelbund, birgt ihn wie ein koſtbar Kleinod und verläßt ſachte die Behauſung des Kanzlers, um ſich trotz nächtlicher Finſterniß zur Stollenmündung hinunter zu ſchleichen. Wohl findet der Junker den einſamen kleinen Burghof wieder, doch iſt die Dunkelheit zu dicht, um ſich zu orientiren. Wieder muß Hartwig ſich die Mauer entlang taſten; eine Ewigkeit dünkt ihm dies Suchen in ſeiner Aufregung; er muß bereits ganz im Rechteck des Burghofes herumgetaſtet ſein und noch immer hat er die Stollenthür nicht gefunden. Sollte ſie inzwiſchen geſchloſſen worden ſein? Oder iſt Ilſung zurückgekehrt? Das letztere iſt nicht wahrſcheinlich; das erſtere könnte der Fall ſein, wenn der Schließer den Gefangenen die Abendatzung gebracht hat.

Ein Waldkeuzchenruf, ſchaurig und unheimlich läßt Hartwig erbeben. Mit verhaltenem Athem horcht der Junker lange Zeit, ihm klopft das Herz und hämmern die Schläfen. Wenn er jetzt ertappt würde,

was ſoll er ſagen? Aber es regt ſich nichts, verlaſſen wie immer iſt dieſes kleine Vorwerk innerhalb der Zwingburg.

Wieder taſtet Hartwig weiter, und diesmal hat er Glück: der Mond wird frei vom dunklen Gewölk, das ein ſteif aus Nord aufgeſprungener Wind von dannen jagt, ſanftes Silberlicht übergießt die mächtige Veſte und ihre trutzigen Wälle, es flimmert und glitzert im nächtlichen Zauberſchein geiſterhaft, und des Junkers einſame Geſtalt wirft einen geſpenſtiſch langen Schatten. Hartwig ſteht betroffen; ihm deucht bei Mondenſchein der kleine Burghof verändert; ſollte er irre gegangen ſein? Und wie es ſchaurig im Geſchröff ſeufzet und klaget! Der Nachtwind zieht durch den Tann und ſtreicht über den Bruſtwall. An ſeiner Armbruſtſcheibe an der einen Mauerſeite erkennt Hartwig, daß er ſich doch richtig im kleinen Burghof befindet. Eines der ſchweren Thore muß zur Stollenmündung führen, nur iſt das früher angelehnt geſtandene Thor jetzt geſchloſſen, vielleicht vom Wind zugeſchlagen worden. Hartwig ſucht den größten der Schlüſſel heraus, hält die übrigen, um ein verrätheriſch Klirren zu vermeiden, feſt zuſammen und verſucht nun das eine Thor zu öffnen. Der lange, rieſige Bart paßt in das mächtige Schloß, doch den

Schlüſſel umzudrehen, bedarf es gewaltiger Anſtrengung; Hartwig dreht mit beiden Händen aus ganzer Körperkraft und läßt dadurch die übrigen Schlüſſel klirrend los. Wenn jetzt ein Wallknecht die Ronde macht, muß der Junker in der bedenklichſten Situation erblickt werden und dann Gnade ihm Gott! Drum ſchnell geöffnet. Hartwig reißt das Thor auf, dumpfer Modergeruch ſtrömt ihm entgegen; kein Zweifel, er ſteht abermals am Stolleneingang. Soll er die Schlüſſel ſtecken laſſen? Nein, die könnten ſeine Anweſenheit im Stollen verrathen. Sachte zieht der Junker ſie ab, tritt in den Gang ein und zieht die Thüre hinter ſich zu. O weh, das Schloß iſt eingeſchnappt. Und Hartwig hat vergeſſen, ſich mit Licht zu verſehen. Nun hat er die Beſcherung! Die ſchärfſten Selbſtvorwürfe ändern die Sache nicht, er hat ſich unter Umſtänden ſelbſt ausgeſperrt. Doch nun die ſchöne Gefangene aufgeſucht, nach welcher Hartwig in jugendlichem Feuereifer ſich ſehnt, die er befreien will, wenn . . . Ja, unter welchen Bedingungen will Hartwig ihr die Freiheit verſchaffen auf die Gefahr hin, vom Oheim ſelbſt in den leeren Kerker geworfen zu werden?

Der Junker bleibt ſich die Frage ſchuldig; er taſtet nach dem Kerkerfenſter und von dieſem nach

der Thür. Schlüſſel um Schlüſſel wird probirt, keiner paßt ins Schloß, oder hantirt Hartwig nur in der pechſchwarzen Finſterniß ſo ungeſchickt. Gedämpfte Laute dringen an ſein Ohr, ein klagend Seufzen einer gebrochenen Mannesſtimme und der Silberklang eines Frauenorgans. Hartwig ſtutzt; ſollte die Gefangene den Kerker mit ihrem Geliebten oder Gatten theilen?

Ein Schlüſſel paßt, nun gibt es kein Zurück mehr, kreiſchend dreht der Schlüſſel ſich im Schloß, ächzend dreht die Thür ſich in den Angeln, modrig weht es aus dem aufgeſchloſſenen Kerker.

Eine Frauenſtimme fragt halblauten Tones: „Wer nahet? Was bringt Ihr, Fremder?“

Hartwig bebt am ganzen Körper, es verſagt ihm die Stimme. Und durch ſein Gehirn zuckt der Gedanke, daß er möglicherweiſe die größte Dummheit ſeines jungen Lebens zu begehen im Begriffe ſtehe.

Wieder tönt die Frage an ſein Ohr: „Bringt Ihr Gutes uns, die Freiheit? O erbarmet Euch des unglücklichen Paares!“

Alſo wirklich ein Paar! Faſt fühlt ſich Hartwig verſucht, die Kerkerthüre wieder zuzuſchlagen und dem Abenteuer ein jähes Ende zu machen. Aber iſt das edel? Iſt das ritterlich, juſt jetzt, wo er um Er-

barmen angefleht wird? Unbedingt muß Hartwig ſich vergewiſſern, welcher Verbrechen das gefangene Paar geziehen wird, warum es in den Kerker geworfen wurde. Und diesbezüglich fragt er in den ſchaurigen Raum hinein, deſſen Bewohner in der Finſterniß nicht wahrzunehmen ſind.

Wieder antwortet die Frauenſtimme: „Wir ſind Juden und in jener Schreckensnacht auf die Burg geſchleppt worden!“

„Was habt Ihr verbrochen?“

„Nichts!“

„Und deshalb ſeid Ihr in den Kerker gekommen?“

„Es iſt ſo! Der Biſchof wünſchte unſere Reichthümer und jene der anderen vom auserwählten Volk zu erhalten oder doch Angaben über die Orte, wo ſolche verborgen. Wir wiſſen davon nichts, haben auch nichts vergraben. Gleichwohl ſchleppte man uns auf des Biſchofs Geheiß hierher und ließ uns ohne Nahrung ſeit langen Tagen!“

„Wie ſagt Ihr: Mein Oheim ſelbſt hat Euch in den Kerker werfen laſſen?“

„Seid Ihr verwandt mit dem Biſchof, o habt doch Ihr Mitleid mit uns, deſſen des Herrſchers Herz entbehrt! Wir ſind frei von jeglicher Schuld!

Der Vater alt, gebrochen, ſterbensmatt, und ich ſelbſt, noch jung an Jahren, vermag kaum mehr, mich aufrecht zu erhalten! Erbarmet Euch, o Herr!“

Hartwig iſt ein Spielball widerſtreitender Gefühle, doch ſiegt das Mitleid und ſein junges leichtempfängliches Herz.

„Kommt heran, taſtet Euch zu mir! Wir wollen den tiefen Stollen hinab ſteigen und ins Freie zu gelangen ſuchen!“

„Habt Dank zum Voraus, edler Mann!“ tönt es entgegen, dann ermuntert Eſther, die mit ihrem Vater gefangen gehaltene Jüdin, dieſen, alle Kräfte anzuſpannen für den Befreiungsgang.

Schlürfende Schritte künden, daß das Paar den Kerker verläßt, den harrenden Junker umweht milder Frauenduft, eine zarte Hand taſtet nach ihm, nun berühren ſich ihre Hände. Hartwig will die Gefangene führen, doch Eſther bedeutet dem Ritter, daß ſie ihre ganze Kraft und Aufmerkſamkeit dem völlig gebrochenen Vater widmen, ihn geleiten müſſe auf dem beſchwerlichen Abſtieg. So geht denn Hartwig voraus, mit dem Fuße die feuchten Stollenſtufen betaſtend und mit einer Hand gleichfalls den alten Daniel ſtützend. Lange dauert der mühſelige Abſtieg, doppelt länger, da der alte Jude ſchier bei

jedem Schritt vor Ermattung in die Knie ſinkt. Nur die winkende Freiheit vermag es, die letzten Kräfte aufzuwenden.

Weicher, reiner ſtrömt die Luft den Wanderern im Stollen entgegen, gierig athmet Eſther den langentbehrten Odem der Natur ein, ein Seufzer mühſam verhaltener Freude und doch gemiſcht mit banger Sorge, ob die Flucht wohl auch zur Gänze gelingen werde, entringt ſich ihren Lippen.

Der alte Jude iſt ohnmächtig geworden, Eſther und Hartwig müſſen ihn vollends tragen, und beſorgt fragt das Mädchen, ob die Wanderung noch lange dauern werde.

„Ich glaube nicht daran, denn ſchon ſtrömt friſche Waldluft in den Stollen, wir ſind der Mündung nahe und dann dem Burgbann entronnen.“ Und richtig, ſchon nach wenigen Schritten fluthet das Zwielicht der Morgendämmerung in die Stollenmündung und leuchtet das Grün des Buſchwerks entgegen.

Ein Ruf höchſten Entzückens dringt aus Eſther's Bruſt, in überquellender Freude und Dankbarkeit will das Mädchen dem edlen Ritter die Hand drücken, doch Hartwig ſteht wie verſteinert im Bann der Schönheit dieſes Weſens. Schön hat ſeine Phan-

taſie ihm die Gefangene vorgeſpiegelt, doch was in Menſchengeſtalt vor ihm ſteht, übertrifft ſelbſt das Gebilde erregter Einbildungskraft. „Gott, wie ſchön, wie herrlich ſchön!“ flüſtern ſeine zuckenden Lippen, und ſeine Augen flackern in leidenſchaftlicher Gluth. Demüthig dankbar küßt Eſther dem Ritter die Hand, die Hartwig erſchrocken zurückzieht. Dann widmen ſich beide dem Alten, der allmälig in friſcher Morgenluft ſich erholt. Hartwig will dem ungleichen Paare eben den Austritt aus dem Stollen ſchildern, da fällt ihm heiß und glühend bei, daß er beim Verlaſſen des Kerkers vergeſſen die Schlüſſel abzuziehen, deren er bei etwaiger Rückkehr durch den Stollen zur Oeffnung des Stollenthores dringend bedarf. Er erklärt der Jüdin, wie ſie das Geäſt auseinanderdrängen, ſich durchzwängen und hernach das Gebüſch wieder möglichſt zuſammendrücken ſoll, auf daß das Geheimniß des Einganges in den Stollen gewahrt bleibe vor fremdem Auge. Er ſelbſt müſſe jedoch zurück, die Schlüſſel zu holen. Wolle Eſther auf ihn im Buchenwalde warten, ſo werde er gern die Führung weiter übernehmen und verſuchen, ſie und den Vater über die Grenze zu bringen. Für alle Fälle jedoch deutet Hartwig ihr die Fluchtrichtung an zur Straße durch das Moor gen Sonnenuntergang.

„Wie, vieledler Junker, Ihr wollt uns knapp vor Eintritt in die goldne Freiheit verlaſſen?“

„Ich muß zurück und mich der Schlüſſel verſichern! Verſchloſſen wär' mir ſonſt die Rückkehr auf geheimem Wege in die Burg! Um Eins bitt' ich Euch: Gelobet mir auf Wort und Handſchlag, zu hüten dies Geheimniß, nie durch ein Wort zu verrathen dieſen geheimen Gang!“

„Ich gelobe es und danke Euch aus tiefſtem Herzensgrunde für Eure Edelthat. Gern wollen wir warten im ſicheren Waldesſchatten auf Eure Wiederkehr, ſind wir doch Eures Schutzes weiterhin bedürftig! Habt Dank, edler Junker, tauſendfältigen Dank!“

Auch Daniel, am Boden liegend vor Ermattung, dankt mit gebrochener Stimme für die Edelthat, die ihm ermögliche, in Freiheit doch zu ſterben.

Einen langen Blick auf Eſther's herrliche Geſtalt werfend, tritt Hartwig haſtigen Fußes zurück und klettert die Stollenſtufen hinan, indeß Eſther den Vater aufrichtet und mühſam ihn und ſich durch den Buſch zwängt und ſodann der Weiſung des Junkers gemäß die Zweige wieder in eine möglichſt natürliche Lage bringt.

Im thaufriſchen Morgen ſchleppt Eſther den

alten Vater tiefer in den Buchenwald hinein und bettet ihn weich auf grünem Mooſe, das Haupt des greiſen Alten in ihren Schoß nehmend. Welch' namenloſes Glück doch die Freiheit bietet! Und welche Wonne iſt's, die erquickend friſche Luft zu athmen nach entſetzlicher Kerkerhaft! Jedes Blatt und jeder Grashalm erregt das Entzücken Eſther's, ſie möchte aufjubeln über den ſchimmernden Sonnenſchein, deſſen Strahlen ſich durch die Baumkronen ſtehlen und märchenhaft den mooſigen Waldboden vergolden. Doch unterdrückt Eſther jeden Laut der Freude, ja jede Bewegung ihres herrlichen Körpers, um den ſchlummernden Vater nicht aus dem Schlafe zu wecken.

Stunde um Stunde verrinnt; es deucht dem Mädchen eine Ewigkeit, ſeit der Junker in den Stollen zurückgekehrt iſt. Sollte ihm etwas zugeſtoßen ſein? Die raſche Wiederkehr hat er wohl verſprochen, doch vergeblich harrt Eſther des Junkers und wird allmälig ängſtlich, von Sorge um ihn erfüllt. Soll ſie, kaum befreit, in den Kerker zurück, um nachzuſehen, ob dem Junker im Stollen Unheil widerfahren ſei? Sollte die Flucht entdeckt und der Retter gefangen geſetzt worden ſein? Und wenn das der Fall, iſt es nicht Pflicht des Mädchens, die ſchwachen Kräfte aufzubieten zur Befreiung des uneigennützigen edlen

Junkers? Eſther wird von einer Unruhe erfaßt, die ihr das unthätige Hinbrüten unmöglich macht; ſanft bettet ſie den Vater auf das Moos, erhebt ſich leiſe und huſcht zum Gebüſch, deſſen Geäſt ſie zurückdrückt, um den Stolleneingang zu erreichen. Wie der Modergeruch ihr entgegenſchlägt, bleibt das Mädchen wohl einen Augenblick erſchrocken ſtehen, es iſt Kerkerluft, die aus dem Stollen entgegenweht, und die zu meiden, jetzt die Klugheit gebeut. Aber das dankbare Herz, die Sorge um den vielleicht verunglückten Retter treibt Eſther vorwärts, das Mädchen haſtet die glitſchigen Stufen hinan und taſtet ſich hinauf durch die ſchaurige Stollennacht, bis das verſperrte Mündungsthor Halt gebietet. Was nun? Iſt der Junker in die Burg zurück? Begnügte er ſich, ihr und dem Vater den Weg zur Freiheit zu weiſen, und will er weiter nichts mehr von ihnen wiſſen? Einer plötzlichen Eingebung Folge leiſtend, taſtet ſich Eſther zum Kerker hin, den ſie vor wenigen Stunden durch des Junkers Hülfe verlaſſen. Die ſchwere Eiſenthüre iſt verſchloſſen; Eſther kann ſich jedoch beſtimmt erinnern, daß ſie offen blieb, als die Flucht bewerkſtelligt ward. Das Mädchen klopft an die Thüre, um ſich zu überzeugen, ob der Kerker leer iſt. Ein Hülferuf antwortet; wie gelähmt vor Schreck ſteht

Esther, es wirbelt ihr im Kopf, sie erkennt des Junkers Stimme, und die Kniee zittern ihr. Der Retter ist gefangen gesetzt! Er muß befreit werden auf die Gefahr hin, daß sie selbst wieder zur Gefangenen wird! Aber wie?

Esther klopft abermals; dumpf tönt es aus dem Kerker, Esther vermag nur ein Wort „Schlüssel“ zu erfassen und sofort tastet das Mädchen nach dem Thürschloß. Jehova sei gepriesen, der Schlüssel steckt von außen! Mit Aufgebot aller schwachen Kräfte dreht Esther den Schlüssel; mehrfach mißlingt der Versuch, bis sie mit der Kraft der Verzweiflung die Umdrehung zu wege bringt und das Thor sich knarrend in den rostigen Angeln bewegt. Mit einem Satz springt Hartwig heraus, Esther in der Finsterniß überrennend.

„Junker! Seid Ihr es wirklich?!“ ruft Esther und rafft sich auf.

„Bist Du es, Mädchen?“ fragt, innehaltend, Hartwig.

„Ja, ich bin es!“

„Gott lohn' es Dir bis in die Ewigkeit! — Doch nun rasch die Schlüssel abgezogen und dann fort von hier!“ Hastig versichert sich Hartwig beider Thorschlüssel und zieht mit besonderer Vorsicht die Kerker-

thüre zu, auf daß eine Wiederholung des Mißgeſchickes, ſich ſelbſt gefangen zu ſetzen, unmöglich gemacht wird. Hand in Hand gleitet das Paar die Stufen hinunter, und Hartwig erzählt mit bebender Stimme, welch' entſetzliche Angſt er ausgeſtanden, nachdem er ſich durch ſeine Unvorſichtigkeit eingeſchloſſen.

Verwundert fragt Eſther, wie dies möglich geweſen, und Hartwig geſteht, daß er ſich, einmal heroben, vergewiſſern wollte, ob Eſther nicht vielleicht in der Haſt der erſten Flucht etwas liegen gelaſſen und vergeſſen habe mitzunehmen. Kaum eingetreten in den Kerker, ſchnappte das Schloß ein, und Hartwig war gefangen. Nun aber wieder frei durch des opferwilligen Mädchens Hülfe, dankt der Junker Eſther mit dem Ungeſtüm ſeines Weſens, mit einer überquellenden Herzlichkeit und drückt des Mädchens zarten Körper an ſich unter heißen Schwüren, dieſe Hülfe niemals in dieſem Leben vergeſſen zu wollen.

Willenlos liegt Eſther in des Junkers Armen, die ſie vollends zur Stollenmündung hinabtragen. Glücklich erreicht das Paar den Ausgang, und im goldenen Tageslicht wiederholt Hartwig ſeine Dankesbetheuerungen, die Eſther beſcheiden abwehrt mit dem Hinweis, daß ſie ja nichts weiter als ihre Pflicht erfüllt habe.

Das will Hartwig nicht gelten laſſen; er fühlt zu gut, daß Eſther die eigene kaum wiedergewonnene Freiheit zu opfern bereit geweſen, um ihn zu retten. Ein unermeßlich Glück, daß dieſe Rettung gelang! Vermodern und verfaulen, verhungern und verdurſten hätte Hartwig können im dumpfen Kerker! Und wer rettete ihn aus ſicherem Verderben? Ein Judenmädchen! Die Tochter eines vertriebenen Juden, die er aus Luſt an Abenteuern, aus Uebermuth und Luſt an tollen Streichen erſt befreite, in der Hoffnung, ſich die Befreite gefügig ſeinen Launen zu machen. Und jetzt? Verweht iſt das Empfinden des ungeheuren Standesunterſchiedes, die Jüdin dünkt dem Junker ebenbürtig, keinem Ritterfräulein könnte er größere Achtung entgegenbringen. Doch nun gilt es zunächſt, ſich in Sicherheit zu bringen; Daniel wird geweckt, der Alte fühlt ſich geſtärkt durch den langen Schlummer in freier Waldesluft und kann, wenn auch langſam, die Wanderung durch das Moor antreten.

Langſam erreichen die ungleichen Wanderer die Stiftsgrenze gegen Bayern, die Hartwig indeß vorſchlägt, bei Nacht zu überſchreiten, und lagern ſich ſeitlich der Straße in den Erlenauen der Saalach, nachdem dem Junker es geglückt, etwas Speiſe und

Trank in einem Gehöft für alle drei Wanderer zu erhalten. Sowohl Eſther wie Hartwig, die unterwegs meiſt ſtumm geblieben, richten nun in Raſt den Blick zurück auf die vom Abendſonnenſchein vergoldete Trutzburg und unwillkürlich kreuzen ſich dann des Paares Blicke; in Eſther's Auge ſtrahlt innige Dankbarkeit und Demuth, Hartwig's Feuerauge flammt hingegen leidenſchaftlich auf, je weicher Eſther's Blick wird. Stumm, ſchwer ermüdet lagert Daniel am Boden, ſeine Kräfte ſind vollends erſchöpft. Hartwig rückt näher zu Eſther und faßt ihre ſchmale zarte Hand, ein leidenſchaftliches Beben durchrüttelt ihn. Leiſe flüſtert er ihr zu, wie glücklich ihn das Gelingen der Befreiung, aber auch ihre Nähe mache, daß er freudig Allem entſagen, Alles verlaſſen wolle, um ihr zur Seite bleiben zu können. Ein heißes Roth färbt Eſther's Wangen, wehmüthig ſchüttelt das Mädchen den zierlichen Kopf und entzieht Hartwig die ſchmale, bebende Hand: „Nicht ſo, vieledler Junker! Gehört Euch zwar mein Leben und mein heißer Dank, ſo trennt uns für ewig die ungeheure Kluft! Ihr ſeid Chriſt und ich bin Jüdin, ausgeſtoßen, verjagt, heimathlos.“

Immer leidenſchaftlicher ſucht Hartwig Eſther's Worte zu entkräften und heiß wirbt er um ihre Liebe.

Erſchrocken fährt Eſther auf, erhebt ſich und wehrt jedes weitere Wort ab, denn der Junker ſei nicht bei Sinnen und rede irre! Auch Hartwig hat ſich erhoben und bemüht ſich, das Mädchen umzuſtimmen durch erneute Verſicherungen ſeiner Liebe.

Ein Stimmengewirr von der Straße her macht das Paar verſtummen, Hartwig blickt hinüber und zuckt zuſammen, mit einem Ruck ſucht er, ſich niederduckend, Eſther gleichfalls niederzuziehen und den Blicken der herankommenden Schar zu entrücken.

Zu ſpät! Das Paar iſt geſehen worden, die Hallohrufe bekunden dies zu deutlich. Kriegsknechte und Trabanten ſtürzen im eiligen Laufe herbei, johlend und kreiſchend greifen ſie das Mädchen, indeß Hartwig mit blankgezogenem Floret den Angriff abzuſchlagen ſucht. Einen Kriegsknecht ſticht der Junker nieder, ein wuchtiger Hieb auf ſein Hinterhaupt ſtreckt ihn jedoch zu Boden.

Unter wüſtem Geſchrei wird Daniel durch Hellebardenſtöße aufgemuntert, ſich zu erheben, und als der Greis dies nicht vermag, ſchlägt ihn der rohe Haufe unter Hohngelächter todt. Das Mädchen wehrt ſich verzweifelt, Eſther ſchlägt wie raſend um ſich, kratzt und beißt, und wie ſie einen Knecht zu würgen verſucht, hauen die rohen Söldner mit Beilen ſie

nieder. Inzwiſchen iſt die Straße auch der Troß Reiſſige, der den erzbiſchöflichen Adlatus und Geſandten Doctor Ilſung von Bayern gen Salzburg zu geleiten hat, herangekommen, und der Gelehrte fragt laut, ſich im Sattel hebend, was das Geräuſe zu bedeuten habe und befiehlt ſeinen Geleitern, demſelben ein Ende zu machen.

Es dauert lange, bis dem Adlatus die wilde widerliche Scene erklärlich wird. Als die Kriegsknechte den niedergeſchlagenen Junker aus den Erlen zerren und emporheben, entfährt ein Schrei des Schreckens und Entſetzens dem Gelehrten, der trotz der Dämmerung die Farben Keutſchachs am Koller erkennt und augenblicklich den Sattel verläßt, um für das Leben des blutüberſtrömten Junkers rettend einzutreten. Wie Ilſung ſchier verzweifelnd nach Waſſer ruft und ſich abmüht, Hartwig zu Bewußtſein zu bringen, die Wunde am Hinterhaupt ſorgſam verbindet, ändert ſich die Scene, und gedrückt ſchleichen die meiſten der Unholde von dannen. Aus Hellebarden, die durch Stricke aneinander gebunden und mit Laken belegt ſind, tragen die Reiſſigen den bewußtloſen Junker gen Salzburg, gefolgt vom tiefbetrübten Doctor Ilſung, Niemand achtet weiter der Ermordeten. . . . Der

Schleier der Nacht, dichte Flußnebel umwogen den blutgetränkten Schauplatz roher Gewalt. . . . . .

Rath Matsperger hat mit dem Kaufherrn Kaserer Rücksprache wegen der Formalitäten in Bezug auf die bevorstehende Heirath seiner Tochter Diemudis nach Venedig gehalten und nach Verlassen von Kaserer's Haus den Weg zum Rathhaus eingeschlagen. Der herkulisch gebaute Mann schreitet gemächlich vorwärts, den mächtigen Kopf etwas gesenkt, in Gedanken verloren. Langfadiger Regen träufelt vom grauen Firmament hernieder, es klatschen die Tropfen auf dem Steinpflaster auf und vereinigen sich dieselben allmälig zu kleinen Lachen in Senkungen, die Häusermauern färben sich durch das gegen sie schlagende Himmelsnaß schwärzlich. Ab und zu heult der Wind durch die öden Gassen, da und dort ein Fenster bewegend und den Regen in schrägen Strichen vor sich treibend. Rath Matsperger achtet des üblen Wetters wenig, kaum fühlt er, daß sein Wams durchnäßt wird. Er schreitet fürbaß durch die menschenleeren Gassen. Doch als er in den Marktplatz einbiegt, hält er erstaunt inne, sein Blick fällt auf eine große Menschenmenge, die sich vor dem Rathhaus staut und trotz Regen und Sturmwind wie eine Mauer steht und die Köpfe reckt. Stimmengewirr tönt dem Raths-

herrn entgegen, die Leute ſind offenbar nicht wenig erregt und unterhalten ſich über etwas Abſonderliches, dabei immer wieder auf den Thurm des Rathhauſes blickend. Mitunter dröhnt ſchallendes Gelächter dazwiſchen, und Spottrufe werden laut. Matſperger beſchleunigt ſeinen Schritt, es erfaßt auch ihn Neugierde, und näherkommend ſucht ſein Auge am Thurm zu erfaſſen, was die Menge in Athem hält. Betroffen ſteht Matſperger ſtill, ſchärfer ſieht er zu, als traute er ſeinen Augen nicht; es iſt kein Zweifel: am Thurm des Rathhauſes iſt ein marmornes Schwein eingefügt, das Kinder ſäugt.*) Und ſo auffallend ſind dieſe Kinder in Marmor dargeſtellt, daß ſie beim erſten Blick als Judenkinder erkannt werden müſſen. Die Salzburger haben den Spott ſofort herausgefunden und delektiren ſich daran in derben Witzen. So ſehr feſſelt ſie das vom Fürſten gebotene Schauſtück, daß ſie trotz Regen und Wind Stand halten mauerfeſt. Mag ihnen ſonſt der Biſchof nicht nach ihrem Sinn ſein, die Verſpottung der verjagten Juden verurſacht

*) Das auf ſpeciellen Befehl des Erzbiſchofs Leonhard eingemauerte Schwein ſollte zur Erinnerung an die Judenaustreibung dienen und blieb bis zum Jahre 1785 dort ſelbſt, bis es in jenem Jahre für unſchicklich befunden und entfernt wurde.

der Menge Schadenfreude. Rath Matſperger wendet ſich indeß entrüſtet ab, der Anblick des Schweines beleidigt ſein Auge. Unwillkürlich erfaßt ihn Abſcheu vor ſolcher Gewaltthätigkeit und Verhöhnung wehrloſer, davon gejagter Leute, die, wenn auch nur Juden, doch immer noch Mitbürger geweſen ſind. Die Kunde von dem eingemauerten Schwein ſcheint ſich raſch in der Stadt verbreitet zu haben, denn es ſtrömen immer neue Scharen Neugieriger herbei, Männer und Weiber, auch Kinder werden mitgeſchleppt und dann auf die Arme genommen, auf daß ſie ja das „Judenſchwein“ recht deutlich ſehen können. Die Jungens verſtehen freilich nichts von dem derben „Witz“ des Landesherrn, aber ſie johlen mit den Alten. Kopf an Kopf gedrängt gucken die Bürger und Bürgersfrauen aus den Fenſtern am Marktplatz und betrachten ſich die immer mehr anſchwellende Menſchenmenge. Am lauteſten geht es in den vorderſten Reihen derſelben zu, wo der Sleinzer das große Wort führt und den ihn umſtehenden Leuten den „Witz“ des Reutſchachers erklärt. Mit zur Fiſtel überſchlagender Stimme, ſich anfblähend vor Wichtigthuerei, kräht der Mann aus der Gſtädtengaſſe: „Ich ſage Euch, der Witz iſt fein, viel beſſer als des Reutſchachers Rübenbier!“ Wieherndes Gelächter der Zünftler und Bürger ani-

mirt den Sprecher, in seiner Rede fortzufahren: „Ich sage Euch, es ist viel ‚Ehr', die der Bischof da den verjagten Juden erweiset. Ein Christenmensch kriegt kein Gedenken in Marmor!"

Eine Stimme aus der Menge wirft plötzlich ein: „Aber unsere Kinder werden nicht von Säuen gesäugt!"

Unwillig über die Unterbrechung beeilt sich der Sleinzer wieder zu Wort zu kommen und kündigt einen Spottvers an, den er gleich machen werde. Gespannt blickt die ihn umringende Menge auf den Dichterling, der würdevoll den Zeigefinger an die Stirn legt, als will er mit demselben die Verse aus dem Kopf ziehen. Das Schaustück einer Gedichtfabrikation fesselt die Menge mehr als das Juden säugende Schwein, und immer dichter wird der Possenreißer umringt, der in schlauer Berechnung die Leute erst ein wenig warten läßt, obwohl er sein G'stanzl schon fertig hat. Die Gelegenheit wird wieder für ihn günstig sein, wenn er den Augenblick zum Absammeln richtig erfaßt. Die neugierige Menge flüstert sich die Kunde, daß der Sleinzer ein Gedicht mache, von Mund zu Mund, bis auch die weiter entfernt Stehenden davon erfahren und erwartungsvoll der kommenden Dinge harren.

Das Geſumme verſtummt, und nun legt der Sleinzer los: „Was ich allhier und füro Euch ehrſamen Bürger vortragen will mit Bedacht und wohlgefüg, benamſet ſich: ‚Das Judenſchwein!‘:

Es war einmal ein Erzbiſchof,
Ein ſchwerer ſcharfer Mann,
Der ſchwinget Scepter und den Krummſtab auch,
Sogar den Meißel er führen kann.

Er ſiedet Bier und jagt die Juden fort,
Setzt ein Gedenken ihnen fein,
Ihr ſeht es oben an dem Thurm,
Das ſteinern ſchwere Judenſchwein.

Die Marmorſau vom Untersberg,
Gar traut ſie dort zu ſehen iſt;
Sie ſäuget Judenkinder zart,
Obwohl ſie gar nichts frißt.

Der Rübenmann iſt wahrlich ſchlau,
Weiß Klugheit mit dem Herz zu paaren:
Die ſteinern' Milch iſt billig, koſtet nichts,
Und labet dennoch Judenſcharen!

Johlendes Gelächter belohnt die anzüglichen Spottverſe des Poſſenreißers, der ſtolz um ſich blickt und ſich eben anſchickt mit der vom Kopf gezogenen Kappe klingenden Lohn für ſeine G'ſtanzel einzuſammeln. Ein lauter Ruf im Rücken der Menge

lenkt die Aufmerksamkeit vom Sleinzer ab, alles wendet sich um und guckt auf den Stadtrath Matsperger, der ernst, doch wohlmeinend die Leute auffordert, auseinanderzugehen und gefährlichen Spott zu unterlassen.

Unwillig über diese Störung murrt die Menge, und besonders der Sleinzer hetzt durch Zurufe zu weiterem Verbleiben in der Hoffnung, schließlich doch noch etwas für sich herauszuschlagen. Ein vehementer Windstoß jedoch, dem ein wahrer Wolkenbruch folgt, jagt die Leute von dannen, schreiend flüchtet die Menge in die nächsten Häuser, in Thorbogen Schutz und Unterstand suchend. Gelassen trotz Sturm und Unwetter setzt jedoch Matsperger seinen Weg nun fort und tritt arg durchnäßt in das Rathhaus, um nähere Erkundigungen über den neuen Thurmschmuck einzuziehen.

In der düsteren Rathsstube sitzen zehn Salzburger Gemeinderäthe um den schwerfälligen Tisch und lauschen schier mit verhaltenem Athem den Mittheilungen des dürren Stadtrichters, dem der Bürgermeister zur Seite steht. Eben hat der Richter bekannt gegeben, daß er im speciellen Auftrag des Erzbischofes vor den Räthen erscheine, da klinkt Matsperger etwas geräuschvoll die Saalthüre auf und

tritt ein; halb ärgerlich über die Störung im ſpannungsvollſten Augenblick und doch wieder erfreut, daß der einflußreiche und ob ſeiner Redegewandtheit im Rathe in hohem Anſehen ſtehende Matſperger doch noch zur außerordentlichen Sitzung kommt, wenden die Räthe dem Eintretenden die Köpfe zu, und ein leiſer Ziſchlaut mahnt den verſpäteten Ankömmling leiſer aufzutreten. Matſperger bleibt denn ſofort an der Saalmauer ſtehen, worauf der Richter in ſeiner Rede fortfährt: „Einem löblich ehrſamen Rath habe ich ein Schriftſtück zu überreichen, worin Seine fürſtliche Gnaden der Stadt zu wiſſen thun, daß hinfüro das Heirathen junger Leute beiderlei Geſchlechtes nach auswärts in fremde Städte und Orte verboten und im Uebertretungsfalle mit ſchwerer Pön in Geld belegt iſt!“.

Ein vielſtimmiger Ruf der Ueberraſchung tönt durch den weiten Saal; die meiſten Räthe fragen ſchreiend: „Wie? Was ſagt Er?!“ und halten die rechte Hand ans Ohr, um die Antwort beſſer erfaſſen zu können. Auch Matſperger iſt an den Tiſch getreten, ein tiefer Ernſt liegt in ſeinen Geſichtszügen, doch zeigt er ſich weniger überraſcht als die übrigen völlig verblüfften Räthe und greift nach der Pergamentrolle, die das unerhörte Geheirathungsverbot

enthält. Dies gibt das Signal für die übrigen Räthe, die zeternd über den neuen Eingriff in das Stadtrecht aufſpringen und ſchreiend über ſolch' unerhörte Vergewaltigung auf den Stadtrichter einſtürmen. Erregt iſt auch der Bürgermeiſter, der einum das andermal ſtammelt, es ſei ſolch' Gebot unmöglich, eine Knebelung alten Rechtes und ein Fußtritt für die Stadt. Je toller ſich der Rath gebärdet, deſto ruhiger ſteht der hagere Richter wie ein Fels in der Brandung; er hat ja gewußt, daß die Ueberraſchung eine vollkommene ſein werde. Einen Augenblick ſchwankt der Stadtrichter im Zweifel, ob er es den Räthen ſagen ſoll, wie er ſich bemüht hat, den Erzbiſchof vor Erlaſſung ſolchen Gebotes abzuhalten. Doch entſchließt er ſich, hierüber nichts verlauten zu laſſen, da jede Bemerkung nur die Wirkung des Oeles auf glühende Kohlen haben müßte. Weiter im Saale zu verweilen erſcheint dem Richter zwecklos, das Schriftſtück iſt dem Rath übergeben, ſeine Miſſion andurch erfüllet. Die Rathsherren durch eine Verneigung ſtumm begrüßend verläßt der Richter die Verſammlung.

Matſperger hat inzwiſchen den Erlaß ſorgſam durchgeleſen und genau geprüft; mit den Worten: „Es iſt unerhört, was ſich der Rübenthaler heraus-

nimmt!“ legt er das Pergament auf den Tiſch. Die Rathsherren umringen Matſperger und fordern ſeine Meinung ein, was zu thun ſei in dieſem Falle, ob es ſich empfehle, den Biſchof durch eine Deputatio um Zurücknahme zu erſuchen oder das Gebot zu ignoriren. Der eine Rath ſchreit zornig, daß die Geheirathung ſeiner Kinder dem Keutſchacher nicht den Deut zu kümmern habe, ein anderer lärmt entrüſtet, daß er ſeine Tochter bei Nacht und Nebel fortſchaffen und nicht einen rothen Heller Pön zahlen werde, ein dritter höhnt auf die Geldnoth des Biſchofs, ein vierter ſagt es kreiſchend heraus, daß das Gebot nur Mittel zum Zweck der Geldſchinderei, eine neue Steuer ſei, die des Rübenthalers leere Taſchen füllen ſolle.

Da hebt Matſperger zu ſprechen an, und augenblicklich verſtummen die Räthe: „Gemach Ihr Herren! Iſt auch die Meinung, daß der Keutſchacher ſelbſt aus Familienereigniſſen und Geheirathung unſerer Kinder Geld ſchlagen will, nicht von der Hand zu weiſen, da ſelbe eines Körnchens Wahrheit nicht zu entbehren erſcheinet, ſo deucht mir jeglicher Schritt zur Zurücknahme des Gebotes vergeblich, ja gefährlich für die Sicherheit und das Leben der Deputatio. Dem Mann mit dem Stiernacken iſt niemals zu

trauen, ihm geht Gewalt ſtets vor Recht. Uns bleibt nur die Appellatio an den Kaiſer, wir müſſen eine Klageſchrift ſofort abſenden, auf daß dieſe Sache unterſuchet und auf Kaiſers Befehl verbeſchieden werde.*) Was Jeder im eigenen Hauſe thut und wie Einer ſeine Kinder in Sicherheit bringt, das iſt jedes Einzelnen eigene Sache, die wir im Rath nicht zu beſprechen haben. Klugheit iſt geboten, wo die Gewalt uns bedroht. Ich für meine Perſon werde mich um das Gebot nicht kümmern und dem geldhungrigen Keutſchacher keinen Pfennig zahlen. Gehabt Euch wohl!“

Der Aufbruch Matſperger's veranlaßt auch die übrigen Rathsherren davon zu ſtürmen; es drängt Jeden, die Kunde von dem unerhörten Heirathsverbot der eigenen Familie ſo raſch wie nur möglich zu überbringen, ſie in der Stadt zu verbreiten und Maßregeln zu treffen, um dem Verbot ein Schnippchen zu ſchlagen. Nur der Bürgermeiſter bleibt zurück im Saale, um das inhaltſchwere Schriftſtück aufzubewahren und die Klageſchrift im Sinne Matſperger's

*) Der hiſtoriſche Paſſus in der Klageſchrift lautet: „Item Er enget uns an unſern chindern, daz Er uns die nit verhayraten lat in frembde ſtedt als emaln bey ewern vordern ſitlich und gewönlich geweſen iſt.“

zu entwerfen, auf daß ſelbe möglichſt bald an den Kaiſer abgeſchickt werden könne.

Wie Flugfeuer verbreitet ſich die Kunde von dem Heirathsverbot durch die Stadt und erzeugt die widerſtreitendſten Gefühle. Herrſcht in wohlhabenden Familien Sorge um die heirathsfähigen Kinder, weinen verlobte Töchter in Angſt um ihr gefährdetes Glück, ballen die Kaufherrnſöhne die Fauſt im Zorn, daß ihre Eheabſichten durch den gewaltthätigen Biſchof vereitelt werden könnten, ſo lachen vergnüglich die gemeinen Leute, die ſich darüber freuen, daß die reichen Familien, die Unterkeuffels und Rathsherren ſchwere Pön zahlen müſſen, wenn ſie ihre Kinder nach auswärts verheirathen wollen. Die armen und gemeinen Leute trifft das Gebot ſonach nicht, ſie heirathen nicht in die Fremde, alſo können ſie mit dem Machtgebot des Fürſten wohl zufrieden ſein. In vielen Familien wird Kriegsrath gehalten; man macht zur Dämmerſtunde gegenſeitig Beſuche, Rathstöchter huſchen durch die Gaſſen zu Freundinnen, Kaufherrnſöhne verſammeln ſich bei Fröſchlmoſer und Gauchſperger, um ſich über die Möglichkeit einer Flucht zu beſprechen. Die Familienväter ſind in einer eigenthümlichen Lage; ſie möchten dem Glück ihrer Kinder nicht im Wege ſtehen, müſſen

aber gewärtig ſein, daß der Stiftsherr rückſichtslos eine Uebertretung ſeines Verbotes am Vermögen der zurückbleibenden Eltern ahnden wird. Muß die Pön aber gezahlt werden, ſo braucht es doch keiner heimlichen Flucht aus der vergewaltigten Stadt. Dieſer Anſicht huldigt man namentlich im Hauſe des Kaufherrn Kaſerer, deſſen Sohn ſich eben rüſtet zur gänzlichen Ueberſiedelung nach dem Süden, verbunden mit ſeiner Verheirathung mit einer Gorizianer Senſalstochter. Der junge Kaſerer iſt der Meinung, daß man dem Burgherrn eben die Pön zahlen ſoll, worauf die Reiſe wohl ungehindert ſtattfinden werden könne. Der alte Kaſerer hingegen neigt mehr der Anſicht zu, daß das biſchöfliche Gebot mehr bezwecken und kaum ein Ausfuhrverbot an ſich ſein dürfte. Die Pön, ſelbſt wenn ſie hoch ſein wird, kann den Entgang der Mitgiftgelder nicht erſetzen, und dem Keutſchacher wird es hauptſächlich darum zu thun ſein, das Geld ſeiner Unterthanen im Lande zu halten.

Kaſerer junior, ein Feuerkopf und Sauſewind, will daran nicht glauben, weshalb der Alte ihm räth, doch erſt, gleichſam zur Probe für ſeine wirkliche Abreiſe, zu verſuchen, ob es ſo leicht ſein werde, durch die Stadtthore unangehalten fortzukommen.

„Topp, es gilt, Vater! Ich wette um eine Kanne des beſten Weines, daß ich durch eines der Thore ins Freie gelange!“ ruft Kaſerer junior und hält dem Vater die Hand zum Abſchluß des Pactes hin.

Ernſt erwidert der alte Kaſerer: „Ich wette nicht, da Du die Wette ſicher verlierſt! Die Thürmer ſind biſchöflich und unzweifelhaft ſchon vor Erlaß des Gebotes verſtändigt worden!“

„Ich werde es trotzdem verſuchen!“ ruft der junge Kaſerer und eilt durch die nächtlich dunklen Gaſſen einem Hauſe zu, wo er gleichalterige Genoſſen weiß, die gleich ihm durch das biſchöfliche Heirathsverbot in ihren Intereſſen ſchwer bedroht ſind und mit welchen Rath gepflogen werden ſoll, wie eine Flucht aus der geſchloſſenen Stadt ſich bewerkſtelligen laſſen könnte. Lange rathen die Kaufherrnſöhne hin und her; alle wollen fort und den Weg nach Venedig nehmen, mit deſſen Fondaco*) die Väter rege

*) Zu Beginn des 16. Jahrhunderts ſtand der Handel mit Venedig durch Vermittelung Salzburgs in höchſter Blüthe, wenn auch Salzburg nicht ſo wohlhabend wie Augsburg wurde. In Venedig befand ſich neben der Rialtobrücke das Kaufhaus der Teutonici (il Fondaco dei Tedeschi), zu denen auch die Ungarn, Böhmen und Polen zählten. Dort wohnten ſie und im Fondaco durften ſie kaufen und verkaufen durch Vermittelung von Senſalen (ſalzburgiſch Unter-

Handelsbeziehungen unterhalten. Einmal jenseits der Tauern kann des Erzbischofs Zorn ihnen nichts mehr schaden, sie sind dann geborgen und die Väter sollen zusehen, wie sie mit dem geprellten Fürsten und der Pön fertig werden. Daß die Alten dem Gewaltherrn ein Schnippchen schlagen werden, bezweifeln die Jungen keinen Augenblick; sind die Alten doch durch den Verkehr mit Wälschen geriebene Kaufleute geworden, die immer ein Hinterthürchen zu finden wissen, wenn das große Thor geschlossen ist. Und so ward beschlossen, daß am nächsten Tage gegen Abend zunächst ein Theil der jungen Herrchen unter Führung Kaserers junior versuchen solle, durch das Steinthor auszukneifen, indeß der Rest sich durch das Mühlenthor in Verkleidung schleichen und die Stadt durch das Moor umkreisen und die Richtung gegen den Paß Lueg gewinnen solle. Die Flucht durch das starke Steinthor ist zwar schwieriger, weil der Thurnermeister selbst dort seine Behausung hat, dafür gewinnt dieser Theil der Ausreißer am raschesten die Straße zu den Tauern und kann dem Machtbereich des geprellten Bischofs am flinksten ent-

---

keuffel). Der Fondaco mit seinem Riesenhandel galt als die hohe Schule des Handels und wurde als solche fleißig auch von den Söhnen Salzburger Kaufherren besucht.

wiſchen, ſofern der Keutſchacher nicht berittene Schergen den Flüchtlingen nachſchickt. Aus dieſer Erwägung erfloß die Mahnung, daß Kaſerer mit ſeiner Begleitung wohl bei Nacht die Straße halten und unbedingt vor Tagesanbruch den Paß Lueg erreichen müſſe, bei Tageshelle jedoch die Straße meiden und ſich ſeitlich gen Radſtadt drücken ſolle. Auch erfloß aus der Beſprechung der vorſichtige Rath, Geld und Geldeswerth ſich durch Frauenhände in die Wämſer einnähen zu laſſen.

Dem trüben Regenwetter iſt ein prächtig klarer Tag gefolgt, und heiß brannte die Sonne herab, bis in die Schlupfwinkel der eckenreichen Stadt ihre Gluth ſendend. Erſt gegen Abend, als der Bergwind herabſtrich, ward es kühler, und die Bürger und Zünftler verließen ihre Steinhäuſer, um ſich unten am Gries noch ein Weilchen in friſcher Luft zu ergehen. Am Steinthor hat der Thurnermeiſter der Hitze wegen es vorgezogen, die Thurmwache ſeinem dienſtälteſten Blasknecht zu übertragen, und ſich dann aufs Ohr gelegt im Thurmſtübchen, bis Matza durch ein ſchüchternes Klopfen an der Eichenthüre bekundete, daß die Sonne hinter der Veſte hinabgeſunken und es Abend geworden ſei. Der Thürmer erhebt ſich ſchlaftrunken, wiſcht ſich die Augen aus, reckt die

Glieder und gähnt ärgerlich, daß die Zeit ſo raſch entſchwindet. Und dann der hölliſche Durſt! Ein Durſt, der ſo ſchön iſt, daß es ein Verbrechen wäre, ihn in Waſſer zu ertränken. Eine mächtige Holzbitſche Bier wäre juſt recht, doch bindet die Pflicht den Meiſter an den Thurm, den er doch wohl nicht ſchon wieder verlaſſen kann, nachdem er den ganzen Nachmittag verſchlafen hat. Aber iſt es denn nicht gleichgültig, wie man den Tag verbrachte? Im Thurm war er ja, alſo auch im Dienſt und lange genug zu Hauſe, alſo kann der Abendtrunk ſchon auswärts eingenommen werden, beſonders wenn der Meiſter ein Brauhaus in der Nähe aufſucht und der Tochter wiſſen läßt, wo er ſich befindet für den Fall, daß der Thurmdienſt ſein perſönliches Eingreifen erfordern ſollte. „Ja, ſo mach' ich's!“ brummt der Thurnermeiſter vor ſich hin, greift nach der bequemen Haube, ruft die Matza und kündet ihr, daß er zum Abendtrunk ins Steinbräuhaus gehe.

Bedächtig klettert der Thürmer die Steintreppe hinab, biegt in die enge Steingaſſe längs des Immberges ein, durch die ein Trupp fahrender Schüler ihm entgegenkommt mit einem jungen Franziskanermönch in der Mitte. Schon von weitem begrüßen die Burſchen den Thurmmeiſter, ſo daß der

Alte verwundert ſtehen bleibt und den Trupp herankommen läßt. Die Erſcheinung des Kuttenträgers iſt verwunderlich, weil das Mönchlein arg ſchwankt und von zwei Burſchen geſtützt werden muß. Einer der fahrenden Schüler im zerſchliſſenen Wams trägt hinterher eine mächtige Bitſche, bei deren Anblick der Thürmer augenblicklich die Urſache des ſchwankenden Ganges erräth.

Richtig ſagt auch der vorausgehende Schüler zum Meiſter, daß ſie den Franziskaner, der terminirte in der Stadt, unterwegs gefunden und aus Mitleid mitgenommen hätten.

„Wohin wollt Ihr denn das Mönchlein ſchleppen?“ fragt der Meiſter.

„Der Franziskaner will heute noch nach Werfen in ſein Kloſter!“ antwortet der Schüler an der Spitze der ſichtlich angeheiterten Truppe.

„So weit kommt der Mönch heut' nimmer mit ſeinen ſchweren Füßen! Und Ihr? Wollt Ihr ihm das Geleite geben?“

„Bis zur nächſten Trunkſtätt', weiter nicht! Der Kuttenträger ſoll dann ſelbſt ſehen, wie er weiter kommt, hihi! Doch Meiſter, wollt Ihr uns die Ehre thun, zu koſten dieſen Trank? 's iſt kein Rübenbier fürwahr! Haha!“

„Gebt her, ich will's verſuchen und erproben!“ ruft der durſtige Thürmer, und trinkt mit mächtigem Zuge die Kanne leer.

Jubelnd umringen die Schüler den Thürmer, indeß der blaſſe Franziskaner an einer Mauer lehnt und vor ſich hinſtarrt, als ſei er nicht mehr bei Sinnen.

„Der Trank iſt trefflich! Kein Wunder, daß er dem Mönchlein ſchmeckte! Doch ſeit wann terminiren die Werfener Franziskaner in der Biſchofsſtadt?“ fragt der mißtrauiſch werdende Thürmer und muſtert mit ſcharfem Blick den Mönch, der noch bläſſer wird im Antlitz.

„Was kümmert das uns! Der Pfaff wird wohl für ſeines Leibes Nothdurft terminiret haben, und übel genug bekam ihm der terminirte Abendtrunk. Seid von der Güte, Meiſter, und laßt das Mönchlein hinaus zum Thor, auf daß er heimwärts ſchwanke. Wir wollen bald uns wieder wenden und ſuchen Euch auf im Steinbräuhauſe, wasmaßen Ihr uns die Ehre geben wolltet zu leeren noch etzliche Humpen nach unſerer Rückkunft!“

„Topp, das iſt ein Wort! Schleppt den Mönch getroſt hinaus, im Straßengraben wird er wohl nüchtern werden! Zur Rückkehr gebet am Thurm

zur Loſung an: ‚Stein und Saft‘, und ſagt beim Austritt dies dem Knecht vorher.“

Bereitwillig gehen die Burſchen darauf ein, bedanken ſich fürs Wort und Freigeleit mit dem Verſprechen, nach erfolgter Rückkehr mit dem Meiſter etzliche Humpen zu leeren.

Schon will der Thürmer weiterſchreiten, da deucht ihm der zarte Mönch wieder verdächtig und das Geſicht zu fein für einen Bettelmönch. Es könnte doch ſein, daß etwas Abſonderliches in der Kutte ſteckt. Und einer Augenblickseingebung folgend, ruft der Thürmer: „Gebt mir doch des Pfaffen Pulge her, ich will ſie unterſuchen.“

Bei dieſen Worten fällt der Franziskaner ſchier in die Kniee vor Angſt und Schreck, ſo daß einer der Begleiter ihm hülfebereit unter die Arme greift, und ihn in die Höhe reißt. Ein Anderer packt die Pulge und reicht ſie dem Thurnermeiſter dar, der mit der rechten Hand hineingreift und durch Betaſten deren Inhalt prüft. „Na ’s iſt gut, der Kerl hat richtig terminiret, doch nur Atzungsdinge meiſt empfangen! Bringt ihn hinaus, ſein Kloſter ſoll den Süffling länger nicht entbehren!“ Und eilig, um ja noch zum Abendtrunk zu kommen, trollt der Thürmer von dannen.

Den zappelnden Mönch in der Mitte ſchreiten die Schüler auf den Thurm zu, vermelden dem Wachtknecht die erhaltene Loſung für die baldige Rückkunft und die Erlaubniß zu freiem Geleit aus des Thurnermeiſters eigenem Mund. Matza beſtätigte dem Knecht, daß der Vater eben weggegangen, er alſo den Leuten mit dem Mönch begegnet ſein müſſe. In ihrer Gutmüthigkeit, von Mitleid für den bleichen Franziskaner erfaßt, will Matza dem Mönch ein warmes Süpplein kochen, doch wehren die Begleiter unter Dankesverſicherungen ab und drängen auf Durchlaß, um den kranken Mönch baldmöglichſt in ſein Kloſter zu bringen. Auf Matza's Geheiß öffnet der Wachtknecht denn das Pförtlein des großen Thores, durch welches als erſter der raſch zu Kräften gekommene Mönch ſchreitet, dem ſeine Begleiter gleichfalls eilig folgen und außerhalb der Wallmauer noch ſchleunigeren Fußes von dannen eilen in die mittlerweile angebrochene Nacht.

Ein Getöſe, der wilde ſchauerliche Stierruf von der Veſte, veranlaßt die Flüchtlinge und namentlich den jungen als Mönch verkleideten Kaſerer junior augenblicklich von der Landſtraße abzuweichen und querfeldein zu fliehen in der Richtung zum Paß Lueg.

Als Doctor Ilſung mit dem verwundeten Junker Hartwig und Gefolge in den innerſten Burghof der Veſte Hohenſalzburg einzog, ſtand Erzbiſchof Leonhard juſt an einem Fenſter und blickte, durch das Pferdegetrappel angelockt, in den Burghof hinab. Verwundert über den Transport eines Kranken wollte Leonhard eben den Leibdiener nach Erkundigung ausſchicken, da erblickt der Fürſt ſeinen gelehrten Adlatus in Rechtsſachen und ein Hoffnungsſchimmer freudiger Erwartung fliegt über des Erzbiſchofs ſtarkgeröthete Wangen.

Doctor Ilſung hat ſeinen Gebieter nun gleichfalls im Fenſter wahrgenommen und grüßt vom Sattel aus ehrerbietig hinauf. Ein freundlicher Wink des Fürſtbiſchofs veranlaßt Ilſung ſofort abzuſteigen und in die fürſtlichen Gemächer zu eilen. Schon auf dem Flur kommt Leonhard dem Rechtsgelehrten entgegen mit ausgeſtreckten Händen: „Willkommen, Ilſung, auf der heimathlichen Burg! Was bringt Er Mir für frohe Kunde? Doch komm' Er nur herein ins Gemach!“

Trotz der freundlichen Einladung, ſich in einem Stuhle niederzulaſſen, bleibt Ilſung ehrerbietig vor dem Gebieter ſtehen und beginnt ſofort mit der Berichterſtattung über den Verlauf ſeiner Reiſe zu Herzog

Georg von Bayern-Landshut: „Hochfürſtliche Gnaden wollen vernehmen, daß Herzog Georg ſich geneigt zeigte, in der Fehde ſeines Feldhauptmannes Georg von Wisbach gegen uns zu vermitteln, und daß dank dieſer Willensmeinigung des Herzogs der Vertrag zu Stande kam, wonach hochfürſtliche Gnaden dem Wisbach ſiebentauſend Gulden und ein jährlich Reichniß von weiteren dreihundert Gulden zu zahlen haben!“

„Wie, was ſagt Er? Iſt Er bei Sinnen, Ilſung?! Siebentauſend Gulden und ein Reichniß extra ſoll Ich dem Ritter zahlen?“

„So ſteht's im Vertrag, den ich kraft Euer hochfürſtlichen Gnaden Vollmacht unterzeichnet habe!“

„Er iſt toll geworden, Ilſung! Keinen Deut zahl' Ich! Eine ſolche Rieſenſumme tangiret Mir den ganzen Haushaltsplan! Es iſt unmöglich, Ich annullire den Vertrag! Lieber den Krieg als ſolchen Frieden!“

„Hochfürſtliche Gnaden können thun und laſſen nach hohem Ermeſſen! Doch iſt der Vertrag rechtsgültig unterſchrieben und perfektuiret!“

„Hat Er, Ilſung, denn einen Begriff von der Höhe ſothaner Verpflichtung für Meine Caſſa?!“

„Gewiß iſt der Zahlbetrag ein hoher, doch wollen

hochfürſtliche Gnaden im Auge behalten, daß gegen Zahlung der vereinbarten Summen die von Euer hochfürſtlichen Gnaden eingezogenen Wisbeck'ſchen Güter andurch in erzbiſchöflichem Eigenthum verbleiben und fürder ſtiftiſch ſein werden!"

„Wie?"

„Ich habe Euer hochfürſtlichen Gnaden dieſes Eigenthumsrecht geſichert und Hochihr Intereſſe treulich gewahrt!"

„Alſo bleiben pro futuro des Ritters Güter auf ſalzburgiſchem Boden Mein Eigenthum gegen Zahlung der genannten Summen?"

„So iſt es! Ich kalkulire, der Handel iſt für Uns nicht übel!"

„Hm! Das hat Er fein gemacht! Ich danke Ihm, Ilſung! Er iſt ein feiner Kopf, und gut berathen iſt der Fürſt, der ſolchen Ablatus zur Seite hat!"

Beſcheiden lehnt Ilſung jeden Dank mit dem Hinweis ab, daß er nur ſeine Pflicht gethan, als treuer Diener ſeines Herrn.

Hochbefriedigt nun über dieſes Ergebniß von Ilſung's Reiſe an den herzoglich bayeriſchen Hof, will Leonhard auch die näheren Umſtände der feinen Handelſchaft vernehmen, und Ilſung erſtattet genaueren

Bericht. Wie er verſichert, daß dem Ritter Wisbeck der Handel nicht gefallen wollte, weil der ſchlagfertige Feldhauptmann herausfand, daß er trotz ſiegreicher Fehde gegen den Erzbiſchof durch den Vertrag dennoch den kürzeren Theil erlange, ſchmunzelt Leonhard und murmelt etwas dergleichen, daß der Kriegsmann doch nicht ſo dumm ſei wie mancher andere Haudegen, denen diplomatiſche Kunſt ein unergründlich Ding ſei. Laut fragt Leonhard dann weiter: „Und der Herzog ſelbſt?“

„Herzog Georg iſt wohl der Gründer der Ingolſtädter Univerſität, doch von Vaters Zeit her nur in Führung des Schwertes und der Lanze wohlerfahren. Den feinen Handel vermochte er nicht zu erfaſſen und zwang den widerſtrebenden Ritter durch ein Machtwort zum Vergleich. Wisbeck mußte zögernd zwar, doch ohne weiteres Weigern ſich zum Vertrag bequemen, und ſo kam der Friedensſchluß zu Stande. Der Herzog läßt Euch grüßen, edler Herr und Gebieter!“

Erneut dankt Leonhard dem Gelehrten für den geleiſteten wichtigen Dienſt. Dann will er wiſſen, was der Krankentransport zu bedeuten habe.

Schier erſchrocken über ſeine Vergeßlichkeit vermeldet Ilſung nun ſofort, wie er den Junker Hartwig

in den Saalachauen angetroffen und das Judenpaar niedergeſchlagen ward.

„Meines Bruders Sohn in Begleitung von Juden, was ſoll das?!“ fragt mit gerunzelter Stirne Leonhard.

„Ein alter Jude war's und eine ſchöne, wenn auch abgehärmte Jüdin, die Hartwig mit ſeiner Klinge tapfer vertheidigte gegen die einhauenden Knechte. Ich kam zu ſpät, um Unheil zu verhüten! Doch hoffe ich, daß Hartwig ohne beſonderen Schaden aus dieſer leichtſinnig heraufbeſchworenen Aventiure davonkommen wird.“

Auf Leonhard's Stirne treten die Zornesadern hochgeſchwollen hervor, und dunkelroth färbt ſich ſein gewaltiger Nacken. Auf ſeinen mit dröhnender Stimme gegebenen Befehl muß der Schließer ſofort den Kerker unterſuchen, wo der Jude mit ſeiner Tochter gefangen gehalten iſt. Bald kommt der Kerkermeiſter zurück mit der Meldung, daß das Judenpack entflohen ſein müſſe, denn der Kerker ſei leer.

Ein Wuthſchrei dringt aus Leonhard's ſtarker Bruſt, und um ſein Leben bangend entflieht der Schließer aus dem Gemach. Der Erzbiſchof ſtürmt mit wuchtigen Schritten den Gang entlang zur Behauſung Hartwig's, um den Junker zur Rede zu

ſtellen. Ein Ziſchlaut des den Verwundeten pflegenden Kanzlers Doctor Mändl mahnt den polternd Eintretenden zur Ruhe. Leiſer auftretend naht ſich Leonhard dem Lager Hartwig's, die Falten in des Biſchofs Antlitz glätten ſich beim Anblick des übel zugerichteten Neffen. Flüſternd fragt Leonhard, ob Gefahr für das Leben beſtände, und Doctor Mändl gibt ebenſo leiſe zur Antwort, daß ſeine Kenntniſſe hier nicht ausreichen und ein Arzt beigezogen werden müſſe, denn ſoviel er zu erkennen vermag, hat der arme Junker einen Stich in die rechte Bruſtſeite und einen Schlag auf den Hinterkopf erhalten. Verflogen iſt des gewaltigen Fürſten Zorn und von tiefem Mitleid erfaßt, legt er dem Kanzler dringend ans Herz, Alles aufzubieten zur Erhaltung von Hartwig's Leben. Ein Gebet flüſternd, ſegnet Leonhard den bewußtloſen Neffen und zieht ſich dann leiſe zurück in ſein Gemach, wo Ilſung noch immer ſeiner harrt. Weich und mild dankt Leonhard dem Gelehrten abermals und entläßt ihn unter Verſicherung der Huld und Gnade.

In der Trinkſtube des Brauhauſes zum „Stein“ hat der Thurmmeiſter behaglich ſich dem erquickenden Abendtrunk hingegeben und allmälig weit über Durſt

und seine Baarschaft getrunken. Daß die Heller im Beutel zur Vereinigung der Zeche nicht ausreichen werden, weiß der Thürmer, doch tröstet ihn der Gedanke, daß die Begleiter des Mönches ja zurückkommen und für seine Zeche einstehen werden, so sie solches ja doch versprochen haben als Dank für Losung und Geleitfreigabe. Zurückgelehnt in seinen Stuhl, die Füße behaglich unter den Tisch ausgestreckt, ist der bierschwere Thürmer in einen Halbschlummer gefallen, aus dem ihn der Schenkknecht plötzlich weckt mit der Aufforderung, die Zeche zu bezahlen und heimzugehen, denn es sei Schlafenszeit für christlich-sittsame Bürger der frummben Stadt. Erschrocken fährt der Thürmer in die Höhe, und seine Blicke irren hülflos durch den leeren, nur noch von einem Licht schwacherhellten Raum. „Wie, so spät? Sind die fahrenden Schüler denn nicht gekommen?"

„Schert Euch hinweg, Thürmer, doch zahlt vorher!"

Eine schlimme Ahnung durchzuckt den geprellten Thürmer, der nunmehr wuthentbrannt brüllt: „Der Pfaff war kein Mönch! Verrath! Betrug! Ich muß zum Stadtrichter!" Und den verblüfften Schenkknecht über den Haufen rennend, stürmt der Thürmer hinaus und rennt durch die finsteren, menschenleeren

Gaſſen, über die Brücke hinüber zum Hauſe des Richters, den er aus dem ſüßen Schlafe poltert und dem er Kunde thut von ſeinem ſchlimmen Verdacht. Nicht wenig erboſt über dieſe Störung, bequemt ſich der dürre, nothdürftig bekleidete Stadtrichter doch, ſich Alles nach der Wahrnehmung des durch die Angſt nüchtern gewordenen Thürmers vermelden zu laſſen, und ſchließlich glaubt auch der Richter, daß da ein werthvoller Vogel, wenn nicht gleich mehrere in Vermummung dem fürſtlichen Gebote zum Trutz ausgeflogen ſein dürften. Der Vorſprung wird freilich groß ſein, doch berittene Schergen können die Flüchtlinge möglicherweiſe doch noch erwiſchen. Der Fall dünkt dem Richter wichtig genug, in persona die nöthigſten Anordnungen zu treffen, und ſo entſendet er eine Abtheilung biſchöflicher Reiter noch im Laufe der Nacht nach der Richtung nach Werfen, und fragt an den Thürmen im Kay wie in der Mühlen nach ausgezogenen Leuten. Seine Befürchtung trifft am Mühlenthor zu: auch hier ſei ein kleiner Trupp durchgezogen, doch glaubt der Thurmknecht beſtimmt verſichern zu können, daß es biſchöfliche Söldlinge waren.

„Mummenſchanz war es, Flüchtlinge ſind's geweſen!“ wettert der Stadtrichter und rüffelt den

Knecht ob deſſen Dummheit und Pflichtverletzung. Bis der Richter wieder zu ſeiner Behauſung kommt, reitet der Trupp bei Fackelſchein ab; die biſchöflichen Schergen ſind es, die auf Geheiß des Stadtrichters die Verfolgung der Entflohenen aufnehmen. Wer durchgebrannt iſt, das will der Richter durch Umfrage in den Häuſern der Kaufherren ſchon herausbringen. Fehlen die Söhne, ſo ſind es ſicher die Entflohenen und die Pön für die Verletzung des biſchöflichen Gebotes ſoll die Väter treffen hart und ſchwer. Das iſt ein kluger Gedanke, der den Richter freuen könnte, wenn nicht zu befürchten ſtände, daß der Erzbiſchof die Flucht übel vermerken dürfte. Und des Keutſchachers Zorn iſt gefährlich. Mit einiger Sorge begibt ſich der Richter ſodann wieder zur Ruhe.

Wenn am andern Morgen der Stadtrichter noch einen Zweifel gehabt hätte, daß die Entflohenen Kaufherrenſöhne waren, die dem Heirathsverbot zum Trutz die Stadt verließen, das Getuſchel ſowie die höhniſchen Mienen mancher Rathsherren im Stadtrathsſaale hätten dem Richter ſolchen Zweifel nehmen müſſen. Im hohen Grade geärgert, erboſt zunächſt ſchon durch den Umſtand, daß die Schergen ohne die Flüchtlinge zurückgekehrt ſind, glaubte Stahel nun auch ſeinerſeits boshaft ſein zu ſollen, indem er einige

Räthe ſpöttiſch fragte, wie es zu Hauſe ginge und wie die P. T. Kinder das Gebot Seiner hochfürſtlichen Gnaden aufgenommen hätten. Bei Rath Matſperger verfing der Hohn wenig, denn der ernſte, achtunggebietende Mann erwiderte lediglich, daß ſeine Diemudis eben beſchäftigt ſei, ihre Schatulle in Ordnung zu bringen, um der biſchöflichen Kaſſe durch Zahlung der Pön aufzuhelfen. Das ſagte Matſperger ſo gelaſſen, daß ſich der Stadtrichter zornig auf die Lippen biß. Mehr Erfolg hatte er indeß beim alten Kaufherrn Kaſerer, der bei der Frage nach dem Befinden ſeines Sohnes zuſammenzuckte und etwas dergleichen ſtotterte, daß ſich der Filius untröſtlich zeige in Folge des ſeine Zukunftspläne durchkreuzenden Gebotes. Aus dem Verhalten des Alten folgerte Stahel unſchwer, daß juſt der junge Kaſerer die Stadt verlaſſen haben werde, und dies ſagte er dem Alten auch ins Geſicht mit dem Beifügen, daß die Pön in verſchärftem Maße nachfolgen werde, ſo der Junge ſich nicht bis zum Sonnenuntergang ſtelle. Dieſe Drohung wirkte auf die übrigen Rathsherren unheimlich, und ſie drückten ſich ſcheu aus der Nähe Stahel's, von dem ſie nichts Gutes zu gewärtigen haben. Die Freude über die gelungene Flucht der Söhne iſt dadurch ſehr getrübt, und völlig nieder-

geſchlagen zeigen ſich die Töchter in den verſchiedenen Familien, denen eine Flucht nunmehr unmöglich ſein wird. Mit banger Sorge harren die Väter der entflohenen Söhne der kommenden Dinge. Und der Stadtrichter, der gen Mittag von der Burg kam, wartete nicht mehr auf die gegebene Geſtellungsfriſt zum Sonnenuntergang, er dekretirte im Namen und auf Geheiß des Erzbiſchofs ohne weitere Unterſuchung eine Pön von tauſend Gulden für den alten Kaſerer, pönte acht weitere Väter von muthmaßlich entflohenen heirathsfähigen Söhnen und legte auch dem Rath Matſperger eine Geldſtrafe von 500 Goldgulden auf, wiewohl dieſer keinen Sohn beſitzt, jedoch in Erwägung, daß Matſperger gleichwohl der den Geiſt der Unbotmäßigkeit nährende Störenfried ſei. Was aber wie Oel aufs Feuer wirkte und größte Erbitterung hervorrief, das war die Kundmachung, daß bei Nichtzahlung der Pön bis zum dritten Sonnenuntergang die heirathsfähigen Töchter als Geißeln eingezogen und im Ritterſaale der Burg ſolange interniret bleiben ſollen, bis die Pön bei Heller und Pfennig deponiret ſei. Sothane Drohung kann nach Anſicht der Rathsherren unmöglich vom Fürſten ſelbſt ausgegangen ſein, ſie ſcheint der Ausfluß tiefen Haſſes einer Perſönlichkeit zu ſein, die dem geſchwornen

Rath feindlich gesinnt ist und den Fürsten nur vorschützt. Matsperger glaubt dessen sicher zu sein, daß nur der dürre Stadtrichter mit seinen Hoffnungen auf eine höhere Würde unter der Regierung Leonhard's die Kundmachung betreffs der Einholung von Geißeln ausgeheckt hat, um die Gepönten einzuschüchtern und zahlungswilliger zu machen. Im Zusammenhang mit allen früheren Rechtsbeugungen und landesfürstlichen Uebergriffen, Verletzungen des alten Salzburger Stadtrechtes erscheint das Maß dessen, was sich die Bürgerschaft gefallen zu lassen hat, nun voll zu sein, und dem Rath Matsperger deucht der Zeitpunkt energischer Abwehr nahegerückt. Noch soll eine Aussprache der vertrauten Räthe stattfinden, dann will Matsperger eingreifen. Der alte Tafelaufwärter im Hause Matsperger*), eine treue Seele, verschlossen und dem Rathsherrn völlig ergeben, wird ausgeschickt, um geheim für heute Abend einzusagen, und zwar mögen die Herren sich im Hause des Hans Ramsperger am „Aschhofe" einfinden, das durch seine Lage halb am Holzmarkt und halb in

*) Um die Wende des 15. Jahrhunderts zum 16. Jahrhundert wurden eigene Aufwärter bei Tisch gehalten. So hieß der Diener im Speisesaal oder Refektorium des Salzburger Domklosters Reventknecht.

der Goldgaſſe ſowie durch ſeine zwei Ausgänge eine gewiſſe Gewähr für ein Entrinnen biete, falls ein Ueberfall ſtattgreifen ſollte. Schlau und umſichtig vollzog der Diener dieſen Auftrag und überall erhielt er die Zuſage pünktlichen Erſcheinens, da die Aufregung eine allgemeine iſt und die Bürger und Kaufherren ſelbſt darnach zittern, den unleidlichen Zuſtänden ein Ende zu bereiten, gleichgültig auf welchem Wege. Lange dauert den „Eingeſagten“ das Warten auf die nächtliche Dunkelheit, unter derem Schutze man es erſt wagen kann, den Aſchhof aufzuſuchen, um nicht vorzeitig den Späheleuten des Stadtrichters aufzufallen. Zugeſagt haben auch der Bürgermeiſter Morauer, bezüglich deſſen Matſperger lange überlegte, ob er ihn überhaupt in die gefährliche Situation hereinziehen ſolle, und der ſchneidige Wolfgang Meisremel*), den man benöthigt, weil er ſich als Deputationsredner niemals verblüffen läßt und durch ſeine kecke Rede vielfach Andere ſchon ins Bockshorn gejagt hat. Juſt dieſen Bürger aus der Chiemſeegaſſe hält Matſperger geeignet, dem hitzigen Erzbiſchof die Meinung zu ſagen, und daher iſt Matſperger

*) Der abſonderliche Name figurirt in der Salzburgiſchen Häuſerchronik und wird von Steub auf Rumilo, Sohn des Meizo, zurückgeführt.

über die Zusage des Erscheinens erfreut. Sorgsam stellt er tagsüber alle Punkte zusammen, die in Berathung gezogen werden sollen, die Eingriffe in das Stadtrecht bis zum Kompetenzstreit, zum Heirathsverbot und der jüngsten Drohung. Vorsichtshalber kritzelt Matsperger sich jedoch nur die Schlagworte auf ein Pergamentblatt und steckt selbes sich dann in den Schuh seines rechten Fußes, wo es, falls der tückische Stadtrichter einen Ueberfall seiner Person belieben sollte, so schnell nicht gefunden werden dürfte. Mehrfach blickt Matsperger auch tagsüber zum Firmament, so weit ein solcher Blick von der engen Judengasse aus möglich ist. Ginge es nach seinen Wünschen, so soll ein tüchtiger Regen noch vor Einbruch der Nacht eintreten, der früher Dunkelheit schafft und Aufpasser von den Gassen jagt und auch Vermummungen erleichtert. Allmälig von innerer Unruhe ergriffen, da die wichtige und gefährliche Sache ihn zu sehr bewegt, unternimmt Matsperger einen Gang ins Freie, hinunter zum Fluß am Gries. Graues Gewölk bedeckt das Firmament, dunstig verhüllt sind die Berge, eine drückende Schwüle liegt über der engen Stadt. Durchdringt die scheidende Sonne zeitweilig das Gewölk, so blendet ihr weißer stechender Lichtstrahl förmlich. Das könnte auf Sturm gedeutet

werden, und ſo ein tüchtiges Unwetter würde zum geheimen Konventikel ausgezeichnet paſſen. Seine Beobachtungen des Firmamentes beſchließt Matſperger unauffällig durch einen behaglich langſamen Gang in die Weingrube, wo er ſich eine Kanne edlen Weines vorſetzen und ſich in der leeren kühlen Stube ſeinen Gedanken überläßt. Dieſe Trinkſtube hat Matſperger abſichtlich gewählt, weil von hier nur wenige Schritte zum Aſchhof gemacht werden müſſen und das Ramſpergerhaus von rückwärts betreten werden kann. Langſam wird es dunkel, Matſperger rüſtet zum Aufbruch, da ſchleicht eine gebeugte Geſtalt in die Stube, die mit ihren Augen den dunklen Raum durchbohren will. Matſperger, in einer Ecke verborgen ſitzend, ſieht geſpannt auf die langſam vorſchleichende Geſtalt und verhält ſich völlig bewegungslos. Sucht man ihn? Und wer kann der Schleicher ſein?

Die Geſtalt räuſpert ſich auf eine Art, durch welche Matſperger ſofort ſeinen Diener erkennt. Sich erhebend, fragt der Rath leiſe: „Biſt Du es, Hartneid? Was ſoll's?“ Und ebenſo leiſe, ganz nahe zu ſeinem Herrn hintretend, flüſtert der Aufwärter: „Herr, unſer Haus wird ſcharf von Spähern beobachtet; mir ſchwant Uebles! Wollt Ihr nicht nach Hauſe kommen, Herr?!“

Matsperger, einen Augenblick überlegend, ob er den treubewährten Diener näher in das Geheimniß der heutigen Nachtberathung einweihen solle, entschließt sich, dem Aufwärter flüsternd mitzutheilen, daß er jetzo nicht nach Hause kommen könne, doch solle Hartneid die Augen und Ohren offen halten und bei drohender Gefahr ihn aus dem Aschhofe holen, wo er zu finden sein werde. Matsperger fordert von Hartneid strengste Verschwiegenheit, auch soll Hartneid nur bei wirklicher Gefahr kommen, außerdem die Nacht über seiner Rückkunft harren, so daß es nur eines schwachen Klopfens bedarf, um sofort Einlaß zu finden. Der Aufwärter gelobt unverbrüchliches Schweigen und huscht zur Stube hinaus. Bald darauf verläßt auch Matsperger das Gelaß und geht im Schatten der Dämmerung durch die Goldgasse dem Aschhofe zu. Aufklatschende Regentropfen, die Vorboten eines nächtlichen Gewitters, kommen wie gerufen, Matsperger begrüßt sie im Stillen als willkommene Bundesgenossen.

Einige Räthe sind schon versammelt, auch Mitglieder vom äußeren Rath harren gespannt der in heutiger Nacht zu erledigenden Dinge. Die meisten der Anwesenden sind nach kurzer Begrüßung verstummt, mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, die

ſie nicht laut äußern wollen. Matiperger tritt hochaufgerichtet in den von wenigen Lichtern erleuchteten Saal und wird ſofort von den Räthen umringt: es fühlen alle, daß das geiſtige Oberhaupt nun in ihrer Mitte ſei. Mit kräftigen Händedrücken wird Matiperger begrüßt und an den Tiſch geleitet, an deſſen oberen Ende ihm der Ehrenplatz eingeräumt iſt. Der düſtere, durch Tücher verhängte Saal füllt ſich nun raſch mit „eingeſagten“ Räthen und Bürgern, die ſich erſt im Saale ſelbſt der Mäntel entledigen und die Vermummung ablegen. Draußen praſſelt ein wolkenbruchartiger Regen hernieder, von dem man im Saale inſofern etwas ſpürt, als die feuchten Mäntel und Wämſer ſtarken Dunſt ausſtrömen, der bei geſchloſſenen Fenſtern, Lichterqualm und der großen Anzahl von Menſchen ſich aufdringlich bemerkbar macht. Doch achtet Niemand dieſer Umſtände, noch der Stickluft im Saale.

Matiperger's Auge überfliegt die Reihen an beiden Tiſchſeiten, bis auf Meisremel ſind die Eingeſagten vollzählig erſchienen. Das Gemurmel im Saale übertönt zeitweilig das Geknatter niederfahrender Blitzſchläge und Donnergeroll, und mancher Rath zuckt beim fahlen Schein zuſammen. Endlich ſchiebt ſich auch Meisremel mit arg durchnäßten

Kleidern in den Saal, ſchüttelt ſich an der Thüre nochmals die Tropfen ab und nimmt, den Räthen vertraulich zuwinkend, am nächſten Stuhle Platz. Matſperger erhebt ſich und Aller Augen richten ſich auf ſeine mächtige, imponirende Geſtalt, die im flackernden Lichterſchein noch größer erſcheint, als ſie wirklich iſt und einen Rieſenſchatten auf die Rückwand des Saales wirft. Nach der Vorfrage, ob Ramſperger wohl eine Wache gegen Ueberrumpelung ausgeſtellt und der Bejahung der Frage, geht Matſperger zur Sache ſelbſt über und erörtert mit gedämpfter Stimme, doch noch Allen verſtändlich, die verworrene Lage in der Stadt. Nur zeitweilig wirft er einen Blick auf das ſeinem Schuh vorher entnommene Pergamentblatt, dann ſpricht er in freier Rede, beſonnen, eindringlich, überzeugend über die unerträglichen Eingriffe des Landesherrn im Auguſtinerhabit und deſſen Kampf gegen die patriarchaliſche Stadtverwaltung. „Was der Keutſchacher will, iſt nichts Anderes, als die Durchdrückung ſeines Willens, Beſeitigung alten Rechtes und alter Gewohnheit, die Ausdehnung ſeiner Herrſchaft auf Gebiete, die ihm bishero nicht unterthan zu ſein hatten. Leonhard iſt der geſchworene Feind ſtädtiſcher Selbſtverwaltung und damit ein Feind des Bürgerthums. Das hat

er bewiesen durch Eingriffe, gegen welche sich der geschworene Rath wie die Gemeine selbst wiederholt gewehret mit aller Rede Kunst und Beschwerden. Der gewaltthätige Keutschacher hat das Recht gemeinschaftlicher Berathung gebrochen durch Erlässe und Aufforderungen, die mit der bisherigen Ordnung in Widerspruch stehen.*) War es Usus gewesen, daß jeglicher Landesfürst vor Erlassung neuer Verfügungen zuvor den Bürgermeister verständigte, auf daß dieser einige Herren aus dem Rath erkiese, die sodann mit den Räthen des Erzbischofs Berathung pflogen: der Keutschacher setzt sich auch über solchen Usus hinweg, er hat für uns und unsere Beschwerden nur Spott und Hohn, und wo wir um Wahrung unserer

*) Die Bürgerschaft nahm dem Erzbischof ganz besonders übel, daß er, ohne sich mit dem Rath und Bürgermeister zu benehmen, Vorsichtsmaßregeln gegen Brandstiftung durch Bettelvolk und Befehl erließ, letzterem die Pulgen (Taschen, Säcke) zu durchsuchen, und des weiteren mittelst Dekretes befahl, es dürfe die Stadt mit dem böhmischen Ritter Hans Gansel sowie mit den Friedesbrechern Jan von Klemair, Wolf von Jekavitz und Hermann von Janovitz in keinen Verkehr treten bei Vermeidung der Ungnade und schwerer Pön an Leib und Geld. Das fand der Bürgerrath, so richtig an sich das Dekretum war, gegen alles Recht und Herkommen und verstoßend gegen das alte Recht der Selbstverwaltung.

Rechte bitten, ſetzt er ſeine landesfürſtliche Stellung entgegen, der Niemand im Erzſtift die richterliche Gewalt abſprechen dürfe. Erinnert Euch, Ihr Räthe, wie der Keutſchacher unſere Deputatio behandelte, als dieſe unter Morauer's Führung die Zurücknahme jenes anſtößigen Dekretums forderte*), haltet Euch vor

*) Jene Deputation, beſtehend aus dem Bürgermeiſter, V. Schwaiger, Jörg Waginger, Jakob Schönberger, Hans Brunner, H. Ramſperger, H. Pichler, W. Lienbacher, F. Wieſer, P. Frank und Stadtſchreiber von Reuter wurde erſtmalig gar nicht empfangen, tags darauf wohl vorgelaſſen und deren Sprecher vom Erzbiſchof angehört, ſodann aber ohne Antwort abgeführt. Nach einer wohl der Abkühlung der erhitzten Gemüther gewidmeten Pauſe wurde die Deputation wieder vorgeführt, doch verhandelte Leonhard nicht mehr ſelbſt mit ihr, ſondern es eröffnete Namens des Fürſten der Biſchof von Chiemſee den Räthen, daß jenes Dekretum der Dringlichkeit wegen aus eigener Machtvollkommenheit erlaſſen worden und nicht bloß an die Stadt Salzburg, ſondern an das ganze Land gerichtet ſei. Hiezu bemerkte der Biſchof von Chiemſee noch, die Bürger ſollten das Gebot, betreffend Ritter Ganſel nicht abſichtlich mißverſtehen und ſich hüten, dem Landesherrn die richterliche Gewalt abzuſprechen. Der Bürgermeiſter erklärte hierauf, daß zwar dem Gebot ſtattgegeben ſei, es dennoch unſtatthaft bleibe, daß man auch der Stadt wieder alles Herkommen einfach ein Schreiben zuſende. In ſolchen Dingen habe es bei den alten Gewohnheiten zu bleiben. Das Dekretum gebe er zugleich zurück, „da die Deputatio hiezu gemeſſenen Befehl vom ehrſamen Rath habe,

Augen, wie er uns seine Thürmer in unsere Thore setzte und uns der Freiheit der Bewegung beraubte! Erinnert Euch, wie Leonhard stadtfeindlichen Leuten, auf welche die Stadt fahndete, freies Geleit gab trotz Klage und Beschwerde! Noch wallt und tobt das Blut in den Adern ob des Heirathsgebotes und der daran gefügten Pön! Haushälterisch zu sein, rühmt sich der Rübenthaler, und wir müssen seine mageren Kassen füllen durch schwere Pön! Gut und Blut will er aus Eigennutz im Lande halten, den Handel beschneidet er, vertheuert das Salz und kümmert sich den Deut um kaiserliche Privilegien! Unsere Klage und Beschwerde ist an den Kaiser abgegangen und willfährig zeigte sich des Kaisers Ohr für die um ihr Recht ringende Stadt. Wohl entsandte des Kaisers Majestät den Wilhelm von Losenstein und den Rechtsgelahrten Enkmagen, doch richtete diese Commissio so wenig aus wie jene unter Paul von Lichtenstein, und daran wird wohl der Erzbischof sein gut Theil Schuld haben!*) Sie wollen uns nicht Recht lassen,

---

dem es nicht geziemen wolle, es anzunehmen und zu behalten".

*) Ueber die Entsendung einer kaiserlichen Kommission berichtet Zauner's „Chronik": „Der Kaiser schickte den Marschall des Regiments, Paul von Lichtenstein, als Kom-

die Hauptfrage über die Kompetenz in Strafsachen ist der Zankapfel geblieben und über kurz oder lang wird der Keutschacher — dafür bürgt uns sein Stadtrichter — dieses Recht völlig an sich gerissen haben! Ich frage Euch vom geschwornen und äußeren Rath: Sollen wir dies länger dulden? Sollen wir uns knechten lassen als freie Bürger? Sollen wir uns einengen lassen selbst in zarten Familienangelegenheiten? Hat ein uns aufgedrängter Landesfürst das Recht, unserem Blut das heilige Recht der Selbst-

---

missar nach Salzburg, welcher aber zwischen dem Erzbischof und der Bürgerschaft keine vollkommene Aussöhnung zu stiften vermochte, sondern nur über einige wenige Punkte am Montag vor Sct. Maria Magdalenentag 1506 einen gütlichen Vergleich zu Stande brachte. Es wurde in diesem Vertrage verglichen, ‚daß 1) wenn bey einer strengen Frage der hochfürstliche Hauptmann, oder der an dessen Statt bey den Rechten sitzt, strenger oder gelinder verfahren wollte, als der Bürgermeister oder seine Mitverordnete, dann nicht weiter gefahren, sondern die Entscheidung von dem Erzbischofe eingeholet und abgewartet werden sollte; 2) daß Gewicht, Maß und Ellen von dem hochfürstlichen Stadtrichter und dem Magistrat zugleich gefächtet und mit beyderseitigen Insiegeln versehen werden sollten; 3) daß denen, welche Brod an Markttagen in die Stadt führen, dasselbe bis Mittag feilzuhaben freystehen; in den übrigen unverglichenen Punkten aber 4) kein Theil den anderen Gewalt anthun, sondern mit Rechten zu Werke gehen sollte'" —.

beſtimmung, der Gattenwahl zu wehren? Wollt Ihr es ſo weit kommen laſſen, daß der Rübenmann uns auch noch des Leibes Nothdurft verbieten darf?!“

Matſperger hat ſich warm geſprochen im heißen Saal und blickt um ſich. Auf den Mienen der Räthe ſpiegelt ſich tiefe Erregung, heftige Athemzüge verrathen das Toben der Gefühle der Entrüſtung und gerechten Zornes. Mancher iſt bebend aufgeſprungen mit geballt erhobener Fauſt, die meiſten rufen, als Matſperger die Pauſe machte, ſtürmiſch: „Nein, nein! Es muß ein Ende nehmen!“

Matſperger hat ſich den perlenden Schweiß von Stirne und Nacken gewiſcht und ſetzt ſeine Rede fort: „Ihr rufet mir zu: ‚Es muß ein Ende nehmen!‘ Gut! Habt Ihr aber überlegt, wie dies zu bewerkſtelligen iſt? Habt Ihr Euch klar gemacht, wie gefährlich die Sache iſt? . . .“

„Wir haben Muth und Trutz!“ ſchreien die Räthe.

„Gut! Muth und Trutz benöthigen wir zu dem großen Werk der Befreiung von unerträglichem Joch! Und wiſſet Ihr, wie dies große Werk ſich benamſet? Ich will Euch das ſtolze Wort nennen: Es heißet Reichsunmittelbarkeit!“

Ein Jubeln und Toben, Händeklatſchen und

Füßegetrampel unterbricht den Redner, die Räthe kreiſchen und ſchreien förmlich fanatiſirt: „Reichsunmittelbar, ja wohl!“ und laufen auf Matſperger zu, um ihm die Hand zu drücken. Dieſer ruft in den Tumult hinein: „Los vom Rübenmann, los vom Krummſtab!“ und wilderregt ſchreien die Räthe dieſe Loſung nach.

Plötzlich ertönt dreimal ein dumpfes Pochen an der Saalthüre, das Warnungsſignal des aufgeſtellten Wächters zum Zeichen, daß Gefahr im Anzug iſt.

Augenblicklich donnert Matſperger in die Menge: „Die Lichter aus! Wartet, bis ein Entweichen möglich!“

Haſtig werden die Lichter ausgeblaſen, die Räthe ſtehen im Finſtern mauergleich, nur der heftig gehende Athem verräth ihre Anweſenheit.

Meisremel, der am nächſten der Thüre ſteht, iſt dem Ausgang zugeeilt und fragt durch die vorſichtig geöffnete Thüre hinaus, was es gebe. Ihm wird die geflüſterte Antwort, daß Hartneid gekommen ſei und Matſperger's Hauſe beſondere Gefahr drohe, indem ſich höchſt verdächtig immer mehr Geſtalten vor demſelben anhäufen. Meisremel fordert, zurücktretend, auf, die Lichter wieder anzuzünden und vermeldet die Kunde öffentlich.

Matſperger zuckt zuſammen und eilt augenblicklich aus dem Saal. Meisremel wie der alte Kaſerer jedoch fordern die Räthe auf, dem bedrohten Matſperger beizuſtehen durch ein korporatives Gefolge. Ihr gemeinſames Erſcheinen werde die lichtſcheuen Geſtalten ſicherlich verſcheuchen und eine geplante Uebelthat vereitelt werden, da ſelbſt der grimme Stadtrichter keinen Angriff auf die in ſo ſtattlicher Anzahl erſcheinenden Räthe wagen dürfte. Sofort verlaſſen die Rathsherren den Saal und eilen auf das Matſperger'ſche Haus zu, das von Fackelſchein grell beleuchtet iſt.

Nicht ſind es biſchöfliche Schergen, deren Anführer Einlaß in das Haus zu nächtlicher Stunde fordert, doch ſcheinen es Richtknechte zu ſein, zu welchen ſich auch vier Sänftenträger geſellt, die an einer bereitſtehenden Sänfte eines Befehles harren. Wie der mit Hartneid heimſtürmende Matſperger die Sänfte erblickt, wird ihm klar, was die Rotte will: ſeine Tochter, vielleicht auch ſein Weib zwangsweiſe wegſchleppen als Geißel noch vor Ablauf des geſtellten Zahltermins. Mit drohend erhobenen Fäuſten ſtürmt Matſperger auf die Knechte los, ſo daß dieſe erſchrocken zur Seite ſpringen. Matſperger faßt den Anführer kräftig an der Gurgel unter donnernden

Zornesworten, und auch Hartneid ſchlägt trotz ſeines Alters mit Löwenmuth auf die Knechte ein, bis dieſe merken, daß ſie es nur mit zwei Angreifern zu thun haben und demgemäß wieder Muth bekommen und den Angriff abzuwehren beginnen. Der ungleiche Kampf findet ein jähes Ende durch das Erſcheinen der Rathsherren, die tapfer mit Stöcken und Degen auf die Rotte einhauen und ſtechen, ſo daß die Knechte wie die Sänftenträger, letztere ihr Vehikel im Stich laſſend, Ferſengeld geben und in raſender Eile flüchten. Nun beſtürmen die Rathsherren Matſperger zu erklären, was der niederträchtige nächtliche Anſchlag zu bedeuten habe. „Weiß ich's?“ ruft Matſperger und hebt eine noch brennende Fackel, die ein Knecht weggeworfen, auf und leuchtet nach der verlaſſenen Sänfte: „Seht hierher, Ihr Kollegen vom Rath! Sagt Euch dieſe Sänfte nicht, weß Sinnes die Rotte geweſen! Mein Weib oder Kind wollten ſie rauben, um den Gatten und Vater gefügiger zu machen! Nun iſt das Maß voll!“

Eine Weile blieben die Rathsherren zum Schutz des Hauſes in der Gaſſe, dann aber entfernen ſie ſich unter gegenſeitigen Wünſchen auf eine geruhſame Nacht. Manchen treibt jetzt die Sorge heim, daß ein gleicher Ueberfall der eigenen Familie drohen

könne, und da gehöre der Mann ins Haus. Matsperger und Hartneid tragen hierauf die Sänfte in den Hausflur.

Alle Sorge erweist sich indeß überflüssig, die Nachtruhe wird umsonst geopfert, still und leer bleiben die Gassen die Nacht hindurch; auch bei Matsperger blieb es alles ruhig, und Diemudis, deren Kemenate nach rückwärts gelegen ist, hat von der drohenden Gefahr, süß schlummernd, nichts gemerkt. Nur Gertrud, Matsperger's Gesponsin, zitterte und bebte in namenloser Angst, und fiel im grauenden Morgen aufathmend dem Gemahl um den Hals und vergoß Thränen der Erleichterung.

Zu früher Morgenstunde, noch ehe der Stadtrichter zu Amt gegangen, spricht in dessen Wohnung in der Tragasse (Getreidegasse) schon der erzbischöfliche Kanzler Doctor Mändl vor, der seinen dicken Wanst bis in die Schlafkemenate schiebt, um nur ja den Freund nicht zu verfehlen. Er trifft Stahel richtig noch in den Federn mit der Zipfelmütze über den Ohren trotz der sommerlichen Hitze. Der Richter machte große Augen beim Anblick des vom Laufen erhitzten dicken Kanzlers, dessen Nase kupferiger denn je erglänzt. Mändl kreischt mit seiner fetten Stimme: „Habt Ihr sie, ist der Streich gelungen?“

Der Richter reibt ſich den Schlaf vollends aus den Augen und fragt dann verwundert und langſam, als müßte er ſich erſt beſinnen: „Wen ſoll ich haben? . . . Ach ja! Jetzt weiß ich, was Ihr meint, Kanzellarius! Kann nicht mit Beſcheid dienen! Habe noch keine Meldung! Iſt's gelungen, dann iſt der Köder für den Marder ſicher gut verwahrt!“

„Ich bitt' Euch, Freund! Sorgt nur um Himmelswillen für gute, ſtandesgemäße Unterkunft und fürnehm zarte Behandlung! Da darf nichts fehlen, nicht das Geringſte paſſiren, es könnte ein Fehler hierin mich Amt und Würde koſten! Weiß doch mein Gebieter und Herr nichts von dem von mir ausgeheckten Plane, durch den wir Matſperger ſpeciell kirre machen und die übrigen Konſpiranten einſchüchtern wollen, auf daß Leonhard's weitere große Pläne glatt durchführbar werden.“

„Ich zweifle nicht, daß der gefangene Vogel gut verwahrt wird. Ob er aber das gereichte Futter annehmen wird?“

„Ja, was ich noch ſagen wollte? Drückt den Daumen auf Matſperger nur kräftig feſt und raſch, damit wir ſeine Tochter baldmöglichſt wieder freilaſſen können und die gefährliche Sache vom Halſe

kriegen. Unter Umſtänden könnte der gnädigſte Herr die Geſchichte doch recht übel nehmen!“

„Das glaub' ich ſelber; beſonders, wenn ſie ihm von anderer Seite recht ſchwarz dargeſtellt wird! Dann gnade uns Gott!“

„Mir wird ſelber bänglich, und die Angſt hat mich auch ſo früh von der Burg herabgetrieben! Haltet die frühzeitige Störung meiner Angſt zu Gute!“

„Bitte, hat nichts zu bedeuten! Doch es klopft! Entſchuldigt mich für ein Weilchen! Ich will nachſehen, was es gibt!“ Mit dieſen Worten hüpft der klapperdürre Stahel aus dem Bett, hüllt ſein Knochengerüſt in einen langen Flaus und frägt zum Thürſpalt hinaus, was man wolle.

Die Antwort läßt den Richter zuſammenzucken: Der Eiſenmeiſter überbringe Botſchaft, daß die Sache mißlungen ſei. Wie gebrochen ſinkt das Knochengerüſt zuſammen, kaum vermag der überraſchte Richter die Thür ins Schloß zu drücken. Er ſtottert zu Mändl gewendet: „Nununun haben wiwir die Bebeſcherung!“

„Wie was! Ihr erſchreckt mich zu Tode!“ lallt kreidebleich der dicke Kanzler, deſſen Naſe ſelbſt weißlich wird.

„Der Streich, ſo fein erdacht, iſt mißlungen! Nun haben wir einen Todfeind uns geſchaffen, den wir zu fürchten haben werden ſelbſt noch in unſerer Sterbeſtunde.“

„Mich friert!“ ſtammelt, wie Espenlaub zitternd, der Kanzler, der ſich ſeiner ſchlotternden Beine halber ſetzen muß, und dann nach einer Weile fragt: „Könnten wir die Sache nicht ableugnen? So nach dem Grundſatze: Si fecisti nega!“

„Ob dies möglich, iſt augenblicklich ſchwer zu ſagen. Zu vertuſchen wird wenig ſein; der tödtlich beleidigte Matſperger wird ſchon ſorgen, daß der Anſchlag auf ſein Kind an die größte Glocke gehängt wird! Doch leugnen können wir immerhin, zumal ich ſo vorſichtig war, nicht den Eiſenmeiſter ſelbſt zu delegiren, ſondern einen ſeiner Knechte, den man kaum als gerichtshörig erkannt haben dürfte!“

„Ich athme wieder auf! Gottlob, daß es nicht Blut gekoſtet! Habt Ihr nichts Stärkendes im Hauſe, Freund und Richter?“

„Gern will ich dienen, ſoweit es in meinen ſchwachen Kräften liegt! Doch führ' ich weder Wein noch Gerſtenſaft im Hauſe! Iſt ein Süpplein gefällig, Meiſter Mändl?“

„Geht mir doch mit ſolchen Dingen! Eine Kanne

kräftigen Ungars brauche ich nach ſolchem Schrecken zur Stärkung meines Ichs!“

„Bedaure ſehr, Euer Liebden damit nicht dienen zu können. Stadtrichter trinken keine Weine ſolcher Kraft und Güte! Auch möchte es ganz heilſam ſein, wenn des Stiftes ehrwürdiger Kanzler nicht ſchon am frühen Morgen mit ſchwerem Stück zu ſchießen beginnt. Ihr wißt doch, daß Eure Zunge, gelöſt von des Weines Kraft, nicht mehr gehorcht und mehr redet, als die Akten geſtatten!“

„Wohl iſt dem ſo! Doch will ich meine Zunge weislich hüten! Zwei Kannen will ich mir dennoch heute gönnen, eine auf einen möglichſt guten Ausgang der mißlungenen Geſchichte, und eine zweite, da der Vorauer Dechant richtig die Fuchſen ſpringen ließ!“

„Wie ſagt Ihr, Mändl? Krabbelte er auf die Leimruthe, die ich ihm auf Euren Wunſch geſtellt am juridiſchen Dohnenſtieg?“

„Ja wohl, ganz prächtig!“

„Dann darf ich wohl nach Kriegsrecht um meinen Antheil bitten?!

„Gewiß! Doch ſchafft mir erſt die dumme Geſchichte mit Matſperger's Tochter vom Halſe; ich erſticke daran fürwahr!“

„Ich will mein Möglichstes versuchen! Für Geld und mit List wird ein Prügelknabe untergeordneter Art wohl zu finden sein! Doch erzählt, wie finget Ihr den steyerischen Vogel ein?“

„Das ging, da ich das schwarze Vögelchen zuvörderst an Euch verwiesen und Ihr ihm die Futterbrocken wieset nach meiner Anleitung, ganz nach Wunsch. Wie Euch bekannt, hoffte der Pfarrer Gregorius Rainer von Gradwein und Erzpriester in Steyer auf eine fette Pfründe des Klosters Vorau und fiel mit seiner Adspiratio durch, da der Vorauer Propst die Pfarren mit seinen Konventualen zu besetzen pflegte. Wir haben uns um diesen Modus bislang nicht gekümmert; allein als der wackere Gregorius uns diese Besetzungsart zur Kenntniß brachte, war unschwer heraus zu kriegen, daß andurch eine Verletzung der Prokurationsvorschriften vorliege, wonach ad hoc der Propst seine Konventualen vorher zur Prüfung, pro cura, nach Salzburg zu schicken habe. Auf meinen Antrag bekam ich richtig von unserem Herrn und Gebieter Befehl, das Kloster Vorau zur Verantwortung und Vorweisung der Freiheitsbriefe aufzufordern.*) Daraufhin reisete trotz des

*) Judas Tadd. Zauner, Chronik III pag. 247.

weiten Weges der Propſt hierher, doch gelang es ihm natürlich nicht, vor den gnädigen Gebieter zu kommen; ich ließ ihn wiſſen, daß er ſich vorher mit Euch zu benehmen hätte, worauf erſt ich ſelber mit ihm in Verhandlung treten würde.“

„Getreulich habe ich nach Eurem Wunſch gehandelt und auf die ſchier unüberwindlichen Schwierigkeiten einer Beſtätigung hingewieſen, ſo der Propſt nicht mit beſonderen Mitteln ausgerüſtet ſei. Erſt wollte er nicht begreifen, begriff aber wortlos doch und pilgerte dann gefaßter den Weg hinauf zur Burg.“

„Das hab' ich mir wohl gedacht, gleichwohl jedoch die Zügel ſcharf angezogen.“

„Wie habt Ihr das gemacht, Mändl?“

„Ich ließ mir die Freiheitsbriefe weiſen, las ſie und behauptete, daß darin keineswegs die Freiheiten enthalten ſeien, welche das Kloſter ſich in Anſehung ſeiner Pfarreien zueigne.“

„Erlaubt mir, Kanzler, einen Einwurf: Auch ich habe die Briefe geleſen und gefunden, daß der Propſt Rechtens handelt, das Kloſter beſitzt die Rechte, auf die der Propſt ſich ſtützt!“

„Gewiß, das hab' ich auch ſofort herausgefunden, doch hielt ich es für beſſer, das Gegentheil zu

behaupten und dem erſchrockenen Dechant zu ſagen, daß die Mönche alle gleich ſeien und den Sack wollten, wenn man ihnen den Saum zeige. Und zugleich kündete ich dem Manne an, daß ich dahin wirken werde, dem Kloſter das Beſetzungsrecht zu nehmen und der Privilegien zu entkleiden!“

„Das iſt aber ſtark, lieber Mändl!“

„Ah pah! Dem zielbewußten Diplomaten muß jedes Mittel zum Zweck recht ſein!“

„Nun, und dann?“

„Ich entließ den Propſt in Ungnade und hieß ihn, Tags darauf zu kommen. Die lange Wartezeit hat den Mann völlig mürbe gemacht, er war bereit, jede Forderung für Beſtätigung der alten Rechte zu gewähren.“

„Und was habt Ihr gefordert?“

„Ich ließ unter Anfertigung des Beſtätigungsbriefes die Taxen nach . . .“

„Alle Wetter! Da habt Ihr ja an ſechzig Dukaten fahren laſſen?!“

„Für den erſten Augenblick wohl! Doch hört nur zu: Ich ließ die Taxen nach und bat ihn, nur gelegentlich durch ein Startin edlen Kloſterweines erkenntlich zu ſein pro me. Sodann möge der Propſt dem Taxator ein Trinkgeld von 40 Pfennigen

reichen und für Eure Bemühung Erkenntlichkeit und Dank zeigen.“

„Den Propſt habe ich mit keinem Auge mehr geſehen!“

„Das war auch nicht nöthig!“

„Wieſo? lieber Mändl!“

„Der erfreute Propſt hinterlegte achtzig Dukaten feinen Goldes mit der Bitte, die ganze Angelegenheit nach Gutdünken erledigen zu wollen und fürder ungeſchoren zu bleiben.“

„Excellentissime! Und habt Ihr mir daran ein gut Theil mitgebracht?“

„So unvorſichtig war ich nicht! Die Zeiten ſind ſchlecht und unſicher; mit ſo viel Geld wagt kein braver Mann ſich auf die Gaſſe. Kommt Ihr indeß mit froher, verläſſiger Kunde auf die Burg, ſchafft Ihr die mißglückte Geſchichte mit Matſperger aus der Welt, ſo behändige ich Euch klingende Münze! Doch nun ſchafft mir Wein, auf daß ich die trockene Gurgel netze!“

„Gemach, vieledler Kanzler! Gebt Handſchlag, daß Ihr theilen wollt nach Recht und Ehrlichkeit!“

„Hier meine Hand zum Pfand! Doch nun ſchafft Wein! Ich lechze darnach!“

„Gleich will ich Euch zu Willen ſein! Tretet in die gute Stube und verharret ein Weilchen, bis ich ins Wams gekrochen bin. Dann ſoll Euch der Humpen kredenzet werden. Wollt Ihr Malvaſier oder Ungar aus der Weingrube am Markt?“

„Ungar iſt mir diesmal lieber! Doch ſputet Euch! Hab' nur kurze Zeit für Labung meines Ichs und muß dann wieder hinauf zur Burg. Es will mein Herr und Gebieter heute noch mit Hartwig, dem Sauſewind, nach Hohenwerfen reiſen?“

Der Stadtrichter kehrt ſich bei Mändl's letzten Worten erſtaunt um mit der Frage, was denn der Erzbiſchof auf Hohenwerfen wolle?

„Zunächſt gilt die Reiſe einer Erholung unſeres Junkers, den zwar die Jugend ziemlich raſch wieder auf die Beine gebracht hat, der ſich aber doch ſchonen muß. Ihr wißt ja, der Junker thut auf Hohenſalzburg nicht gut und kann das Necken nicht laſſen. Auf Hohenwerfen bietet ſich weniger Anlaß zu tollen Streichen. Sodann will der gnädigſte Herr und Gebieter tabula rasa machen mit einem gewiſſen Georg Päck, der den Erzbiſchof ſtändig drangſaliret durch Forderungen auf Begleichung und Beſchwerden.“

„So? Von dieſer Perſon habe ich noch nichts gehört? Iſt dieſer Päck auch ein Gläubiger?“

„So viel ich weiß, datiret ſeine Forderung aus Leonhard's Anfangszeit.“

„Inzwiſchen haben ſich aber doch des Gebieters Finanzen weſentlich gebeſſert, Gaſtein wirft Reichniſſe ab, um die man den Herrn beneiden könnte. Ich dächte, die Befriedigung jenes Werfeners wäre ſozuſagen Ehrenſache, nicht?“

„Soweit die Forderung Rechtens iſt, fand ſie ihre Begleichung; der Kerl aber iſt unerſättlich und verlangt hohe Zinſen, auch will er belehnt werden, und da der Herr dies verweigert, hetzt und ſchürt der Päck, daß Gefahr beſteht, es werde uns die ganze Gegend noch rebelliſch.“

„Na, dann wird der Querulant wohl die längſte Zeit in Werfen geweſen ſein?!“

„Glaub' ich auch, Freund. Unter uns, ſtreng im Vertrauen, kann ich Euch ja ſagen, daß der Vampyr ausgehoben und nach Steyermark verbracht wird.“

„Ein einfach und wirkſam Mittel! Ihr verſteht Eure Sache, Kanzler!“

„Gelt! Ja, ja! Viel Federleſens machen wir nicht mit unbequemen Leuten! Doch nun ſputet Euch, die Zunge trocknet mir im Gaumen!“

Wiewohl der Ungar fürtrefflich ſchmeckte, hielt

Doctor Mändl ſich nicht länger im Richterhauſe auf, als zur Befriedigung des ärgſten Durſtes nöthig war. Er drängte ſelbſt fort und bat beim Abſchied, es ſolle Freund Stadtrichter nicht vergeſſen, Matſperger zu beruhigen.

Die Ausſicht auf klingenden Lohn veranlaßte den Richter denn auch richtig, vor Tiſch dem Kaufherrn einen Beſuch abzuſtatten. Im Hauſe war Matſperger nicht anzutreffen, der Richter mußte ſich wohl oder übel in die Geſchäftsräume verfügen, woſelbſt ſein Erſcheinen Beſtürzung hervorrief und die Diener wie die Schreiber erzittern ließ. Nur der Kaufherr ſelbſt blieb gelaſſen und fragte den Richter, was ihm die Ehre eines ſo ungewöhnlichen Beſuches verſchaffe.

Gewaltſam ſchluckt der Stadtrichter die Pille hinunter und zwingt ſich zu einem freundlichen Lächeln. „Kann ich Euch ohne Zeugen ſprechen, vieledler Rath?“ fragt er den Kaufherrn.

„Gewiß! Tretet nur gefälligſt in dieſes Seitengemach!“

Beide treten ein in die Arbeitsſtube des Kaufherrn, und Matſperger ſchließt ſelbſt deſſen Thüre zu. „Womit kann ich dienen?“

„Ich komme zu Euch ſozuſagen als Bittſteller ex officio, vieledler Rath!“

„Ihr als Bittſteller?“

„Ja wohl! Es iſt heute früh zu meiner Kenntniß gelangt, daß Euer Haus zu nächtlicher Stunde von einer Rotte raubgieriger Burſchen beläſtiget wurde. Wie ich höre, iſt gottlob der Verſuch abgeſchlagen worden. Ich erachte es als Pflicht, Euch zu verſichern, daß wir mit ſothaner Sache nichts zu thun hatten, daß wir Vorkehrung treffen werden, Wiederholung ſolcher Beläſtigung hintanzuhalten. Auch ſpreche ich über den Vorfall das Bedauern aus!“

Matſperger's Augen blicken ſcharf auf den Richter, dem unter dieſem Blick unbehaglich wird. Auch ſchweigt der Kaufherr auf die Ausſprache, offenbar glaubt er kein Wort von der richterlichen Betheuerung. Stahel beißt ſich auf die blutleeren Lippen, die Lage iſt fatal, ſie kann gefährlich werden, wenn der Biſchof genauen Bericht erhält und der geſchworne Rath ſich der Angelegenheit bemächtigt. In ſeiner Verlegenheit wiederholt der Richter ſeine Betheuerung mit dem Hinweis, daß er, beziehungsweiſe die fürſtbiſchöfliche Regierung mit dem Vorfall ſchon aus dem Grunde nichts zu thun haben könne, da zu Zwangsmaßregeln vor Ablauf der zur Pönzahlung geſtellten Friſt kein Anlaß vorliege.

„Fehlt Euch, Herr Richter, kein Requiſit aus

Eurem Machtbereich?“ fragt Matsperger mit unheimlich drohendem Blick.

„Ein Requisit? Ich wüßte nicht!“

„Dann erlaubt, daß ich Euch zeige, was das Raubgesindel mitgeführt und mir zum Andenken hinterlassen hat!“ Mit diesen Worten führt Matsperger den verblüfften Richter tiefer hinein in den Flur, öffnet eines der mit Eichenläden verdeckten Fenster und läßt das Tageslicht voll hereinfallen.

Betroffen ruft Stahel: „Wie, eine Sänfte? Das sollen die Kerle zurückgelassen haben?!“

„Ja wohl! Und wenn's beliebt, beschaut Euch, vieledler Stadtrichter, auch das Wappen an der Sänfte!“

Der Richter prallt zurück, die vom Eisenmeister verübte Dummheit, eine bischöfliche Sänfte den Knechten mitzugeben, ist himmelschreiend, und unwillkürlich murmelt er: „Zu dumm!“

Matsperger's feines Gehör hat dieses Wort vernommen, auf seine Lippen lagert ein sarkastisches Lächeln. Mit einer spöttischen Verbeugung sagt er: „Bin ganz Eurer Meinung!“

„O, nicht doch!“ stottert in peinlichster Verlegenheit der dürre Stadtrichter, der sich am liebsten selbst verwünschen möchte ob des unglücklichen Be-

ſuches in der Erkenntniß, dadurch den üblen Fall noch mehr verſchlimmert zu haben.

Matſperger weidet ſich am Anblick der Verlegenheit, der völligen Rathloſigkeit ſeines Beſuchers eine Weile, dann macht er der Sache ein raſches Ende durch die Bemerkung: „Ihr ſeid gekommen, Euch zu entſchuldigen! Gut! Ich werde mich an den Keutſchacher ſelbſt halten, der ja auch in ſeiner Perſon verantwortlich iſt für ſeine Leute! Mit Euch habe ich nicht weiter zu verhandeln! Vielen Dank Euch für den Beſuch! Gehabt Euch wohl, vieledler Stadtrichter!“

Kühl höflich, doch mit fühlbarem feinen Spott geleitet der Kaufherr ſeinen Beſucher bis zur Gaſſe hinaus und verabſchiedet ſich durch eine ſtumme Verbeugung. Kochend vor Wuth entfernt ſich Stahel und haſtet durch die Judengaſſe ſeiner Behauſung zu. Von der Burg tönt wieder einmal nach längerem Schweigen der Stierruf dräuend herab in die ſonnenerfüllte Stadt, der Orgelſtier brüllt. In ſeiner Erregung iſt Stahel betroffen ſtehen geblieben, doch alsbald ſetzt er ſeinen Weg fort. Er kennt ja die Orgel auf der Burg; doch übt der Schrei jedesmal auch auf ihn ſeine Wirkung. Warum der Stier wohl wieder brüllt? Will der Biſchof ſich an dieſer ſelt-

ſam grobwilden Muſik ergötzen oder ſoll der Ruf Neues künden?

Wie der ärgerliche Richter in den Marktplatz einbiegt, ſtößt er auf die Vorreiter des Fürſten. Mit raſchen Schritten enteilt er. Nur jetzt nicht dem Erzbiſchof unter die Augen treten müſſen!

So ein Pech! Pech überall! Und zweifellos begleitet der Kanzler ſeinen Herrn auf der Reiſe nach Werfen. Gott weiß, wann er zurückkehrt; die Theilung der dem Vorauer Propſt ſo fein und liſtig abgenommenen Dukaten wird dadurch in weite Ferne geſchoben. Und wie der dürre Richter den trunklüſternen Kanzler kennt, ſteht Gefahr im Verzug, daß Mändl in wenigen Wochen keinen Deut mehr von den Dukaten beſitzt. Alſo auch hierin Pech!

Die Drommetenfanfaren der Vorreiter locken Jung und Alt aus den Häuſern des Marktplatzes, aus allen Seitengaſſen ſtrömen Menſchen, die neugierig den Auszug des Landesherrn begaffen wollen als ein lang entbehrtes Schauſtück. Recht viel iſt für das Auge indeß nicht geboten, der Erzbiſchof reiſt mit kleinem Gefolge und zu Wagen. Treu ſeinem Gelübde trägt Leonhard den weißen Mönchhabit der Auguſtiner, ihm zur Seite ſitzt bloß, den Kopf verbunden, Junker Hartwig, deſſen Augen in wieder

erwachtem Uebermuth die blondzöpfigen Bürgerstöchter muſtern. Den Fürſten im Habit grüßen die Leute wohl ſtumm, beim Anblick des auf wuchtigem Streitroß hockenden dicken Kanzlers, der den Talar mit dem Wams vertauſchen mußte, aber lachen ſie laut auf, und je wüthender Doctor Mändl auf ſie herunterblickt und je tiefer ſeine ſchwammigen Wangen ſich röthen, deſto kräftiger brüllen die Bürger. Und als der dicke Kanzler gar den Gaul mit den mächtigen Sporen kitzelt, ſo daß das Streitroß wiehernd in die Höhe ſteigt und Mändl erſchrocken den Gaul am Halſe umklammert, da ſchallt es aus hunderten Kehlen, und die Leute halten ſich die Seiten vor Lachen und Vergnügen.

Unwillig ob ſolcher Ehrfurchtsverletzung des gemeinen Volkes hat Leonhard ſich im Wagen umgewendet, welche Bewegung auch ſeinen wuchtigen Nacken röthet. Kaum erblickt er aber die Jammergeſtalt ſeines dicken Kanzlers auf dem Roß, da zuckt es auch in ſeinen Mundwinkeln, und ein herzliches Lachen quillt von des Biſchofs Lippen. Fußknechte ſpringen indeß herbei, führen Mändl's Pferd am Zügel und machen dem lächerlichen Auftritt ein Ende. Hinterdrein reiten die Reiſigen in Wehr und Waffen, den Zug beſchließend.

Iſt es das gutmüthig fröhliche Lächeln des ſonſt ſo geſtrengen und gefürchteten Landesherrn, ſeine huldvoll gnädige Leutſeligkeit in dieſer Stunde, die ungewöhnlich plötzlich zu Tage tretendes Vertrauen erweckt, iſt es ein impulſiver Drang, ein Hoffen, ein aufleuchtender Funke Liebe: die Menge drängt vor, man umringt den Wagen plötzlich einer Springfluth gleich, und vorzugsweiſe junge Mädchen ſtrecken dem Erzbiſchof die zierlichen Händchen bittend entgegen.

Leonhard, überraſcht von dieſem Gefühlsausbruch, befiehlt anzuhalten und reicht ſeine ringgeſchmückte Hand einer zunächſt ſtehenden blonden Schönen zum Kuſſe dar. Doch ſeltſam, das Mädchen verſchmäht die Sitte, — mit erhobenen, zum Gebet gefalteten Händen fleht es den Fürſten an mit bebender Stimme: „Gebt, o Herr, uns Mädchen frei! Nehmt das Verbot zurück!“

Sichtlich betroffen ſtarrt Leonhard das ſchöne Mädchen an, der Bitte Sinn iſt im erſten Augenblick ihm nicht klar. Als aber die übrigen Mädchen mit Muth und Vertrauen auf ihn einſtürmen und treuherzig betteln, es möge der Herr und Gebieter die Bräute ohne Pön fortlaſſen, da erinnert ſich Leonhard des harten Gebotes, und ein Lächeln huſcht über ſein ſonſt ſo ernſtes Antlitz. Humorvoll meint

der Biſchof: „Ein weiblich zarter Ueberfall alſo! Nicht übel, meine Schönen!“

„Gebt uns frei!“ betteln die Mädchen, und die nachdrängenden Mütter und Väter bitten im Chorus mit um Zurücknahme des Verbotes.

Unſchlüſſig betrachtet Leonhard ſich das liebliche Bild der flehenden Mädchen; ſchier iſt er geneigt, die Bitte zu erfüllen, da drängt Mändl ſeinen Gaul an den Kutſchenſchlag zur Linken, ſo daß die Leute aufkreiſchend auseinanderſtieben, und ruft dem Erzbiſchof zu: „Bedenkt die Koſten und Folgen, Herr!“

Ein Schatten fliegt über Leonhard's Antlitz, und haſtig wehrt er die ſtürmiſch werbenden Mädchen ab mit den Worten: „Vielleicht ein andermal, gebt Raum!“

Doctor Mändl kommandirt: „Vorwärts!“, der Kutſcher ſchlägt auf die Pferde ein, daß ſie wiehernd aufſteigen. Erſchreckt weichen die Leute zurück, der Zug ſetzt ſich in Bewegung. Schrille Rufe tönen dem Zuge nach, Rufe der Enttäuſchung, der Erbitterung. Leonhard lehnt im Wagen, und unwillkürlich flüſtern ſeine Lippen: „Hab' ich recht gethan, die herzliche Bitte abzuſchlagen?“

Hartwig, der ſich bislang völlig ſtumm verhalten hat, um durch ein unbedachtes Wort den

Oheim nicht zu erzürnen, meint nun auf die selbstgestellte Frage antworten zu sollen: „Mein gnädiger Oheim hätte die jungen Herzen für sich gewonnen durch die Gewährung der herzlichen Bitte!“

Mild und weich sagt Leonhard: „Meinst Du, Hartwig? Doch Du kennst die unruhigen Salzburger nicht! Geb' Ich ihnen einen Finger, wollen sie die ganze Hand!“

„Die Mädchen wollen aber doch bloß heirathen!“

Wieder ernst werdend, schneidet Leonhard jede weitere Erörterung ab durch die Worte: „Es ist doch wohl besser so! Gebot bleibt Gebot!“

Durch die enge Steingasse rollt donnernd der fürstliche Wagen und zum weitgeöffneten Steinthor hinaus den Bergen zu. Das Getöse des Wagens und Pferdegetrappels hat einen Ruf der Ueberraschung im Thurm völlig verschlungen; Niemand kümmert sich um den Mädchenkopf am Fenster. Matza sieht fassungslos dem Zuge nach, in dem sie neben dem Erzbischof den schmucken Junker erkannt hat, der einst mit ihr in der Laube gesessen.

Inmitten einer großartigen Bergwildniß von Prallwänden und Felsstürzen, zwischen welchen eng zusammengedrückt die Salzach durch Steintrümmer

und Sturzblöcke grollend den Ausweg zum breiten Flachgau nach Salzburg sucht, thront auf einem von Fichten und Lärchen dicht bestandenen Steilfelsen, dessen Fuß die Flußwellen kosend küssen, die stattliche Zwingburg Hohenwerfen.*) Starke Mauern und Wälle mit Schießscharten umschließen die wohlbewehrte Veste, die nahe dem Paß Lueg das enge Salzachthal beherrscht und durch ihre Lage gefeit ist gegen Ueberfall und Stürmung. Kleiner als Hohensalzburg in den Gebäulichkeiten, dient die Werfenburg dem Landesherrn vorwiegend zum Aufenthalt während des Gejaides auf edles Steinwild, ein richtiges Jagdschloß im dichten Fichtengrün, umkränzt von den wuchtigen Felskolossen des Tennengebirges, den kahlen Höhen des Hagengebirges, der Imlauerberge und dem gewaltigen Massiv der vergletscherten Uebergossenen Alp, aus welchem majestätisch der gigantische Hochkönig in die Lüfte ragt. Die einsame Veste ist der Schrecken der Bevölkerung vom Zellersee bis herein in die Bergwildniß am Paß Lueg, so sich die Leute je unbotmäßig gezeigt den Vögten des Landesherrn: ein schnell gesprochenes

*) Die malerisch gelegene Burg wurde im Jahre 1076 erbaut.

Wort bringt Widerſpenſtige in die tiefgelegenen Torturkammern der Burg, aus welchen kein Ruf an die Außenwelt dringt. Die „eiſerne Jungfrau“ von Hohenſalzburg hat in den Tiefen der Werfenburg einen hölzernen Schreckensbruder in dem Werfener Streckbock, einem Marterwerkzeug, das den eingezwängten Menſchen gewaltſam ſtreckt und verlängert, bis die Gelenke reißen und der Torturirte geſteht, was zu geſtehen der Eiſenmeiſter fordert.

Auf der höchſten Zinne der Werfenburg weht ſtolz im Abendwind die Keutſchachflagge zum Zeichen, daß Leonhard ſelbſt in der düſteren Veſte wohnt. Becherklang und Stimmengeſchwirr tönt aus dem hohen Saal der Burg und vermiſcht ſich mit dem Waldesrauſchen: drinnen findet ein Gelage ſtatt nach alter Ritterweiſe, an dem trotz Habit und Skapulier feuchtfröhlich auch der Erzbiſchof und Landesherr ſich betheiligt. Mächtige Humpen und Kannen edlen Südweines ſtehen auf der Tafel, um welche die Gäſte des Keutſchachers ſitzen; links von Leonhard der bleiche Junker Hartwig, dem bereits wieder der Schalk aus den Augen lacht, rechts der Pfleger von Werfen mit dem dicken Kanzler Mändl, deſſen geröthetes Geſicht auf ſtarken Weingenuß ſchließen läßt. Behaglich in die hohen Stühle gelehnt ſitzen ſchwatzend

der Burghauptmann, der Stückmeiſter, drüben neben Hartwig der asketiſche Burgkaplan, der ſich vom Wildſchweinkopf kaum zu trennen vermag, dann der weinlüſterne Gejaidmeiſter mit ſonnverbranntem Geſicht, ein froher Mann, deſſen Waidſcherze der Tafelrunde ſtets ſchallendes Gelächter entlocken. In feuchtfröhlicher Laune iſt auch der wohlgenährte Guardian des Franziskanerkloſters zu Werfen, der willig Folge leiſtete dem biſchöflichen Gebot zur Tafel und tapfer ſeinen Mann ſtellt bei den Tafelfreuden. Schüſſel um Schüſſel iſt herumgereicht worden, und ebenſo fleißig hat der biſchöfliche Mundſchenk ſeines Amtes gewaltet und die Humpen und Kannen friſch gefüllet. Wie auch dem Guardian abermals eine friſche Kanne vorgeſetzt wird, erhebt ſich der Kloſterobere, um in geziemender Weiſe das Wohl auf den Kirchenfürſten auszubringen durch den Ruf: „ad salutem!“ Dieſem Beiſpiel folgen die übrigen Tafelgäſte, knarrend werden die Stühle zurückgeſchoben, und erwartungsvoll gucken die Gäſte auf Leonhard, der den Kopf auf den Arm geſtützt ſinnend im Lehnſtuhl ſitzt und von dem ehrerbietigen Trinkſpruch nichts gemerkt zu haben ſcheint, weshalb der Guardian lauter dieſen wiederholt. Nun hebt Leonhard das Haupt, ein feines Lächeln huſcht über ſein Antlitz, und ſeine

Hand wehrt ab: „Nicht doch," ſagt er ſich erhebend, „nicht mir ſoll der Trinkſpruch gelten, greift die Humpen, ſtoßet an und rufet: ‚Sankt Hubertus heil!'"

„Heil, heil, heil!" klingt es dröhnend durch den hohen Saal. Leonhard ſtößt zur beſonderen Auszeichnung mit dem Gejaidmeiſter an, deſſen braunes Geſicht vor Freude hellerglänzt, und der ſich tief vor dem Fürſten verneigt. Die Humpen und Kannen klirren aneinander, die Fröhlichkeit ſteigert ſich, freudig ſchwirrt Rede und Gegenrede durcheinander. Da winkt Leonhard, der wieder in ſeinem Stuhle Platz genommen, den Gejaidmeiſter zu ſich heran und fordert ihn auf, ein frohes Jägerlied zum beſten zu geben. Und ſofort hebt dieſer an zu ſingen, daß es durch den Saal dröhnt:

„Jagdglück.*)

Es ritt ein Jäger wohlgemuth
Wohl in der Morgenſtunde,
Wollt' jagen in dem grünen Wald
Mit ſeinem Roß und Hunde,
Und als er kam auf grüne Haid',
Fand er ſein's Herzens Luſt und Freud'.
Im Maien am Reihen ſich freuen
Alle Knaben und Mägdelein!

*) Volkslied aus dem 16. Jahrhundert.

Der Kuckuck ſchreit, der Urhahn balzt,
Dazu die Turteltauben;
Da fing des Jägers Rößlein an
Zu ſcharren und zu ſchnauben;
Der Jäger dacht' in ſeinem Muth:
Das Jagen, das wird werden gut.
Im Maien am Reihen ſich freuen
Alle Knaben und Mägdelein!

Der Jäger fand ein feines Wild,
Fein hurtig und geſchwinde;
Es war ein ſchönes Frauenbild,
Das ſich allda ließ finden;
Der Jäger dacht' in ſeinem Sinn:
Wo das Wild iſt, da komm' ich hin.
Im Maien am Reihen ſich freuen
Alle Knaben und Mägdelein!

„Gott grüß Euch, zartes Jungfräulein,
An Ehr' und Tugend reiche!
Was ich in dieſem Wald erſchleich',
Das mach' ich mir zu eigen."
‚Ach edler Jäger wohlgeſtalt,'
Sprach ſie, ‚ich bin in Enrer G'walt!'
Im Maien am Reihen ſich freuen
Alle Knaben und Mägdelein.

Er nahm ſie bei der ſchneeweißen Hand
Nach alter Jägerweiſe,
Er führt ſie in ihr Vaterland,
Viel Glück auf ihre Reiſe!

Das Glück, das iſt ſo kugelrund,
Es freut ſich mancher rothe Mund.
Im Maien am Reihen ſich freuen
Alle Knaben und Mägdelein!“

Im Chorus wiederholt die Tafelrunde den Schlußvers und akklamiret ſodann lebhaft das feine Lied und ſeinen Sänger. Auch Leonhard ſpendet dem Gejaidmeiſter Lob mit dem Hinweis, daß morgen ſchon erprobet werden ſoll das „Glück ſo kugelrund“ auf einem Pirſchgang auf Steinwild, wozu der Gejaidmeiſter alles Nöthige veranlaſſen ſolle. Zugleich hebt Leonhard die Tafel auf und begibt ſich in ſeine Gemächer, nachdem er den Herren freigeſtellt, die Humpen völlig zu leeren. Junker Hartwig iſt noch an der Tafel geblieben und läßt ſich vom Pfleger erzählen, wie ſich's lebt und treibt herinnen in den Bergen. Verſchmitzt fragt der kaum wiedergeneſene Sauſewind, ob es in der Wildniß wohl auch hübſche Mägdelein gebe, und der fröhliche Pfleger lacht vergnügt, daß daran allerdings kein Ueberfluß vorhanden ſei, doch genieße die Ameley auf dem Rauchlehen*) den Ruf einer Bauernſchönheit im ganzen Gau.

---

*) Der Träger eines Rauchlehens zu damaliger Zeit hatte (namentlich zu Werfen) die Verpflichtung, dem übernachtenden Lehensherrn oder wenn ſelber Mittagstafel hielt,

„Alle Wetter!“ ſprudelt Hartwig heraus.

Der Pfleger lacht hellauf und mahnt den Junker vorſichtig zu ſein, denn das Mädel habe flinke Hände und ein ſcharfes Zünglein.

„Nun pirſch' ich erſt recht und ‚was ich mir im Gau erſchleich', das mach' ich mir zu eigen,'“ trällert Hartwig vor ſich hin, läßt ſich noch erzählen, wo das Rauchlehen gelegen ſei, und verabſchiedet ſich ſodann von den Gäſten, die nun gleichfalls aufbrechen und bis auf die in der Burg inſtallirten Herren die Veſte ſchwanken Schrittes verlaſſen und in dunkler Nacht durch den finſteren Tann den Steilfelſen mit ſchwerer Mühe hinabklettern in der Richtung nach dem Marktflecken Werfen.

Mit einem mächtigen Kruge zu ſtillem Trunk im Kämmerlein wohlgerüſtet, hat Doctor Mändl ſein Gemach aufgeſucht und ſich's bei trautem Lichterſchein behaglich gemacht. Wams und Barett liegen in einer Ecke neben den weggeworfenen Sporenſchuhen, mit offenem Pfaid lehnt der Kanzler im Stuhle und ſpricht dem fürſichtig eingeſchmuggelten Rebenſaft mit ſchnalzenden Lippen zu. Bringt das höfiſche Leben

---

das Holz in die Küche und für die Oefen zu liefern, auch das Aufzünden und Holznachlegen zu beſorgen. Rauch-, Feuer- auch Rußlehen.

auch manch' Ungemach, iſt ſchwer der Kanzlerdienſt, das heimliche Zechen iſt doch ſchön, ſo wohlgefüllt des Biſchofs Keller.

Doctor Mändl freut ſich zu nächtlicher Stunde ſeines Daſeins und kümmert ſich nicht im Mindeſten um das durchs offene Fenſter hereindringende Waldesrauſchen und das Seufzen des Bergwindes im Geſchröff. Wenn etwas ſeine wonnige Trinkfreude ſtört, iſt's die Befürchtung, daß es morgen zu grauender Stunde dem Gebieter beifallen könnte, ihn, den dicken Kanzellar zur Pirſch mitzunehmen. Vor harter Leibesmüh' graut dem Kanzler mehr wie vor läſterlicher Sünde, und keine Arbeit dünkt ihn des Schweißes werth. Doch beruhigt ihn die Erwägung, daß ein Dickwanſt das überflüſſigſte Weſen auf der Pirſch nach ſcharfwindendem Wild ſein muß. Mändl hat ſich, geſtärkt durch einen langen Zug aus dem Kruge, auch eine Ausflucht ſchlau erdacht: ſein Puſten und die Athemnoth müßte jegliches Wild auf Meilen in der Runde verſcheuchen, noch ehe der Jäger den Bolzen in die Armbruſt legen kann. Ja, ja, ſo wird es gehen! Soll nur der Herr ſich des Gejaides freuen, der Kanzler wird gemächlich bei ſeinen Akten und beim Wein bleiben. Was ſchert auch den Aktenwurm die wunderſame „Schweißblüh'" und die

„Herzkhreizl“ des „Stainpockhs“! Fehlt es ihm, dem gutgenährten Kanzler, etwa auf der Lunge?

Nein, nein, er benöthigt weder Herz noch Leber vom Steinwild, nicht Lunge, auch nicht Schürze und Ruthe von Hirsch und Gemse.*) Eine Wildart, die so wenig trinkt wie der hochgeweihte Hirsch und der stolze Steinbock, kann ihn überhaupt nicht interessiren. Wieder thut Doctor Mändl einen guten Schluck und wischt sich mit dem Pfaidärmel den nassen Mund, da läßt ihn ein knarrendes Geräusch an der Thüre zusammenfahren. Mit einer Leuchte in der einen Hand tritt Leonhard's hohe Gestalt in Mändl's Kemenate, und beim Anblick des Weinkruges sagt der Gebieter vorwurfsvoll, doch nicht allzu strenge: „Dacht' ich's doch, Er sitzet richtig noch beim Weine! Kann Er des Rebenblutes nicht mehr entrathen, Mändl?!“

Der Kanzler hat sich schwerfällig erhoben und

*) Der Glaube an die Wunderkraft von Herzkreuzchen des Stein- und Hochwildes, von Gemskugeln, Lunge, Augensteinen ꝛc. war weit verbreitet und steigerte sich im Laufe der Zeiten so stark, daß z. B. der „Leibarzt“ des Salzburger Erzbischofs diese Wildtheile zu hohen Preisen für die Hofapotheke (1662—1665) kaufte, wobei auf die Geschlechtsunterscheidung und die Zeit der Erlegung im sogenannten Frauendreißiger der größte Werth gelegt wurde.

im Bewußtſein, ſehr dürftig gewandet zu ſein, blickt er hülflos bald auf ſeinen Herrn, bald auf das in die Ecke geſchleuderte Wams.

Mit leichtem Spott ſagt Leonhard: „Wohl trägt Er ſich luſtig, Kanzler, doch mag die ſpäte Stunde dies entſchuldigen! Zur Sache denn! Ich will noch heute Ihm, da das Gejaide morgen Mich beanſprucht, zu wiſſen thun, daß kraft des gebeſſerten Standes unſerer Landeskaſſe Ich Willens bin zurückzukaufen, was ſalzburgiſch einſt geweſen und bayeriſch 'worden iſt im Laufe der Zeiten. Ich meine die Herrſchaft Wildeneck nebſt den Märkten Mondſee und Sct. Wolfgang.“

Erſchrocken ſtarrt Mändl auf den Erzbiſchof, der mit langen Schritten das Gemach auf- und abſchreitet. Zögernd wagt er den Einwurf, daß ſothane Ausgabe ein großes Loch in den hochfürſtlichen Beutel reißen werde.

„Ich weiß! Der ſothane Erwerb koſtet Mich zwölftauſend Gulden.“

„Zwö—zwö—zwölf . . .“

„Tauſend Gulden! Die Summe raubt Ihm wohl die Sprache?! Es iſt viel Geld, doch muß ſalzburgiſch wieder werden, was einſt zum Stift gehörte. Der Kaiſer wird nach perfektuirtem Rückkauf die

Herrſchaft ſicher uns zuerkennen! So bin Ich ſtets bedacht, Mein Reich zu mehren, zuſammenzuhalten, was zum Stift gehört und gehören muß. Koncipire Er mir das Nöthige, auch entwerfe Er eine neue Bergwerksordnung für die Gaſteiner Knappen. Ich will Beſſerung ſchaffen auch auf dieſem Gebiete, inſonders muß dafür geſorgt werden, daß die Lebensmittel zum Beſten der gemeinen Bergarbeiter ſtets in einem wohlfeilen gleichen Preiſe erhalten bleiben!"*) Hat Er auch verſtanden, Mändl?"

„Sehr wohl, hochfürſtliche Gnaden! Doch verſtattet mir gnädigſt eine Frage: Eilet dies Alles ſo ſehr, daß noch in heutiger Nacht die Angelegenheit koncipiret werden muß?"

„Entwerfe Er Mir beide Sachen gleich, und morgen übergebe Er Mir das Koncept vor meinem Auszug zum Gejaide! Mach' Er ſeine Sache gut und fein, Kanzler! Hör' Er: fehlerlos, mit Geſchick,

*) Leonhard ließ ſich die Beförderung des Bergbaues ganz beſonders angelegen ſein und berief ſchon 1500 alle Gewerken aus Gaſtein und Rauris zuſammen, um mit ihnen über Verbeſſerung des Bergweſens zu berathen. „An Mittichen nach Judica 1501" wurde die Bergwerksordnung des Erzbiſchofs Bernhard in verſchiedenen Artikeln thatſächlich durch Leonhard verbeſſert. (Zauner, Chronik pag. 146.)

auf daß der Kaufvertrag einwandfrei werde und die Verbeſſerung in der Bergwerkordnung auch wirklich zum Wohle der Knappen ausfalle! Gute Nacht, lieber Mändl!“

Die Leuchte vom Tiſch nehmend, verläßt der Erzbiſchof das Gemach, und betrübt blickt ihm der Kanzler nach. Wie hat der Kanzler ſich auf die ſtillbeſchauliche nächtliche Trinkſtunde gefreut, auf ein Schlürfen des köſtlichen Weines mit Bedacht und ein ſanftes Hinüberſchlummern! Und jetzt dieſe heilloſe Eile! Und arbeiten zu nächtlicher Stunde mit weinumdunſtetem Schädel! Solch' Verlangen iſt grauſam, herzlos. Alles darf der Nachtruhe pflegen, nur der gehetzte Kanzellar ſoll arbeiten bis zum grauenden Morgen! Eine Verwünſchung murmelnd greift Mändl nach dem Becher, gießt ihn voll und gönnt ſich einen Stärkungsſchluck. Die Peſt über ſolch' ſchändliche Nachtarbeit! Nun ſchmeckt der Wein bitter, vergällt iſt jeder Tropfen! Und befolgt der Kanzler den biſchöflichen Befehl nicht, legt er ſich aufs Ohr, ſo hat er grimme Ahndung zu gewärtigen, der Fürſt verſteht keinen Spaß, ſein Zorn iſt fürchterlich. Darauf will Mändl es doch lieber nicht ankommen laſſen. Der Kanzlerpoſten iſt ſonſt gut und einträglich, des Biſchofs Keller reich beſtellt; nicht leicht

wäre wieder eine Stellung gleicher Art zu finden zwiſchen Rhein und Donau. Drum lieber ans Werk gegangen!

Seufzend legt der Kanzler ſich Pergament und Schreibzeug zurecht, ſtützt den weinſchweren Kopf in die rechte Hand und ſinnt nach, wie am beſten der Kaufvertrag entworfen werden könne. Mit unſicheren Schriftzügen kritzelt er die formale Einleitung; weiß Gott, die Hand iſt ſchwer, kaum kann Mändl das Geſchriebene ſelber leſen. Den ganzen Vertrag niederzuſchreiben iſt überhaupt unmöglich ohne die genauen Daten über Flächenmaß der Gründe und Angaben über die Zubehör, Eigenthumsrechte und Verpflichtungen. Und ohne die alte Bergwerksordnung können einzelne Beſtimmungen auch nicht fixirt werden. Der Arbeit Müh' iſt da wohl vergebens.

Mändl ſtarrt eine Weile vor ſich hin, tiefer ſenkt ſich der Kopf, bald verkündet ein kräftig Schnarchen, daß der Kanzler die Nachtarbeit aufgegeben hat. Vom Luftzug zeitweiſe bewegt, flackert das Licht hin und her, bis das Oel verſiegt und der Docht verglimmt.

Hörnerruf im Burghof kündet Morgenanbruch. Gejaidknechte unter Führung des Wildmeiſters harren unten des Fürſten; ſchon iſt die Zugbrücke herunter-

gelaſſen, der Burghauptmann erwartet den Herrn und Gebieter, um ihm das Geleit über dieſelbe zu geben. Leonhard hat vor Sonnenaufgang ſchon das Lager verlaſſen, ein Gebet verrichtet und ſich ſodann zum Jagdgang gerüſtet. Nur einen flüchtigen Augenblick zögerte Leonhard, ob er den Habit mit dem Waidwams vertauſchen ſolle. Dann ſchüttelt er den Kopf, ſtreicht liebevoll mit der Hand über die Kutte, ſchürzt dieſe höher und murmelt vor ſich hin: „Nein, nein, ich bleib' Dir treu!“ Das Hifthorn umgehangen, die Armbruſt in der Hand, den Köcher mit den Bolzen umgeſchnallt, iſt der Fürſt fertig zum Aufbruch. Doch da entſinnt er ſich ſeines Kanzlers, dem er ja noch die nöthigen Schriftſtücke einhändigen muß. Raſch rollt er dieſe zuſammen und trägt ſie in die Kemenate Mändl's. Der brenzliche Geruch der verlöſchten Leuchte benimmt dem Erzbiſchof ſchier den Athem; dennoch tritt er vollends ein. Heller Sonnenſtrahl umleuchtet den am Tiſche eingeſchlafenen Kanzler. Leonhard empfindet Mitleid für Mändl, der ſicher die Nacht opferte als treuer Diener ſeines Herrn und ſo lange geſchrieben haben wird, bis die Leuchte verſagte. Sich über den Schlafenden beugend, ſieht Leonhard jedoch, daß Mändl nur wenige Zeilen entworfen hat, alſo weinſchwer ſehr bald eingeſchlafen

ſein muß. Zornig rüttelt Leonhard den Schläfer wach, wirft dem Verdutzten die Schriftenrolle ins Geſicht und donnert eine Strafrede, daß Mändl erſchrocken in eine Ecke flüchtet. „Ich hätte nicht übel Luſt, den Faulpelz hinauf zu jagen ins Geſchröff, auf daß Er den Kopf lüfte!“

Bebend vor Angſt, mit ſchlotternden Knieen, fleht der Kanzler um Gnade, um die Gunſt, herunten bleiben zu dürfen, wo er ſicher bis zur Rückkehr Alles erledigt haben werde.

Grollend ruft Leonhard ihm zu: „Wehe Ihm, wenn nicht Alles fertig iſt bis zu Meiner Rückkunft!“ Dann entfernt ſich der Fürſtbiſchof und zieht aus zu fröhlicher Pirſch auf edles Steinwild in den wildzerriſſenen Höhen des Tennengebirges.

Nach mühſamem Aufſtieg gegen den Hochthron im zerklüfteten Tennengebirg zu hat Erzbiſchof Leonhard, begleitet vom Gejaidmeiſter und einem Knecht, der des Fürſten Schießzeug und etzliche Atzung trägt, eine Felſenbuchtung erreicht, an deren Rand die Geſellſchaft verſchnaufend ſich eine Weile verhält. Schier ſenkrecht thürmen ſich Prallmauern auf, gewaltige Sturzblöcke und Geröll vom Steinſchlag bedecken den Boden, auf welchem Latſchengeſtrüpp und Legföhren ein kümmerlich Daſein friſten. Hin und

wieder ſteht in einer Runſe eine abgeſtorbene, von Wind und Regen gebleichte Wettertanne in grauer Felſenwirrniß, das Bild der Verödung und Unwirthlichkeit verſchärfend. Ueberall graues Geſtein, nackt und kahl, nur auf einzelnen Felsbändern liegt grünlicher Schimmer, und Flechten bedecken die in Gufeln liegenden Stöcke. Dieſes wilde Bild hochalpiner Oede betrachtend, flüſtert Leonhard dem Gejaidmeiſter zu, daß in ſolcher Unwirthlichkeit unmöglich das edle Steinwild, das doch bei aller Vorliebe für öde Regionen Aeſung brauche, weilen könne. Der Gejaidmeiſter warnt durch den auf den Mund gelegten Zeigefinger vor Lärm und Geräuſch und wiſpert entgegen, daß Steinwild in der weiten Bucht des Schattens halber ſei. Leonhard ſchüttelt zweifelnd das Haupt; er vermag kein Wild zu äugen. Wieder flüſtert der Gejaidmeiſter, daß höher geſtiegen werden müſſe, denn der Wind ſei ſchlecht, ziehe von unten hinauf und werde in kürzeſter Zeit das Wild hochmachen. Wie zur Bekräftigung dieſer Bemerkung werden an den Sturzblöcken Gemſen roglich, die ſofort ſichern und tiefer in die Buchtung zurück flüchten.

Noch höher!? Wohin nur ſteigen in dem wüſten Felslabyrinth?! Der Gejaidmeiſter heißt den Knecht weiter unten warten, ſteigt ſodann in einen ſeitlich

herunterziehenden Graben, der jetzt trocken, ſonſt wohl das Rinnbett eines Wildbächleins ſein mag, und winkt dem die Armbruſt nun ſelbſt tragenden Erzbiſchof nachzufolgen. Es iſt ein abſcheulich Klettern über grobes, loſe liegendes Geröll, dann wieder über plattige Felſen, die in der Wandung allmälig höher und zur hinterſten Buchtung führen. Tiefer Schatten liegt in dem gewaltigen Rondell unten; es wird eine Weile dauern, bis die Sonne die ſcharfrandigen Mauern überklettert haben und ihre Strahlen in den „Steintod“ werfen wird. Bis zu dieſem Augenblick muß das Gejaide beendigt ſein, denn das Wild hält nicht länger.

Eine Felsnaſe an der hinterſten Rondellwand hemmt weiteres Vordringen, der Vorſprung ſteht ſo ſchneidig und weit vor, daß eine Fortſetzung der Kletterei unmöglich iſt. Hier gebietet der Gejaidmeiſter Raſt und deutet hinab, wo auf etwa dreihundert Gänge wahrhaftig Steinwild äſet.

Das Jagdfieber erfaßt Leonhard beim Anblick des Rudels hochedlen Steinwildes; hier liegen die geringeren Steingeißen mit kürzerem Gehörn, dort aber ſteht windend ein rothbrauner Kapitalbock mit wuchtig knotigen Hörnern, zottig und trutzig zu ſchauen. Dieſem feiſten Geſellen gilt die Pirſch. Wie

ihm aber auf Bolzennähe auf das Haar rücken? Vom Stand an der Felsnaſe hinunter iſt es frevelhaftes Spiel ums Leben, ein Hinabklettern muß zum Sturz führen. Nur Steinwild und Gemſen vermögen ſolch' Steilrinnen und Felsbuckel in kühnem Sprung zu nehmen. Wie nur bei Sct. Hubertus dem Kapitalſteinbock näher kommen?! Leonhard zittert vor Erregung, es tobt ſein heißes Blut, es hämmert in den Schläfen; mit bebenden Händen legt er den Pfeil in die Armbruſt, um für alle Fälle ſchußfertig zu ſein. Der Gejaidmeiſter ſucht mit ſcharfem Geäug die Wandung ab, auch er mit ſeiner reichen Erfahrung im Hochgebirg kann keine Möglichkeit, tiefer zu kommen ohne Beunruhigung des Wildes, finden. Noch zieht der Wind herauf, alſo nützt eine Rückkehr und das Anpirſchen von unten herauf im Buchtungsboden nichts. Und ſo einen Kapitalbock gibt es im ganzen Tennengebirg nicht mehr!

Was iſt das? Das Rudel wird hoch, ein Sichern, der Bock wirft auf, ſchreckt unter einem Rießlaut . . . Wie zu Stein erſtarrt, verharrt Leonhard in knieender Stellung mit geſenkter Wehr. Der Steinbock verhofft abermals und zieht dann bergan, hilf Diana! Schon nimmt er die Rinne, die zu Leonhard heraufzieht. Da bleibt er verhoffend ſtehen,

unter ihm winden die Geißen auffallend nach der rechten Seite der Buchtung hinüber und gehen flüchtig ab. Mit gewaltigen Sätzen stürmt der Bock hinterdrein, nimmt dann seitlich die Richtung auf eine Prallwand, setzt mit wuchtigem Sprung auf diese hinauf und verhofft aufs Neue.

Schöner kann der Bock das Blatt nicht mehr bieten, aber es ist zu weit, viel zu weit.

Doch was ist das? Hoch wirft es den Bock, ein Steigen pfeilgerade in die Luft, ein Ueberschlagen, dumpf kollert der Steinbock über die Wand und fällt in das Geröll, wo er nochmals hoch wird und zeichnend flüchtig geht.

Leonhard hat sich blitzschnell erhoben, Todtenbläße bedeckt sein Antlitz, die einer jähen Röthe weicht. Von schier wahnsinniger Wuth erfaßt, deutet er mit der Wehr hinüber, wo ein Schuft trotz Todesstrafe es gewagt, dem Landesherrn den edelsten Bock des ganzen Gejaides wegzuschießen.

„Rache, Rache!“ knirscht Leonhard, und seinen Körper durchläuft ein Schauer. Der Gejaidmeister war anfangs starr über solch' ungeheuerliche Vermessenheit; dann aber stürmt er davon, zurück den gemachten Weg, um dann quer durch den Steintodboden dem Wilderer auf den Leib zu rücken. Mächtig

erfaßt Leonhard das Verlangen, ſich ſelbſt an der Stellung des tollkühnen Frevlers zu betheiligen. Doch ſein Kloſterkleid hält ihn ab von der Menſchenjagd. Immerhin will Leonhard doch dem Frevler den Weg verſtellen; haſtiger denn ſonſt eilt er den gefährlichen Pfad hinab, doch meidet er die Sprünge ſeines Gejaidmeiſters, der, den Bergſtock einſtemmend, ſich kühn und gewandt über kleinere Wände ſchwingt und wie 's Ungewitter in die Tiefe praſſelt.

Die Verfolgungsabſicht hat indeß zu ſeinem Schrecken der Wilderer, ein ſtämmiger Burſch, gemerkt, der mit der Wildniß wohlvertraut, genau weiß, daß ein Entrinnen der Höhe zu unmöglich iſt. Den Weg hinunter will ihm aber der ob ſeiner Körperkraft gefürchtete Gejaidmeiſter verlegen, drum gilt es flinker als dieſer zu ſein und den Steintodboden zu überfallen, bevor dieſer ihn erreicht.

Die Wehr blitzſchnell umgehängt, ſpringt der Burſch von Platt zu Platt, der Gemſe gleich, ein raſend Flüchten, ein wahnſinnig Springen, das Steine löſt und das Geröll ins Rutſchen bringt. Ein Knattern und Praſſeln, ein Knirſchen — der Burſch erreicht den Boden in verwegenem Sprung, ein Ducken — hoch auf ſchnellt der ſehnige Körper,

ein raſend Flüchten an den Rand, die Geſtalt taucht unter, hinterdrein raſt der Jäger. . . .

Entwiſcht! Bis Leonhard nachkommt und auf den Knecht ſtößt, an dem der Wilderer mit Blitzesſchnelle vorüberſauſte, iſt vom Frevler nichts mehr zu ſehen. Vereitelt iſt die Pirſch, verdorben die Luſt an der Atzung. Wo mag der vom Pfeil ereilte Steinbock ſein? Leonhard will hinunter und läßt ſich vom Knecht begleiten. Den Bock mag der Wildmeiſter ſuchen oder ſuchen laſſen. Unwillkürlich kommt Leonhard auf abſchüſſiger Fläche, beſonders als er wieder die Region des Baumwuchſes erreicht, in raſchere Bewegung, er ſchreitet ſo ſcharf aus in ſeinem hochgeſchürzten Habit, dem die Wildniß des Hochgebirges arg zugeſetzt, daß der Knecht Mühe hat, beim Gebieter zu bleiben. Wie Leonhard aus dem Wald kommt, bietet ſich ihm ein Anblick, der ihn innehalten läßt: Tief unten ſtürmen zwei Menſchen in raſender Haſt über eine begrünte Fläche, der Frevler und hinterdrein der Wildmeiſter, in zuſehends abnehmender Entfernung, wiewohl der Burſch um ſein Leben rennt.

Da plötzlich ſtürzt der Verfolger und ſinkt in die Kniee; der Wilderer aber ſtürmt durch den Thalbach der gegenüber liegenden Anhöhe zu und ver-

ſchwindet in einem auf dem Hügel gelegenen Gehöft. Scharf prägt ſich der erbitterte fürſtliche Jäger dieſes Gehöft ein, um es, unten angelangt, ſicher wieder zu erkennen. Und eine Weile verharret Leonhard abſichtlich auf ſeinem Beobachtungspoſten im ſcharfen Auslueg, ob der Frevler nicht etwa hinter dem Gehöft die Flucht fortſetzen wird. Es iſt dies nicht der Fall; nur ein alter Bauer tritt aus dem behäbigen Hauſe und ſichert hinunter zum Thalbach nach dem Verfolger, der auf der Stelle, wo er ſtürzte, liegen geblieben iſt. Leonhard hat genug geſehen und ſetzt ſich nun in eiligen Lauf, um zunächſt ſeinem Gejaidmeiſter Hülfe zu bringen und dann Gericht zu halten nach ſeinem Geſetz über den Wildfrevler im biſchöflichen Reviere.

In Schweiß gebadet, ſchier außer Athem vom ſcharfen Lauf, das Antlitz wie den mächtigen Nacken geröthet, erreicht Leonhard das Thalgewände und ſucht den Verunglückten, der ſchmerzgepeinigt hülflos am Boden liegt. „Was iſt's mit Dir, Gejaidmeiſter?“ fragt Leonhard und beugt ſich über den Wildmeiſter, der auf ſeinen linken Fuß deutet und ſtöhnend klagt, daß dieſer gebrochen zu ſein ſcheine. Leonhard winkt den nachtrottenden Knecht vollends herbei, nimmt ihm die Rückenkraxe ab und ſendet ihn, Eile ein-

ſchärfend, zum Schloß, auf daß eine Tragbahre mit handfeſten Knechten ins Thal geſchickt werde. Dem Verunglückten holt Leonhard im Trinkbecher Waſſer vom Bach und labt den Gejaidmeiſter, der gerührt ob ſolcher Fürſorge dem Gebieter herzlichſt dankt. Sodann theilt Leonhard ihm ſeine Beobachtungen mit, fragend, wem das Gehöft auf dem gegenüber liegenden Hügel gehöre, in welches der Frevler ſich geflüchtet.

Sich aufrichtend, blickt der Wildmeiſter hinüber und ſagt, daß das Gehöft fürſtbiſchöfliches Lehensgut ſei, das ſogenannte Rauchlehen, deſſen Inhaber jedoch keinen Sohn, nur eine ſchöne Tochter Namens Ameley beſitze.

„Der Frevler iſt aber im Rauchlehen verſchwunden!“

„Dann kann es nicht anders ſein, als daß der Lump bei Ameley Schutz ſuchte und ſich von der Dirn verbergen läßt!“

„Du meinſt alſo, der Wildfrevler könnte der Schatz der Dirne ſein! Gut, um ſo ſicherer fangen wir den Burſchen! Ich werde ſofort hinaufgehen und Gericht halten!“

Seine Schmerzen verbeißend, räth der Gejaid-

meiſter davon ab, der Herr und Gebieter möge zuwarten, bis das Gefolge von der Burg komme.

„Warum? Haſt Du Furcht? Ich nicht!“

„Nicht das, hoher gnädiger Herr! Doch der Rauchlechner iſt ein gewaltthätiger, gefährlicher Mann trotz ſeines Alters und dürfte Euer fürſtliche Gnaden unziemlich aufnehmen, wenn nicht gar . . .“

„Was ‚wenn nicht gar . . .‘ Sprech' Er ſich nur vollends aus!“

„Wenn nicht gar hinauswerfen!“

„Oho! Den Landesherrn wirft man nicht zur Thüre hinaus!“

„Der Rauchlechner ſchon!“

„Nun gehe Ich aber ſofort! Schick' Er Mir die Leute, ſobald ſie gekommen, zum Lehen hinauf. Das Weitere wird ſich finden!“

Wie um ſeinem Aeußeren mehr Würde zu geben, läßt Leonhard ſeinen Habit wieder lang herunter, wiſcht ſich den Schweiß von Geſicht und Nacken, ſtreicht das Haupthaar glatt und begibt ſich hinauf zum Gehöft. Kaum wird der noch immer Auslueg haltende Bauer des Mönches anſichtig, ſo ſpringt er zur Hausthüre und ruft etwas hinein, bleibt aber dann neugierig ſtehen und läßt den Mönch herankommen.

Leonhard hat seine strengste Miene aufgesetzt, unheimlich rollen seine machtgebietenden Augen, und hoch geschwollen sind die Adern auf seiner Stirn, die nichts Gutes künden. Wenige Schritte vor dem Bauer ruft der Fürstbischof im schlichten Augustinerhabit: „Auf die Kniee, Mensch, und die Wahrheit gesagt, so Dir Dein Leben lieb ist!“

Der alte Rauchlechner weiß ob dieser in dröhnendem Baß gedonnerten Anrede nicht, was er weiter aufreißen soll vor Verwunderung: das Maul oder die Ohren. Der herrische Ton dünkt ihm nicht zur Klosterkutte passend, und zum Niederknieen verspürt er auch keine Lust. Trutzig höhnt er: „Hier wird nichts gegeben! Fort mit Dir, Du Bettelmönch!“

Blutroth im Gesicht und Nacken und mit funkelnden Augen schreitet Leonhard hoheitgebietend auf den Bauer zu, faßt ihn am Genick und hebt den zappelnden und zeternden Wicht kraftvoll in die Luft.

„Loslassen, loslassen, Du Bettelpfaff!“ schreit der Rauchlechner, Leonhard aber schüttelt den Bauer und wirft ihn zu Boden. Solche Körperkraft übt ihre Wirkung, der Bauer fragt jetzt demüthig nach dem Begehr des starken Mönches.

Leonhard fordert Herausgabe des hierher geflüchteten Wildfrevlers.

Augenblicklich verändert ſich die Haltung des Gebirglers, deſſen Trutz und Hohn wieder hervorkehrt ſolchem Verlangen gegenüber, und rundweg leugnet er, daß ein Frevler ſich im Hauſe befinde. „Einen ſchmucken Gaſt haben wir im Hauſe, den könnt Ihr mitnehmen, wenn Ihr wollt!“ ſpottet der Rauchlechner.

Leonhard richtet ſich in ſeiner ganzen Größe auf und fragt: „Kennſt Du mich? Ich bin Dein Landesherr und Gebieter!“

Mit einer hellen Lache antwortet der Bauer und hält ſich die Seiten. „Erzbiſchof will Er ſein, der Bettelpfaff in zerriſſener Kutte! Es iſt zum Lachen! Pack' Dich weiter und grüß' den Rübenmann auf Hohenſalzburg, wenn Du ihn ſiehſt!“ Der Bauer brüllt vor Freude in der Meinung, dem Bettelmönch gründlich die Meinung geſagt zu haben.

Eben will Leonhard zornglühend nach dem Spötter greifen, um dieſen verdientermaßen zu züchtigen, da dringt aus dem Hausflötz das Geräuſch eines gewaltſam geraubten Kuſſes und gleich darauf ein patſchender Schlag. Ameley, die ſchöne, dralle Tochter des Rauchlechners, trippelt heraus und ihr folgt, ſich die geſchlagene Wange haltend, Junker Hartwig, der in die Erde verſinken möchte beim Anblick des zu äußerſter Wuth entrüſteten Oheims, und

der erſchrocken ſtammelt: „Alle guten Geiſter, der Oheim!“

Leonhard ruft zornig: „Du hier bei dieſen Leuten?! Und Du beläſtigeſt Bauerndirnen! Bei Gott, das ſollſt Du büßen! Her zu Mir und rede die Wahrheit, Hartwig: Haſt Du Kenntniß, daß in dieſem Hauſe ein Wildfrevler ſich verbirgt?“

Ueber dieſe plötzliche Ablenkung und Frage verwundert, erwidert Hartwig, daß ihm davon nichts bekannt ſei.

„Du mußteſt doch das Eintreten des Flüchtlings vernehmen?“

„Verzeiht, edler Oheim! Ich — ich war mit Ameley in der Stube, und in dieſe iſt der Frevler nicht gekommen!“ bringt Hartwig zaghaft vor.

„Alſo blind und taub im Gegirre! Hinter dicken Mauern wird Dir derlei ſchon vergehen! Hilf Mir jetzt das Haus durchſuchen! Ein hierher geflüchteter Wildfrevler hat Mir einen Steinbock geraubt und iſt in dieſes Haus geflohen. Ihn will Ich haben lebendig oder todt!“

Bei dieſen Worten iſt ſowohl der Bauer wie Ameley bleich geworden; ſcheu blicken beide auf die hohe Geſtalt des Mönches, der doch mehr denn ein Bettelmönch zu ſein ſcheint. In dieſer Muth-

maßung beſtärkt ſie die demüthig unterwürfige Haltung des Junkers, die grell gegen ſein früheres herriſch Weſen und ſeinen Uebermuth abſticht. Der Bauer ſteckt denn auch klug und verdruckt um, und bittet um Verzeihung für ſein grobes Auftreten.

Doch Leonhard fordert barſch die Auslieferung des Frevlers. Da wirft ſich Ameley zu ſeinen Füßen nieder und fleht händeringend um Erbarmen für den Martl.

Ein Schrei der Wuth dringt aus des Rauchlechner's ſchwer athmender Bruſt, zornig hebt er den Arm, wie wenn er auf die vor dem Mönch knieende Tochter einſchlagen wollte. Was der Bauer insgeheim befürchtete, durch die Verzweiflung Ameley's iſt's kund geworden: ſeine Tochter liebt den Sohn ſeines Todfeindes, den Martl vom Sinnlehen*), der zum Wildfrevler geworden iſt und Verderben bringt über die Rauchlechneriſchen. Auch Leonhard iſt überraſcht; das Flehen um Gnade in wahrhaftiger Ver-

*) Auf den Sinnlehen im Pongau (vom gothiſchen sinnan, gehen) lag die Verpflichtung, Botendienſte zu verrichten, oder mit einem „eiſernen Pferde“ (d. i. ein Gaul in ſteter Bereitſchaft) zu reiten, wohin der Lehensherr befahl, auf eine Entfernung bis zu zwanzig Meilen. (Vergl. Zillner, Salzbg. Kulturgeſchichte, 1871.)

zweiflung gibt ihm die Gewähr, daß er recht geſehen, daß der verfolgte Frevler wirklich Zuflucht geſucht im Gehöft.

Und Junker Hartwig erkennt allmälig, daß er die überflüſſigſte Perſon allda iſt, daß er eine lächerlich jämmerliche Rolle geſpielt. Die ſchöne Ameley liebt einen Gebirgler, darum wies ſie ſeine Minnewerbung ſo handgreiflich zurück. Glühende Scham erfüllt den Junker, der ſo wenig Glück hat beim weiblichen Geſchlecht und diesmal ſchwere Ahndung ſeiner Tändelei gewärtigen muß. So ſehr des Junkers jungfeuriges Herz gekränkt iſt durch den Schlag Ameley's, des Mädchens Verzweiflung rührt ihn, er empfindet tiefes Mitleid, denn Hartwig weiß nur zu gut, welch' gräßliches Schickſal dem Wildfrevler droht.

Und rührend, erſchütternd iſt der Verzweiflungsausbruch des ſchönen Mädchens, das in ſeiner Herzensangſt das Geheimniß ſeiner Liebe preisgibt und durch herzinniges Flehen hofft, den Geliebten retten zu können. „Nimm mein Leben, Herr, doch ſchone ſeines!“ bittet Ameley und umklammert Leonhard's Füße aufs Neue.

Der Bauer aber ſtürzt nun, ſinnlos vor Wuth, auf ſein Kind und ſchlägt mit geballten Fäuſten auf

die knieende Ameley los, ſie eine Schanddirne heißend und verfluchend.

Leonhard ſtößt ihn zurück und legt ſchützend ſeine linke Hand auf Ameley's rothblondes Haar. Ernſt verweiſet er dem Bauer jegliche Mißhandlung der Tochter in ſeiner Gegenwart. Der Rauchlechner hätte ſein Kind früher beſſer hüten ſollen, jetzt iſt es zu alt, um geſchlagen zu werden.

„Mein ungerathen Kind prügle ich, wann ich will!“ brüllt grob der Bauer.

„Nun iſt's genug! Fort mit Euch! Schafft mir den Frevler herbei, auf daß Ich Gericht halte!“ befiehlt Leonhard. Im ſelben Augenblick tauchen am Hügelrand Trabanten und Wallknechte auf, die beim Anſichtigwerden des Gebieters in eiligen Lauf ſich ſetzen und auf einen Wink das Gehöft umſtellen, wozu ſie vom unten liegenden Gejaidmeiſter Anleitung ſchon empfingen. Ameley liegt noch immer ſchluchzend, von entſetzlichſter Angſt gefoltert, zu des Kirchenfürſten Füßen; beim Nahen der Knechte fleht das Mädchen abermals in Verzweiflung um Gnade.

Hartwig fühlt, daß helle Zähren ihm über die Wangen rieſeln; vergeſſen iſt der Schlag und die ihm zugefügte Unbill, das Mitleid zwingt ihn nieder, er kniet vor dem Oheim und bittet gleichfalls um

Gnade, während der Rauchlechner wilderregt Ameley wegreißt und wie beſeſſen brüllt: „Hinweg mit Dir, laſſ' das Geflenn!“ Das Mädchen wegreißend, wendet er ſich zu den Knechten mit den Worten: „Den Lumpen ſucht Euch ſelber!“

Leonhard gibt durch einen Wink das Zeichen zur Hausdurchſuchung und ermahnt Hartwig, ſich zu erheben. Seine kniefällige Bitte zeige zwar ein weichfühlendes Herz, aber ſie ſei an einen Unwürdigen verſchwendet. Der Frevel müſſe beſtraft werden, der Dieb verdiene keine Gnade. Und die Dirnen müſſe Hartwig fürder in Ruhe laſſen!

Beſchämt durch das milde Wort des Oheims erhebt ſich der Junker, haſcht nach der rechten Hand des Erzbiſchofs und küßt ſelbe ehrerbietig.

Im ſelben Augenblick ſchwirrt ein Pfeil ſurrend durch die Luft und prallt an der Bruſt des Kirchenfürſten ab. Entſetzen erfaßt die Knechte, wirres Geſchrei ertönt, einige Trabanten ſtürzen auf Leonhard zu, Hartwig ruft ſchreckerfüllt, ob der Oheim verwundet ſei und betaſtet deſſen mächtige Bruſt. Andere ſuchen mit den Augen nach dem Meuchlerſchützen, der in einer Dachluke eben ſich anſchickt, einen zweiten Pfeil zu entſenden. Wuthentbrannt ſtürzen die Knechte in das Haus, Hartwig zerrt

instinktiv den Oheim aus dem Geschoßbereich, und Leonhard tritt selbst mit hastigen Schritten dem Hause zu, die Hand auf die Brust legend. Ein wehmüthig Lächeln liegt auf seinen herb zusammengepreßten Lippen. Mild beruhigt er den besorgten Neffen und streicht liebevoll mit der ringgeschmückten Rechten den Habit, dessen Dichte ihn zum zweiten Male geschützt. Leise flüstert Leonhard vor sich hin: „Hab' Dank, Du treues Klosterkleid! Dank Dir, Sct. Augustin! Ist hart auch Deine Regel, ist schwer auch Dein Gewand, Du bist Mir Schirm und Schutz!"

Lärm und Gepolter kündet, daß die Knechte den Meuchelschützen und Wildfrevler gefunden und überwältigt haben. Mit Stricken gebunden, wird dieser herunter und vor das Haus gebracht, wo der Rauchlechner noch steht mit der fassungslosen Ameley, beide schier zu Stein erstarrt vor Schrecken über die unselige That des Sinnhuber Martl's.

Wie der Bursch aus dem Hause gezerrt wird, zuckt Ameley zusammen, Todtenbläße fliegt über ihr Gesicht.

Düster ernst blickt Leonhard auf den stämmigen Burschen, der trotz seiner Fesseln hochaufgerichtet, die Lippen aufeinandergepreßt, herankommt. Furchtlos blickt er dem Fürsten ins Auge, wilden Trotz zeigt

die ganze Gestalt des Burschen, der der Püffe und Schläge der Knechte nicht achtet.

Hartwig bebt am ganzen Körper und stottert heraus: „Unseliger, was hast Du gethan!“

Leonhard winkt den Junker zur Seite und heißt ihn schweigen. Zum Frevler gewendet, spricht er scharf und hart: „Dein Leben ist verwirkt! Deiner harrt die Blende und das Rad!“

Wie gebannt steht die Menge, das furchtbare Urtheil läßt Alle erschauern; es ist, als husche Todesschatten durch das sonnigbeglänzte Gelände. Ameley starrt mit weit aufgerissenen Augen auf den verlorenen Geliebten, die Lippen geöffnet, stumm.

Auf einen Wink Leonhard's wird still, lautlos der Verurtheilte hinweg geführt, wortlos folgt Leonhard mit Hartwig dem Zuge.

Wie versteinert bleibt der Rauchlechner mit Ameley am Hause stehen. . . . .

Stiller Abendfrieden liegt über dem kleinen Seitenthale, das sich von der kleinen Ortschaft Werfenweng hinan zieht zur felsenumgürteten Bischlingshöhe. Nahe dem Thalschluß steht am murmelnden Bächlein ein Gehöft auf grüner Fläche, die Sinnhub, auch wohl Sinnlehen genannt, ein bischöflich Eigenthum,

mit dem der alte Baumgartner zu Lebzeiten belehnt war gegen verſchiedene Verpflichtungen und Geſtellung des „eiſernen Pferdes“. War es in früheren Zeiten, daß auf dieſe Lehenspflicht vergeſſen wurde, oder lag das Gehöft zu entlegen: niemals zu Lebzeiten des Sinnhubers ward eine Pferdegeſtellung von ihm verlangt, auch keinerlei Reichniß von ihm gefordert, ſo daß auch ſeitens der Lehensleute völlig auf derartige Verpflichtungen vergeſſen wurde. Die weltentlegene Einſamkeit, in der das Gehöft gelegen, hat es mit ſich gebracht, daß die Sinnhuberiſchen einſam, leutſcheu für ſich lebten, keinerlei Verkehr unterhielten und recht verſchloſſene Leute wurden, ſtumm und verſchloſſen wie die ihr Thälchen umringenden Felsmauern. In der Bergeinſamkeit iſt der Sinnlechner Martl aufgewachſen, unter ſtrenger väterlicher Zucht angehalten zu harter Arbeit auf den kargen Feldern wie im Holz, bis es mit Vaters Tod auf einmal anders wurde. Dem guten alten Mütterchen, der Sinnhuber Thres, blieb der ſtämmige Martl fürder nicht gefügig, das alte Weiblein hatte keine Macht über den ſeltſam einſilbigen Jungburſchen, der nach Vaters Tod anfing, die harte Bauernarbeit zu vernachläſſigen, und viel lieber mit der Armbruſt in das wildeſte Hochgebirge ſtieg, wo er tagelang ver-

blieb und häufig trotz des schweren Verbotes ein Gams, wohl mitunter einen Feisthirsch herabbrachte zu nächtlicher Stunde. Auf einem solchen Pirschgang mag es gewesen sein, daß Martl hinüber gekommen ist in das Thälchen, wo das Rauchlehen stand, in dem er die schöne Ameley fand. Willig gewährte deren Vater Unterstand, als Martl für Kost und Quartier in dunklen Nächten manch' gutes Stück Wildpret entgegengab und den Hof mit Wild versorgte, so daß der Rauchlechner seiner tafeln konnte, als die Burgherren auf Hohenwerfen, und es gern glaubte, daß dem Martl das Gejaide über Alles auf der Welt gehe. Wenn der Bursch so tagelang fortblieb, ängstigte sich sein Mütterlein schier zu Tode und sah auch mit Betrübniß, wie es zurückging in der Wirthschaft; die Felder wurden vernachlässigt, das Gras ward manchmal überständig, weil die Sense ihm zu lange fern blieb. Immer geringer ward der Viehstand, und auch die Rosse kamen in fremden Besitz. Jammerte das Mütterchen arg, so verstand sich der wortkarge Martl wohl manchmal dazu, es zu trösten durch ein herzlich Wort, daß für ihn das Gejaide über Alles gehe, wie er glückselig sei hoch droben, und daß Mütterlein nur wieder ruhig werden solle, denn heimkommen werde er immer wieder heil und gesund, und

die Gejaidknechte werden ſeiner lebendig niemals habhaft werden. Beglückt über ſolch herzlich Wort und eine wenn auch nur flüchtige Liebkoſung, beruhigte ſich das alte Weiblein immer wieder und vertraute dem Glück wie der körperlichen Geſchicklichkeit ihres Martl's.

Diesmal bleibt der Burſch freilich arg lang aus; drei Tage iſt er ſchon fort, und Mütterchen leidet ſchwer unter namenloſer Angſt und Sorge. Juſt diesmal iſt der Alten ſo ſeltſam ſchwer ums Herz, es ſchwant ihr Unheil, und in den wenigen Stunden nächtlichen Schlafes iſt ihr im Traum der Martl erſchienen, umgeben von Folterknechten. Mit einem Weheruf erwachte das Mütterlein und mußte ſich lang beſinnen, ob es Wirklichkeit war oder doch nur ein quälender, beängſtigender Traum. Martl fehlt ſeit langen Tagen, das iſt bittere Wahrheit. So lange iſt er noch niemals fern geblieben.

Der dritte Tag geht friedlich zur Rüſte; die Sonne iſt hinter dem Eisfeld des Hochkönigs hinabgeſunken, nur die höchſten Zinnen und Zacken der majeſtätiſchen Berge erglühen noch in roſigem Licht, indeß die Dämmerung aus der Tiefe ſteigt und violetter Schimmer die Gelände erfüllt. Von den Triften klingt das Geläute des Weideviehes herab

zum Thalboden, und in zitternden Tönen verkünden die Glocken vom Kirchthurm zu Pfarrwerfen feierlich und lieblich das Ave. Das Mütterchen hockt auf der rohgefügten Bank vor dem Hauſe und faltet andächtig die knöcherigen, arbeitsſchwieligen Hände zum Abendgebet, in das ſie ein frumbes Sprüchlein für ihren Sohn einfüget, auf daß der Allmächtige ihn beſchütze und heil geleite ins heimathliche Haus. Ein eiliger Schritt läßt Mütterchen aufhorchen, eine Mannesgeſtalt kommt haſtig auf die Sinnhube zu. Sollte Martl es ſein? Die altersſchwachen Augen vermögen nicht zu erkennen, wer es iſt. Martl kann es nicht wohl ſein, denn die Geſtalt kommt vom Dorfe herein, und über Pfarrwerfen hat Martl niemals den Rückweg aus dem Hochgebirg genommen. Die Alte iſt aufgeſtanden, ein heißes Gefühl entſetzlichſter Angſt ſteigt aus ihrem Herzen auf und macht ſie wirblig im Kopf. Sie trippelt dem fremden Mann entgegen und zuckt bei der rauhen Anſprache zuſammen. „Seid Ihr die Sinnhuberin, dann ſchafft raſch den ‚eiſernen Gaul‘ zur Stelle!“ ruft barſch der Mann und gibt ſich als Bote des Erzbiſchofs von Hohenwerfen zu erkennen.

Die Alte zittert am ganzen Leibe, nur ſtotternd kann ſie bejahen, daß ſie die Sinnhuberin iſt.

„Dann raſch den Gaul herbei!“ drängt der Bote.

„Einen Gaul?“

„Ja, nur flink, huſſig (ſchnell)! Ich habe Eile!“

„Verzeihet: Seit langem ſchon, aus Noth, fehlet ein Gaul auf dem Sinnlehen!“

„Was? Die Peſt über Euch! Ihr habt die Lehenspflicht, den eiſernen Gaul zu ſtellen, wann immer der Lehensherr ihn fordert! Huſſig das Roß geſtellt, ich muß auf deſſen Rücken fort nach Salzburg!“

Die Alte iſt rathlos; kaum vermag ſie ſich dunkel der Verpflichtung, die auf dem Hofe liegt, zu entſinnen. Und einen Gaul kann ſie nicht ſtellen, beim beſten Willen nicht, weil keiner mehr vorhanden iſt.

Der Bote drängt; die Alte müſſe eben dann ein Roß borgen von einem andern Gehöft.

„Ja ja, aber wo? Wir ſind die einzigen Höfler im Thale!“

„Dann geht mit, aber huſſig, wir müſſen im Dorfe draußen ein Roß requiriren. Es zu beſchaffen, iſt Eure Pflicht! Vorwärts!“

Der Bote eilt voraus, ſo raſch, daß das alte Weiblein ihm nicht zu folgen vermag und mühſam

hinterdrein humpelt. Mitleidig mäßigt der Mann den raſchen Schritt und läßt die Alte herankommen. Langſamer ſchreitend, ſo daß das Weiblein ihm zur Seite bleiben kann, fragt er, ob denn kein Mann mehr auf dem Gehöft ſei?

Wehmüthig meint die Alte: „O Gott, ſchon lange ruht der Sinnhuber im Grabe!“

„Na, und iſt kein Sohn da, der nach dem Rechten ſieht?“

Ein Seufzer dringt aus der eingeſchrumpften Bruſt der Alten.

„Hm, wie iſt mir denn! Hab' doch gehört auf der Burg, daß — — Wie heißt Ihr mit dem eigentlichen Namen?“

„Baumgartner!“

„Hm! Baumgartner Martl, alias Sinnhuber!“

„Was ſagt Ihr, Mann? Großer Gott, was iſt's mit meinem Sohn!“

„Alſo doch! Armes Weib, arme Mutter!“

„Um aller Heiligen willen! Ich beſchwöre Euch, ſagt: Was wißt Ihr von meinem Buben?“

Ein mitleidiger Blick ſtreift das alte, von Sorge und Angſt gepeinigte Mütterlein. Der Bote bringt es nicht über das Herz, der Alten die Wahrheit zu ſagen und deutet nur an, daß er gehört hätte, ein

gewiſſer Baumgartner Martl ſei als Wildfrevler eingefangen und auf die Burg gebracht worden.

„Großer Gott! Dann iſt mein Bub verloren! Sie werden ihn blenden!“

„Hm! Wer wird denn gleich das Schlimmſte fürchten!“

„Nein, nein! Ich weiß, ich hab's gehört: auf Wildfrevel ſteht Verluſt des Augenlichtes! So ward's verkündet vor wenigen Jahren erſt! Mein Gott: der Martl geblendet! Ach, laßt mich ſterben, das überleb' ich nicht!“

Mit einem Weheruf ſtürzt das alte Mütterchen zuſammen.

„Armes Weib!“ flüſtert der Bote, der weiter muß, denn er hat größte Eile. Es wird nun, da der „eiſerne“ Gaul nicht zu beſchaffen iſt, wohl der eilige Ritt auf des Kanzlers Gaul gemacht werden müſſen. Und der Mann ſtürzt fort in eiligem Laufe.

Auf Hohenwerfen herrſcht Wirrwarr, es geht drunter und drüber; der Burghauptmann treibt die Knechte durch heftige Zurufe an, alles zur ſofortigen Abreiſe des Landesherrn fertig zu ſtellen. Der Wagen wird hervorgezogen, die Pferde werden angeſchirrt, die Reiſigen rüſten ſich, ein Scheuern und Putzen

überall und Schwertgeklirr. In seinem Gemach berathet Leonhard sich mit Doctor Mändl über die zu unternehmenden Schritte angesichts der schlimmen Lage in Salzburg. Der Stadtrichter hat Kunde geschickt durch einen Boten, daß der geschworne Rath beabsichtige, die Stadt der fürstbischöflichen Landeshoheit zu entziehen und reichsunmittelbar zu erklären, daß Aufruhr herrsche, die Bürger mit bewaffneter Faust den Anordnungen des Landeshauptmanns Hans von der Alben widerstehen, die wenigen Fähnlein der bischöflichen Soldtruppen bereits aus der Stadt gejagt seien und Gefahr bestehe, daß bei fremdem Zuzug Salzburg für den Erzbischof verloren gehe. Diese schlimme Kunde ward dem Fürsten, als er vom Gejaide auf die fichtenumstandene Burg gekommen war, und sie weckte augenblicklich die Thatkraft, aber auch den Zorn des gewaltthätigen Landesherrn. Leonhard schrie nach dem Kanzler, befahl Bereitstellung des Gefährtes und rüstete sich selbst zur schleunigsten Abreise nach seiner gefährdeten Stadt. Flüchtiger Hand unterzeichnet Leonhard die von Mändl fertiggestellten Schriftstücke und diktirt dem Kanzler ein dringlich Schreiben an den Herzog Albert von Bayern-München inhaltlich der Bitte um Entsendung von Truppen gegen Entgelt in jeder Höhe, sowie

einen Befehl an den Landeshauptmann, die Fähnlein zu verſammeln und mit ihnen die Stadt unter allen Umſtänden zu halten, bis Hülfe komme. So haſtig diktirt Leonhard, daß Mändl kaum raſch genug nachkritzeln kann, und zornig, mit geballten Fäuſten läuft der Erzbiſchof im Gemach hin und her, manchmal durch Kraftausdrücke ſeiner Wuth über die ungetreue Stadt Luft machend. „Hat Er alles niedergeſchrieben, Mändl?“

„Zu dienen, hochfürſtliche Gnaden! Beide Schreiben ſind fertig bis auf die Unterſchrift!“

„Geb' Er her!“ Leonhard tritt an den Tiſch und ſetzt unter die Schriftſtücke ſeinen Namen mit markigem Zug.

Scheu und liſtig zugleich ſchielt der Kanzler auf ſeinen Gebieter, gleichſam abwägend, ob ein Einwurf gethan werden kann bei der gefährlichen Stimmung des erregten Fürſtbiſchofs. Leonhard ziſcht ein „Schändlich!“ nach dem andern, und gelobt dann mit hocherhobenem Arm: „Das tränk' ich euch ein!“

Mändl duckt den Kopf nieder, den fürſtlichen Arm fürchtet er. Dann aber wagt er die Bemerkung, daß vor der Abreiſe noch die Angelegenheit des Geld- und Blutſaugers Georg Päck zu erledigen ſei.

„Hab' keine Zeit mehr! Wir müſſen fort nach

Salzburg! Laßt den Kerl über die Grenze ſchaffen, jagt ihn nach Steyermark!“

„Und was geſchieht mit Junker Hartwig?“

„Soll hier bleiben, aber keine Dummheiten machen! He, Burghauptmann: Iſt alles bereit? Gebt dem Boten des Kanzlers Gaul, er ſoll reiten um ſein Leben. Hier die Schriftſtücke an den Landeshauptmann und an Herzog Albert nach München. Dem Stadtrichter Stahel ſoll der Bote mündlich mittheilen, daß wir noch in heutiger Nacht eintreffen und daß das Kumpfmühlthor offen gehalten werden ſolle. Der Stadtrichter ſoll aber unſere Ankunft geheim halten. Verſtanden?“

„Sehr wohl, hochfürſtliche Gnaden!“ erwidert der Burghauptmann, übernimmt die Schriftſtücke und eilt in den Burghof, um ſie nebſt mündlicher Anweiſung dem Boten zu übergeben. Bald darauf kündet Hufſchlag, daß der Eilbote auf dem Wege zur Stadt iſt.

Doctor Mändl iſt nicht eben böſe, daß juſt ſein Roß zum Botendienſt genommen wurde. Der Gebieter wird die Reiſe nach der aufrühreriſchen Stadt jedenfalls ſehr beſchleunigen, und anhaltend ſcharfes Reiten behagt der Körperfülle des Kanzlers gar nicht. Jetzt ohne Gaul, wird man ihn wohl auch in den

Wagen nehmen und ſitzend reiſt es ſich weſentlich beſſer. Noch lieber wäre es dem Kanzler freilich, wenn er zunächſt auf Hohenwerfen bleiben könnte, wo es ſich bei gutem Wein und ſtiller Bergeinſamkeit weit behaglicher lebt als in der ſturmerfüllten Rebellenſtadt. Allein daran iſt nicht zu denken, der Kanzler gehört in ſo ſtürmiſchen Zeiten zum Landesherrn wie die Scheide zum Schwert. Richtig mahnt Leonhard Mändl auch ſchon, ſich gleichfalls fertig zu machen.

Kurz und knapp iſt der Abſchied; Leonhard drückt Hartwig die Hand und legt ihm ans Herz, ſeiner Geſundheit zu leben und Dummheiten zu unterlaſſen. Von den übrigen Burgleuten verabſchiedet ſich der Erzbiſchof durch gnädigen Wink vom Wagen aus, die Gäule ziehen an, und raſſelnd geht es mit unterlegtem Radſchuh die Steilſtraße hinab zur Reichsſtraße zum Paß Lueg. Betrübt ſieht Mändl, der neben dem Gebieter ſitzt, zurück auf die im Tannengrün träumende Burg mit ihren herrlichen Kellerſchätzen.

Still iſt's geworden auf Hohenwerfen; nur im Tann flüſtert es geheimnißvoll und geiſterhaft ſeufzt es im Geſchröff der Felsrieſen. Tief unten rauſchen die Wogen der Salzach. Weiß blinkt die kalkhaltige

Reichsſtraße im Sonnenſchein, öd' und leer. Doch nein, ein ſchwarzer Schatten zieht die Straße entlang, eine weibliche Geſtalt, die, je näher ſie dem Burgfelſen rückt, deſto aufmerkſamer die Wälle und Thürme betrachtet, die dräuend herniederblicken. Am Söller der Zwingburg ſteht Junker Hartwig und betrachtet die ihn umgebende Bergwildniß, unſchlüſſig, womit er ſich die Langeweile vertreiben ſoll. Seit der Oheim fort iſt mit Geſinde, Troß und Reiſigen, iſt's ruhig ſtill geworden auf der Burg, und dieſe Ruhezeit haben ſich der Burghauptmann wie der Schloßkaplan und Kaſtellan zu nütze gemacht, indem auch ſie der Burg den Rücken kehrten und den Pfleger von Werfen beſuchten. Hartwig ward gar nicht gefragt, ob er an ſothanem Beſuch und Tagesausflug theilnehmen wolle, und ſo lungert der Junker herum und ſinnt auf Abenteuer, die nicht kommen wollen. Die weibliche Geſtalt auf der Reichsſtraße erregt ſeine Neugierde umſomehr, als ſelbe richtig durch den Markt Werfen der Burg zu zieht und ſchließlich, die Veſte ſcharf beäugend, den Fels hinanklettert, alſo der Burg einen Beſuch abſtatten will. Flink ſpringt Hartwig zum Thürmer und veranlaßt dieſen, die Zugbrücke herabzulaſſen trotz des ſtrengen Verbotes unter Berufung auf Seine fürſtliche Gnaden

den Oheim. Und juſt recht raſſelt die Brücke hernieder, als das Mädchen vor dem gähnenden Abgrund ſteht. Hartwig erkennt augenblicklich in dem drallen Gebirgsdirndl die hübſche Ameley und ruft ihr zu, hurtig in die Burg zu kommen. Züchtig grüßt das Mädel den Junker, und für einen Augenblick huſcht ein Lächeln über das gramverzehrte, bleiche Geſicht.

„Das iſt hübſch von Dir, Ameley, daß Du mich beſuchſt auf der langweiligen Burg!“ meint Hartwig und ſucht Ameley an der Hüfte an ſich zu ziehen.

„Nicht doch, junger Herr!“ wehrt Ameley ab, und reißt den Junker aus ſeinem Tändelwahn durch die Frage nach dem armen Martl.

„Der Martl? Ach ja! Du lieber Gott! Auf den haben wir Alle vergeſſen in dem Trubel!“

„Wie ſagt Ihr, Junker?“

„Ja, ja, es iſt ſo! Auf den Burſchen iſt ganz und gar vergeſſen worden!“

„So lebt er noch?“ wagt Ameley zu hoffen.

„Wahrſcheinlich lebt er noch in ſeinem Käfig! Der Kerl hat heidenmäßig Glück! Wär' nicht ſo ſchlimme Kunde gekommen, der Burſch hätte ſeinen Lohn ſicher ſchon empfangen!“

„O, edler Junker, ſeid barmherzig! Laßt mich zu Martl in den Kerker!“ bittet unter Thränen das Mädchen und faltet die Hände.

„Aber Ameley! Bedenke doch: es iſt ein Meuchelmörder, der den Pfeil gerichtet auf den Landesherrn!“

„Gott hat des Biſchofs Leben beſchützt und die Unthat vereitelt! Martl hat in unſeliger Verblendung gehandelt! Er war ſich ſeiner That ſicher nicht bewußt! Seid barmherzig, Herr! Laßt Euer junges Herz ſprechen für mich! Seid kein Tyrann!“

Hartwig's leicht entzündliche Sinne glühen im Anblick der jungen Dirne und ihrer wogenden Bruſt, die Luſt nach einem Abenteuer beherrſcht ihn wieder wie zu Salzburg. Uebermüthig, ein unverbeſſerlicher Sauſewind, fragt er nach dem Lohn, wenn er des Mädchens Wunſch erfüllt.

„Was kann ich armes Ding Euch geben! Was kann ich gemeine Dirn Euch ſein?“ klagt Ameley.

Hartwig wird zudringlicher und fordert einen Kuß, dann wolle er ſehen, was ſich machen läßt. Ameley erglüht in holder Scham und läßt es geſchehen, daß Hartwig ſie umſchlingt und an ihren vollen Lippen naſcht. Zugleich zieht der Junker die dralle Dirn tiefer hinein in die Burg.

Ameley bettelt: „Nun haltet aber Wort, edler Junker! Laßt mich zum Gefangenen!“

„Ja, ſo einfach iſt das nicht! Ich weiß ja ſelber noch nicht, in welchem Loch man ihn untergebracht! Auch muß ich erſt die Schlüſſel ſuchen! Erleuchte meinen Spürſinn, ſchöne Ameley, durch einen weiteren Kuß!“

Und abermals holt ſich der Sauſewind ſüßen Lohn. Nun aber drängt Ameley. Doch Hartwig meint, ſo große Eile habe die Sache nicht. Ohne ihn und dem Zufall, daß Niemand, außer dem Thürmer und den wenigen Dienern, auf der Burg ſei, wäre Ameley ja ohnehin gar nicht in die Veſte gekommen. „Wie haſt Du denn geglaubt in die Zwingburg zu kommen?“ fragt neckend der Junker.

„Mit dem Glauben der Liebe, edler Junker!“ meint treuherzig Ameley.

„So meinſt Du? Und Du haſt wohl auch geglaubt, den Frevler noch am Leben anzutreffen?!“

Erſchrocken fragt Ameley entgegen: „So lebt er nicht mehr? O Gott! Es kann nicht ſein! Er muß am Leben ſein, ſo er das Herzkreuzchen*) des Steinbocks zu eigen hat!“

*) Ein kleines knochenähnliches Gebilde im Herzen des männlichen Steinwildes.

„Wie ſagſt Du?“

„Des Herzkreuzchens wegen für mich als Amulet und um der Herzröth*) für ſein altes Mütterlein willen ſtieg Martl ja ein ins Hochgebirg!“

„So glaubſt Du: ein Herzkreuzel vom Steinbock hat Wunderkraft und erhält das Leben über Gottes Willen hinaus?“

„So glauben es wir herinnen in den Bergen!“

„Hm! Schier ſieht es ſo aus! Auf den Frevler iſt vergeſſen worden, das hat ihm das Leben gerettet! Aber hatte der Martl wohl Zeit, den Bock aufzubrechen? Er iſt doch meines Wiſſens verſprengt worden!“

„Großer Gott! Ohne Herzkreuzel iſt er verloren!“

Junker Hartwig iſt nachdenklich geworden; die Wunderkraft des Steinbockkreuzels beſchäftigt ihn mehr als das dralle Bergkind. Wie es wohl wäre, wenn er ſich auch ſo ein Kreuzel holen würde? Ihm kann man doch das Gejaide nicht verſagen, als Neffen des Jagdherrn!

Eben läuft ein Diener dem jungen Paare in

*) Waſchungen mit Gamsröth (Blut) und dem Schweiß des Steinwildes ſchreibt der Volksglauben eine beſondere Wirkung und Stärkung ſchwacher Füße zu.

die Hände, und Hartwig fragt den Knecht, ob er wiſſe, wo der Kerker des Wildfrevlers ſei, den man geſtern eingeliefert habe.

Der Knecht lächelt verſchmitzt und meint trocken: „Wenn Ihr, edler Junker, den leeren Kerker beſichtigen wollt: der Käfig liegt unterm Thurm . . .“

Ein Jubelſchrei aus Ameley's Bruſt und der Ruf Hartwig's: „Das Herzkreuzel!“ tönen gleichzeitig zuſammen. Der Knecht aber trollt vergnüglich von dannen; ſein Geſicht verräth, daß er über die geglückte Flucht mehr weiß, als er zu ſagen beliebt. Und könnte der Junker hören, wie der Knecht vor ſich hinflüſtert: „Wir Tennenbergler verlaſſen einander nicht!“, ſo wäre jeder Zweifel über die Förderer der Flucht behoben. Aber Hartwig iſt ganz von der neuen Idee, ſich durch Steinbockkreuzchen das Leben gefeit zu machen, erfüllt und hat für nichts Anderes mehr Intereſſe. Schier unwillig weiſt er Ameley's Drängen, ſich durch einen Beſuch im Kerker von der Flucht Martl's zu überzeugen, zurück; er erwägt, ob er morgen allein oder mit einem Gejaidknecht auf die Pirſch gehen ſolle, denn ſo ein Herzkreuzel muß er unbedingt, um jeden Preis haben.

Ameley iſt behend geworden und hat die alte Schneid' und Thatkraft wieder gefunden; kurz ent-

ſchloſſen läßt das Mädchen den in Gedanken verlorenen Junker ſtehen und hüpft dem Knecht nach, den Ameley als gebürtigen Abtenauer kennt. Haſtig flüſtert ſie dieſem im Burghof zu: „Iſt's wahr?“

Der Knecht nickt bejahend und wiſpert: „Heut' Nacht iſt er durch! Verrath' aber nichts!“

Wie Flugfeuer iſt Ameley hinweggehuſcht und den Berg hinunter.

Hartwig aber richtet in ſeinem Gemach die Armbruſt für den morgigen Waidgang zurecht, entſchloſſen auf gut Glück, Dianen vertrauend, allein zu pirſchen auf den edlen Steinbock.

Wie der Wagen des Erzbiſchofs durch das Salinenſtädtchen Hallein raſſelt und ſich der biſchöflichen Brauerei Kaltenhauſen nähert, hegt Doctor Mändl die frumbe Hoffnung, daß der Gebieter halten und ſich einen Humpen biſchöflichen Bieres reichen laſſen werde, wasmaßen der Kanzler mächtigen Durſt verſpüret. Der Gebieter aber thut zum Leidweſen nichts dergleichen und ſitzt in Gedanken verſunken ſtill im Wagen. Mändl überlegt, wie er es anſtellen ſolle, Leonhard auf die Brauſtätte paſſend und geziemend aufmerkſam zu machen. Plötzlich ſpringt eine Rotte fahrend Volkes, vermummte Geſellen und allerlei

Geſindel auf die Straße, fällt den Gäulen in die Zügel, an den beiden Wagenſchlägen tauchen wilde Geſtalten auf und fordern Gut und Geld unter Meſſerſchwingen. Vergeblich ſchlägt der Wagenlenker auf die Gäule ein, die Kerle hängen wie die Kletten an Zügeln und Strängen, unter wüſtem Geſchrei dringen die Räuber auf die Inſaſſen ein, ſchon würgen ihrer zwei den auf den Tod erſchrockenen Kanzler am Halſe, und ein robuſter Geſelle ſucht von rückwärts den Erzbiſchof am Nacken zu faſſen. Blitzſchnell erhebt ſich Leonhard, ſchüttelt den Angreifer im Rücken ab, faßt den Meſſerhelden vor ſich, wirft ihn mit wuchtiger Fauſt auf die Bedränger Mändl's, reißt das auf ſeiner Bruſt hängende Kloſterkreuz von der Kette und ſtößt mit dieſem mit voller Körperkraft auf die Schädel der Banditen los, daß dieſe theils betäubt zu Boden fallen, theils unter Weherufen von dannen ſtieben. Mittlerweile iſt der Ueberfall auch von den Brauknechten im nahen Kaltenhauſen wahrgenommen worden, die nun mit Bierſchlegeln und Knütteln herbeiſtürzen und ſich den Räubern entgegenwerfen. Das Geſindel aber gibt nun eiligſt Ferſengeld und entſchwindet ſo raſch, wie es vorher aufgetaucht. Mit zitternden Flanken ſchäumen die Gäule ins Gebiß und drängen vor-

wärts, ſo daß der Kutſcher ſie kaum zu halten vermag. Doctor Mändl keucht und ringt nach Athem, indeß der Oberknecht den Erzbiſchof einladet, ſich im Bräuſtübchen vom Schrecken zu erholen. Doch Leonhard fordert lediglich einige handfeſte Knechte, die ſich auf dem Kutſchbock ſetzen ſollen zu ſicherem Geleite, und befiehlt dann die Weiterfahrt, ſo ſchnell die Gäule laufen können.

Doctor Mändl knurrt: „Eine ſchöne Sicherheit auf unſerer Reichsſtraße! Man iſt des Lebens fürwahr nicht mehr ſicher! Das kommt von der Streiterei!“

„Was ſagt Er da, Mändl? Ich will nicht hoffen, daß Er Meiner Regierung Vorwürfe machen will!“ ſagt drohend Leonhard ſcharfen Tones.

Der Kanzler ſenkt demüthig den dicken Kopf und beeilt ſich, ſeinen vorigen und unüberlegten Worten eine mildere Deutung zu geben, um den Gebieter wieder zu beruhigen.

In raſcher Fahrt geht es nun im Abenddunkel den Stadtmauern Salzburgs zu, hinter welchen kriegeriſcher Lärm ertönet. Am Kumpfmühlthor harret Stadtrichter Stahel des Fürſten und bemüht ſich, in wohlgedrechſelter Rede Seine fürſtliche Gnaden geziemendſt zu begrüßen. Doch Leonhard unterbricht

den holperigen Redefluß durch die barſche Frage: „Was ſoll der Lärm in der Stadt? Iſt's offener Aufruhr?“, und entſteigt der Karoſſe.

„Es iſt, Euer hochfürſtliche Gnaden aufzuwarten, bereits Rebellion!“

„Hat Er alles beſorgt? Iſt der Bote an den Herzog fort? Hat der Alben die Fähnlein in die Stadt zurückgebracht? Iſt eine offene Erklärung der Reichsunmittelbarkeit ſchon erfolgt? Red' Er, die Zeit drängt!“

Der dürre Stahel erſchauert unter der Wucht dieſer zornigen Fragen, und ſtottert die Lüge, daß alles beſorgt ſei.

„Geleit' Er Mich zur Reſidenz! Mändl, nehm' Er die Knechte mit hinterdrein! Der Wagen ſoll auf einem Umweg heimfahren! Vorwärts!“

Die Situation wird bedenklich; ſogar im ruhigen Kaiviertel ſtehen Bürger und Gewerbsleute in Waffen ſtarrend zu dichten Rotten auf den Gaſſen und debattiren erregt über die Uebergriffe des Stadtrichters und Landeshauptmannes ſowie über die Abreiſe Matſperger's, der auch ſeine Tochter aus der Stadt zu bringen wußte, an den kaiſerlichen Hof mit den Beſchwerden der Stadt und des geſchwornen Rathes.

Beim Anſichtigwerden des Fackeln tragenden

wilderregten Haufens Bewaffneter ſucht Stahel den Weg hinter den am Nonnberg gelegenen Häuſern zu gewinnen und der Rotte Bewaffneter auszuweichen. Leonhard merkt dieſe Abſicht, die ihm feige dünkt, doch kann er ſich ſelbſt nicht verhehlen, daß die Klugheit ein Ausweichen fordert, wasmaßen ſein kleines Gefolge gegen die Bewaffneten nichts ausrichten kann. Die Hünengeſtalt Leonhard's iſt indeß trotz der Dunkelheit erkannt worden, einzelne Bürger machen auf des Erzbiſchofs Rückkehr aufmerkſam, und alsbald umringt der Haufe den Fürſten, und die widerſtrebenden Kaltenhauſener Brauknechte werden ſchlankweg niedergeſchlagen. Leonhard ſteht furchtlos im Kreiſe der tobenden Bürger, indeß Mändl wie der Stadtrichter Stahel wie Eſpenlaub zittern und für ihr Leben bangen. Mit dröhnendem Baß wettert der Erzbiſchof in den Haufen hinein: „Was ſoll das unnütz Blutvergießen? Seid Ihr allſammt toll geworden?! Ruhe gebeut Ich, der Landesherr! Der Eiſenmeiſter kommt auf den, der Meinen Leuten ein Haar krümmet! Was treibt Ihr auf den Gaſſen und rumoret zu nächtlicher Stunde! Stahel, warum ſchafft Er nicht Ordnung mit ſeinen Knechten? Wo bleibt die Skart*)? Die Peſt über Euch Aufrührer!“

*) Im „Stadtfrieden“ Salzburgs war beſtimmt, daß

„Oho! Gemach, Rüblinger!“ ertönen ſchrill und höhniſch Proteſtrufe aus der Menge. Und eine Stimme rufet ſcharf: „Jagt vor allem den Stadtrichter fort, Rübenmann!“

Betroffen blickt beim düſteren Fackelſchein der Erzbiſchof auf den todtenblaß gewordenen Stahel, dem vor Angſt die Kniee ſchlottern. Ein jäher Argwohn erfaßt Leonhard und ſofort beſchließt er, kühnen Muthes der verdächtigen Sache auf den Grund zu gehen. „Was iſt's mit dem Stadtrichter? Weſſen zeiht man ihn? Heraus mit der Sprache! Ich, der Fürſt, will alles wiſſen und richten zwiſchen Euch und dem Richter! Heraus mit dem Wort, gebeut' Ich!“

Scharf um ſich blickend, muſtert Leonhard die murrende Menge ſeiner rebellirenden Unterthanen, die ſich aber durch ſcharfe Worte nicht mehr einſchüchtern läßt.

Mit einer mächtigen Hellebarde in der Fauſt

---

der Stadtrichter ſich mit ſeinen Knechten bei nächtlichem Rumor oder bei Unruhen in die Straßen zu begeben hätte. Reichte die bewaffnete Mannſchaft nicht aus, ſo hielten die Bürger „dem Fürſten zu Gefallen“ (da dies eigentlich Fron[Herren] dienſt war, ſo beſtand für die freien Bürger keine Verpflichtung mehr) „Skart“ oder Scharwache.

und eine Sturmhaube auf dem Kopf tritt eine Geſtalt vor den Erzbiſchof, bei deren Anblick Leonhard verwundert ruft: „Wie, Er, der geſchworne Hingeber*), ein Organ des Stadtrichters ſelbſt, erkühnt ſich aufzutreten gegen ſeinen Herrn und Meiſter?!“

„Ja, deß erkühn' ich mich zu Recht und mit Abſicht! Wiſſen doch wir am beſten, weſſen ſich Stahel ſchuldig gemacht an der armen Stadt! Ich klage den Stadtrichter andurch vor Euer fürſtliche Gnaden an der Mißhandlung und gefänglichen Einziehung zween Bürger gegen alles Recht, der Einſperrung des ſtädtiſchen Amtsmannes zu unterſt in den Thurm, Abnahme des ſtädtiſchen Schloſſes und eigenmächtiger Anhängung eines anderen Schloſſes! Ich klage namens der ganzen Stadt den Richter an der Betreuung des Richterknechtes Sigmund mit nächtlichem Ueberfall des Matſperger'ſchen Hauſes und geplanten Raubes der Rathsherrntochter!“

„Wie, was?“ unterbricht zornglühend der Fürſt den Redner.

„Ja, ſo und nicht anders iſt es! Rauben laſſen

*) Der geſchworne Hingeber ſchätzte bei Gericht die Pfänder, beſorgte nach Todesfällen, Ganten u. dergl. den Verkauf der Fahrhabe und gehörte demgemäß zu „Amtleut' und Dienern“.

wollte Stahel Diemudis, des Matsperger's Tochter, als Geisel! Und als der schändliche Ueberfall mißlungen, beschützte Stahel gar noch seinen Richtersknecht, der sich erfrechte, in offenem Weinhaus in Gegenwart etzlicher Bürger zu reden: ‚Ir werdet eine sach üben, das feuerflammen vff den tachern gesehen werden, die henndt ob dem Kopffe zusammenschlagen, wer sie dann noch hiett (hätte).' Zu beschuldigen ist der Stadtrichter ferners ehrenrühriger Aeußerungen über gemaine Stadt, schändlicher Handelsschaften, Betruges und Vergewaltigung ehrsamer Bürger. Ist es so?"

„Es ist so!" tönt's im unheimlichen Chorus.

Leonhard faßt scharf den Stadtrichter, der nebst Ilsung und Mändl seine Vertrauensperson gewesen, ins Auge, und beim Anblick der schlotternden Jammergestalt will der Fürst schier an die Wahrheit der Anklagen aus dem Volk heraus glauben. Dieser Gefahr vorbeugend, ruft nun der Kanzler, dessen scharfes Ohr das taktmäßige Marschtempo anrückender Truppen vernommen, in die aufhorchende Menge hinein: „Lug und Trug ist's! Rebellen seid Ihr, die an den höchsten Galgen gehören!"

„Hoho! Schlagt den dicken Pfaffen todt! Hängt ihn! An den Baum mit ihm! Hängt den Judas

Stahel dazu!“ gröhlt und johlt die erbitterte Menge, Waffen werden gehoben, Arme greifen nach Mändl und Stahel, man ſchickt ſich an, beide zu lynchen, und ſelbſt dem Fürſten werden Hellebarden und Morgenſterne höhnend unter die Naſe gehalten. Die Lage wird von Minute zu Minute gefährlicher, es kann zu einem Blutbad kommen, zu einer Metzelei, ſobald die tolle Menge noch weiter aufgeſtachelt wird. Schon toben und hetzen die Weiber, die Maſſe kommt in Bewegung, man drängt, drückt und ſtößt unter Pfiffen und Geſchrei. Leonhard erkennt die ſchwere Gefahr und ſucht ſeinen Groll und Zorn zu meiſtern, da ein einzig unbedachtes Wort die Rotte zum Dreinſchlagen veranlaſſen kann. Er ſchluckt auch den Tadel für den Stadtrichter hinunter, der ihm durch Unterlaſſung des Geleites dieſe Ueberrumpelung eingebrockt hat. Die meiſten der Aufrührer um Kopflänge überragend, kann Leonhard, ſoweit die Dunkelheit es geſtattet, über die Menge hinwegblicken. Kaum erkennt der bedrängte, eingekeilte Fürſt das Fähnlein des Landeshauptmannes, ſo ruft er mächtig: „Hierher, Hans von der Alben! Sturmſchritt, Marſch! Ich, Leonhard von Keutſchach, befehle es!“

Herr von der Alben ſtutzt, doch er kennt die Stimme des Erzbiſchofs, und beim Fackelſchein iſt

unſchwer wahrzunehmen, daß die Rebellen wirklich Jemanden bedrohen. Mit ſchriller Stimme kommandirt er ſein Fähnlein Kriegsknechte zum Angriff und ſtürmt dem Platz zu mit gezücktem Schwert, ihm nach mit Hurrah ſeine Knechte. Kreiſchend flüchten jetzt die Weiber, der Haufe ſtiebt auseinander, nur einige Bürger, die mehr aus Neugierde denn Streitſucht zugeſehen, werden gefangen genommen.

Fackeln liegen glimmend und qualmend am Boden, der Platz iſt von Rebellen geräumt. Mit geſenktem Schwert meldet ſich Hans von der Alben dem Fürſten zur Stelle, indeß die Knechte den Platz nach Flüchtlingen abſuchen. Doctor Mändl ſeufzt aufathmend ein: „Gott ſei Dank!“ und der Stadtrichter macht Miene, ſich zu drücken. Leonhard aber befiehlt dem Landeshauptmann, ihm das Geleite zur Reſidenz zu geben und mit den Knechten dort die Nacht über Wache zu halten. In raſchem Schritt geht's in Begleitung des Fähnleins und der verhafteten Bürger zum biſchöflichen Palaſt; der aus anderen Stadttheilen dringende Kriegslärm, Fackelſchein, ein verdächtig Rumoren überall treibt zur Eile.

In der Reſidenz angekommen, praſſelt aber der zurückgehaltene Zorn des Fürſten los, der Stadt-

richter wird gerüffelt, daß es eine Art hat, wuthſchnaubend kündigt Leonhard dem zitternden Stahel die Entlaſſung an, ſo er die Stadt nicht augenblicklich pacificire und ſich reinige von jeglicher Anklage. Hülfeſuchend blickt Stahel auf Doctor Mändl, doch dieſer zieht es klug und weiſe vor, ſich aus der gefährlichen Nähe des erregten Fürſten zu drücken und läßt ſeinen Freund im Stich. Leonhard wendet ſich nun zu den mitgeſchleppten Bürgern und verſchwört ſich hoch und theuer: „Strafe und Rache für Jeden, fürchterliche Rache! Ich werde Euch bändigen, in den Staub drücken und ſollt' mein halbes Bisthum draufgehen!*) In wenig Tagen werden Euch neue Kriegsknechte Mores lehren! Fort mit Euch! Aus meinen Augen! Und wird bis morgen nicht Ruhe, dann an den Galgen mit Euch! Fort!"

Mit jähem Satz flüchtet der Stadtrichter hinaus, der ſein Spiel verloren ſieht. Ihm folgt klirrend in Wehr und Waffen der Landeshauptmann.

In widerwärtigſter Stimmung bleibt Leonhard im ſpärlich erleuchteten Saal zurück. Die Haltung der Bürgerſchaft, der heftig entbrannte Streit um

---

*) Wegen dieſes vom Erzbiſchof gebrauchten Ausdruckes klagte die Stadt beim Kaiſer.

Gewohnheitsrechte und kaiſerliche Privilegien, der Argwohn gegen den Stadtrichter, der von Matſperger inſcenirte Schlag verbunden mit der insgeheimen Befürchtung, daß des Kaiſers Majeſtät ſich durch Matſperger's Einfluß auf Seite der ungebärdigen Stadt ſtellen könnte, das Alles irritirt den Landesherrn ſchwer, völlig empört ihn aber der zähe Kampf gegen ſeine Hoheit im Bisthum, die Auflehnung und der Verſuch, ſeine Macht als läſtiges Joch abzuſchütteln.

Wollte Leonhard ſeinem augenblicklichen Gefühl nachgeben, müßte er mit rauher Fauſt die Kriegsfackel entzünden. Zur Herbeiziehung neuer Soldtruppen hat er ja bereits Befehl gegeben; in wenigen Tagen werden dieſe vor Salzburgs Mauern ſtehen. Tobt in ihm das heiße Blut, ſo regt ſich doch auch die beſſere Einſicht, daß mit Gewalt und Kriegsgreueln er ſeine Salzburger unmöglich zu Gehorſam und Liebe wird zwingen können. Was aber thun? Mit müßigen Händen kann Leonhard doch nicht zuſehen, wie die Bürgerſchaft ihn ſeiner Landeshoheit entſetzt! Und auf Mändl iſt auch kein rechter Verlaß; der Kanzler hält zu viel auf ſeines Leibes Wohlfahrt und iſt nur im Aktenwege findig. Sich plötzlich aufraffend, befiehlt Leonhard, ihm noch in heutiger Nacht Ilſung von der Veſte zu holen; mit ihm, dem

ſeinen Kopf will er Rathes pflegen, wie aus den Wirrniſſen herauszukommen und die Stadt im Banne ſeiner Hoheit zu halten ſei.

Im dichten Fichtenwald des Eitzſteinrückens, der ſich bis zum Ahornkarkogel, zwiſchen welchen das kleine Arlthal ſich zu impoſantem Felsabſchluß hinanzieht, erſtreckt, koncertiren am jungfriſchen Spätſommermorgen die Meiſen in emſiger Weiſe. Hier huſcht die ſchwarzweiße Tannenmeiſe mit lautem zia—zitzitzit durch die Zweige, dort ſuchen die tolleren ſchwarzgelben Kohlmeiſen das Geäſt nach Inſekten ab und ſchmettern dann ihr einfach zizizi—peh in die friſche, ſchier herbe Morgenluft. Derb klopft der Zimmermeiſter des Waldes, der Buntſpecht, die Stämme ab, daß es luſtig knattert im ſtillen Revier. Auch die Banditen der Vogelwelt rühren ſich; drüben kreiſcht der ſcheue Heher ſein „gäh—gäh!“ und über den Tann ſtreicht der nachtſchwarze Rabe krächzend. Auf den Fichtenwipfeln vollführt der plumpe Fichtenkreuzſchnabel ſeine Akrobatenkunſtſtücke nach Papageienart, und ſeiner rothen Kehle entſtrömt ein leiſeres: „gyp, gyp—göp“. Auf den weichen, nadelnbeſäeten Waldboden fallen ab und zu Aeſtchen und Fichtenzipfel, die das muntere Eichhörnchen abgenagt hat und dann

wegwirft, wobei das drollige Weſen neugierig hinunteräugt, und dann wieder nach Vogeleiern lüſtern auf die Jagd geht. Herrſcht frohes Leben im Tann des Mittelgebirges, um ſo ſtiller iſt's gegen das Tappenkar zu, wo ſaftgrüne Matten ſich um den kleinen blaugrünen See ausbreiten, eine würzige, Futter bietende hochalpine Viehweide, welche wuchtige Prallwände umſchließen. Dort liegt die Tappenkaralpe*) einſam, eine niedere langgeſtreckte, verwitterte Hütte für die Almwirthſchaft nebſt einem Unterſtand für das Alpvieh bei ſchlechtem Wetter. Von der Höhe des Eitzſteinrückens blickt Junker Hartwig hinüber zum Tappenkarſee und höher hinauf in das grauweiße, langgezogene Kar, in dem er Steinwild vermuthet, auf das er, dem vertraulichen Rath des

*) Alpen (Almen) werden ſchon im 8. Jahrhundert genannt; im 12. Jahrhundert entſtanden z. B. Alben in der Elsbetherfager und Geißau. Die „Gemeinalpen" in dieſem Gebiete mögen ein Ueberreſt der alten Gerichts- und Dorfmarken ſein; die Tappenkaralpe wurde von Berechtigten aus fünf Gerichtsbezirken (Taxenbach, Goldegg, Skt. Johann, Radſtatt und Werfen) bezogen. Das noriſche Hornvieh, das hier gezüchtet wurde, gedachte ſchon der Oſtgothenkönig Dietrich von Bern durch Kreuzung mit dem größeren alemanniſchen Schlag zu verbeſſern. Schon im 14. Jahrhundert gab es gutgeſuchte Viehmärkte, deren Zahl ſich ſtetig ſteigerte.

aus der Abtenau ſtammenden Burgdieners folgend, pirſchen will. Wohl iſt der Weg von der Burg bis in dieſes Gebiet weit und beſchwerlich, doch hat der Junker keinen Einſpruch des auf ſein Wild eiferſüchtigen Gejaidmeiſters zu befürchten. Dort drüben im wildzerriſſenen Hochgebirg hofft der Junker ungeſtört ſo lange jagen zu können, bis er das erſehnte Herzkreuzchen eines Steinbockes erlangt. Ein ſolches muß er erbeuten, und wenn er ein Dutzend Böcke in die anderen Jagdgründe hinüber befördern muß. Der Abtenauer wäre gern mitgegangen und hatte ſich zum Treiber erboten unter Betonung ſeiner Erfahrungen im Tennengebirge, das ja ſeine Heimath iſt. Hartwig aber lehnte die Begleitung ab, er will zeugenlos ſein aus guten Gründen und befürchtet, daß der Abtenauer ſchwätzen würde. Zwar hat Hartwig noch nie dieſer Jagd gehuldigt und iſt gänzlich unerfahren, aber eben deshalb will er unbeobachtet bleiben und verhindern, daß etwaige Mißgriffe dem Gejaidmeiſter zu Ohren kommen, der ſicherlich nichts Eiligeres zu thun haben würde, als einen Rapport an den Onkel-Erzbiſchof zu ſchicken, womit das heimliche Jagdvergnügen ein für allemale zu Ende ſein würde. Fremd iſt dem Junker das Revier vollkommen; nach dem kleinen Arlthale hat er wohl an der Reichs-

ſtraße gefragt, iſt aber bald irre gegangen und auf den Kogel gekommen, von dem aus nun ausgeäugt werden ſolle. Daß ein kleiner See ſein Ziel ſein muß, weiß Hartwig aus der Schilderung des Dieners; das Weitere muß ſich ſelber finden. Der Junker hält, auf die Armbruſt geſtützt, Auslueg; wohin ſein Auge blickt, ſtarren ungeheure Zinnen und Sturzwände auf, tief hinten von ſeltſamen Spitzen und Nadeln überragt; Eis- und Schneefelder blinken im Sonnenglanze, es iſt ein wunderſam Glitzern und Flimmern, das ſchier das trunkene Auge blendet. Tiefgrün leuchten die Matten und Hänge, die Oede und Unwirthlichkeit der Hochregion mildernd, ſchwarz ſteht der Tann, ernſt und düſter, mitunter durchſetzt von dem freundlicheren Lichtgrün der Lärchen, und unten im Thalgrund mit dem ſilbernen Schlängelband eines Baches leuchten in tiefen Tinten die Buchen. Dem blaugrünen See drüben muß alſo der Junker wohl zuſteuern; vom Kogel alſo herunter, hinab Gott weiß wie tief und drüben hinan, ſtetig und unverdroſſen, ſo er ſein Ziel erreichen will. Gefahr hat es weiter keine, das Wetter iſt gut. Atzung enthält die Gejaidtaſche, die ſich Hartwig fürſichtig vom Abtenauer füllen ließ, und ein Nachtlager unter einer Schirmfichte iſt aller Uebel ſchlimmſtes

nicht für einen jungen, abenteuerluſtigen Junker. Hartwig tritt die lange Wanderung an und eilt quer durch die Fichtenſtockung hinab, um die Grabentiefe zu erreichen und drüben anzuſteigen.

Längſt iſt Mittag vorüber; bleigrau verhüllt iſt das Firmament, ein weißlicher Dunſt lagert über den Thälern, allmälig ſchieben ſich fahle Wolkenwände zu dichten Ballen zuſammen, die eine immer dunkler werdende Färbung annehmen. Finſter wird es, ſchwarz ſtarren die Felſen, kirchenſtill iſt's unten im Wald wie heroben im Steingebiet, und drückende Schwüle liegt über der Wildniß. Heißer Gluthwind ſtreicht herauf, heiß zum Erſticken, und glühende Hitze ſtrahlt das nackte Geſtein aus. Von banger Furcht erfüllt hat alles Lebeweſen ſich geflüchtet, tief unten ſteht zuſammengerottet das Weidevieh blökend unter dem ſchützenden Dach der Alphütte, den drohenden Sturm erwartend. Gemſen und Steinwild ſind in die Einſtände vorſtehender Felswände gezogen, Kitze lagern unter Gufeln, behütet von den ängſtlich äugenden und ſichernden Geißen. Nur einzelne Böcke ſtehen noch auf Felsnaſen und winden mit erhobenem Windfang in den heraufſtreichenden Luftſtrom. An einer Thurmwand, hoch über dem lagernden Wind, ſteht Hartwig faſſungslos und ſtarrt in die gähnende

Tiefe. Der Junker hat den Pfad verfehlt, iſt zu weit abgekommen und einem Gemſenſteig folgend in das Felslabyrinth gerathen, in welchem es kein Vorwärts und, wie Hartwig zu ſeiner Beſtürzung merkt, kein Zurück mehr gibt. Hinunter kann er nicht, außer im todbringenden Sturz, hinauf nicht ohne Flügel. Verſtiegen! Verloren! Rettungslos verloren, ſo jung und lebensfreudig!

Wie die Schläfe hämmern! Wie es im Kopfe brauſt! Glühendheiß iſt das nackte Geſtein, und dennoch fliegt fröſtelnder Schauer durch Hartwig's Körper; es zittern die Hände, es ſchlottern die Kniee. Ein einziger Schritt noch, und das Leben iſt verloren. Hartwig's Auge umflort ſich, es flimmert ihm, die Haare ſträuben ſich aufwärts, die Todesangſt treibt ſeine Augäpfel weit aus den Höhlen, die Wehr entfällt ſeinen bebenden Händen, ſie kollert praſſelnd an der Prallwand hinunter und erreicht zerſchellt den Geröllboden in dräuender Tiefe. Zitternd, im Gefühle, daß es den Körper bereits langſam in den Abgrund zieht, klammert ſich der Verſtiegene mit den Händen aus Geſtein. Wie das Blut durch die Adern tobt! Und dieſe entſetzliche Trockenheit im Hals! Hartwig bringt die aufgequollenen Augen nicht mehr vom dräuenden Abgrund weg. Verloren!

Ein greller, fahlgelber Blitzstrahl erhellt züngelnd die nachtschwarze Finsterniß, ein Knattern im Geschröff, knisternd berstet die getroffene Felsnase, Blöcke und Geröll brechen los und sausen in die Tiefe. Wüthender Donner rollt hinweg, vielfaches schauriges Echo erweckend in den Wänden. Ein Rauschen dringt herauf, ächzend beugt sich unten der Tann unter den Streichen der Windsbraut, ein Stöhnen, ein Heulen heroben, ein geisterhaftes Wirbeln, es steinelt überall, ein Knattern und Dröhnen.

Hartwig hat die Hände schützend auf den Kopf gelegt, er bebt am ganzen Körper . . . Wirft der Sturmwind ihn nicht hinab, so erschlägt ihn das abbrechende Gestein . . . Ein Schrei der Verzweiflung entringt sich seiner keuchenden Brust, ein herzzerreißender Schrei der Todesangst . . . Der Sturm bricht los mit entfesselter Gewalt, Hagelkörner prasseln herab und schlagen knatternd auf den Fels auf. Blitz auf Blitz zuckt hernieder, der Donner rollt betäubend, die Elemente sind im Aufruhr, der Himmel will einstürzen, die Erde bersten . . . . . .

Den Gemsensteig klettert trotz Sturm und Unwetter eine Gestalt hinan mit Todesverachtung, kühn, muthig und gewandt. Es ist der Flüchtling aus der Folterkammer zu Hohenwerfen, der Wildfrevler Martl,

der in ſeinem dürftigen Unterſchlupf, einer Gufel oberhalb des Tappenkarſees den Schrei gehört und ſich augenblicklich aufgemacht hat, einem Bedrängten im Felſengewirr wo möglich Hülfe zu bringen. Martl kennt das wilde Terrain, es kann nur auf dem einzigen Steigl in der Wandung Jemand eingeſtiegen ſein, die Prallwände ſind ſonſt zu ſteil, um einem Menſchenfuß Raum zu gewähren. Martl haſtet hinauf, ungeachtet des Steinſchlags und der auf ihn herniederpraſſelnden Hagelkörner, keuchend gewinnt er die Höhe, biegt in das Rondell ein, umkriecht die Felsnaſe und äugt durch die Finſterniß, die durch Blitzſchläge ruckweiſe erhellt wird, auf die Stelle, wo das Steigl endet. Dort kauert wirklich ein Menſch in Todesangſt. Martl rückt, ſich feſt an die Wandung preſſend, vor, ſeine Füße prüfen taſtend den von Eiskörnern beſäeten, glatten Felsſteig, ſeine Hände klammern ſich an die Riſſe und Buckel im Geſtein, es geht im Hagelſturm nur langſam vorwärts. Martl brüllt zum Verſtiegenen hinüber, daß Hülfe nahe, daß der Mann ſich eine kleine Weile noch halten ſolle.

Hartwig hat den Ruf vernommen und preßt ſich mit ſinkenden Kräften nochmals an die ſturmumtoſte

Wand. Die Angſt ſteigert ſich jetzt, wo Hülfe naht. Wird der Retter rechtzeitig kommen?

Einer Ohnmacht nahe, vermag Hartwig ſich nicht zu halten, ſein Körper geräth ins Rutſchen, ſchon hängt einer ſeiner Füße vom ſchmalen Steigl hinab . . . Martl erkennt die furchtbare Gefahr, er wagt einen Sprung und erreicht die Stelle, wo der Verunglückte eben abſauſen will — ein Griff: Martl reißt ihn zurück, doch muß er nun ſelbſt die ganze Kraft aufbieten, um auf dem glitſchigen Steigl zu bleiben. Seine Rufe, aufzuſtehen und ſich an die Wand zu klammern, ſind vergeblich: der Verunglückte iſt bewußtlos geworden. Vorgebeugt den Ohnmächtigen am Wamskragen zu halten, iſt in dem tobenden Sturm unmöglich, Martl's Körper iſt dem Wind zu viel preisgegeben, der Sturm muß ihn hinwegfegen. Es gilt das eigene Leben zu retten. Und dennoch will der Burſch ſuchen, den Unbekannten zu bergen aus furchtbarer Noth und Gefahr. Sich an die Wand klammernd mit den zerriſſenen blutenden Händen, ſchiebt er den Körper des Bewußtloſen mit ſeinen Füßen hart an die Wand, ſtellt ſich ſchützend über dieſen und läßt nun auf ſeinen Rücken Hagel, Regen und Steingeröll herniederpraſſeln . . . . . Noch ein furchtbares Schmettern und Krachen, ein

grellblendender Blitz, dann tritt eine Ruhepauſe ein, die Urkraft des Unwetters hat ausgetobt, der Sturm läßt nach wie der Hagelſchlag, doch der Regen hat ſich in Schnee verwandelt, es rieſelt in dichten Flocken herab, weiß färbt ſich der Fels wie Wieſen und Matten. Martl, noch immer todesmuthig ſchützend über dem Bewußtloſen ſtehend, flüſtert ein Stoßgebet in höchſter Bedrängniß; der Neuſchnee in dieſer Höhe ſteigert die Bergungsarbeit zur Unmöglichkeit. Es iſt fraglich, ob der wetterharte Burſch ſich nun ſelber und allein retten kann.

Lichter wird es, der Wind verjagt die letzten Wetterwolken, es hört zu ſchneien auf, milder Sternenglanz leuchtet am Firmament, der Frieden iſt zurückgekehrt in die gigantiſche Natur. Martl muß das ſcheidende Licht benützen, wenn das Rettungswerk gelingen ſoll vor völligem Einbruch der Nacht. Vorſichtig beugt er ſich zu dem Bewußtloſen herab, reibt mit der rechten Hand deſſen Schläfen mit Schnee ein, indeß er ſich mit der linken Hand an einen Felsbuckel klammert. Jetzt erſt erkennt Martl den Junker, deſſen Antlitz durch den ausgeſtandenen Schrecken, durch die Verzweiflung und Todesangſt entſtellt iſt. Ein Stöhnen gibt Kunde, daß das Bewußtſein zurückkehrt. Martl ſetzt die Reibung fort, gibt etwas

Schnee auf die Lippen Hartwig's und fordert die größte Vorsicht beim Erheben. Der Junker vermag anfänglich nicht zu fassen, wo er sich befindet, er umklammert mit heftiger Bewegung Martl's Beine und bringt diesen in Gefahr, den Boden zu verlieren. „Langsam, Junker, um Gotteswillen langsam, sonst sind wir beide hin!"

„Rettet mich um Jesuwillen!" stammelt Hartwig und richtet sich an Martl's Körper auf. Der gähnende Abgrund macht ihn schwindeln, er zittert, kaum vermag er sich auf den Beinen zu halten. Nun schiebt Martl sich vorwärts, stützt sich mit der linken Hand an der Wandung, reicht die rechte dem Junker und zieht ihn Schritt für Schritt hinter sich her auf dem bös verschneiten und dadurch noch mehr gefährlichen Pfad, ein Wandern mit dem sicheren Tod vor Augen beim geringsten Fehltritt. Oft will der verzagte Junker in die Kniee sinken vor Ermattung, doch Martl reißt ihn immer wieder auf und redet ihm zu, die Kräfte aufs Aeußerste anzuspannen. Und zudem steigt die Nacht rasch und schwarz aus der Tiefe auf.

Das entsetzliche Wandrondell ist endlich überwunden, die ärgste Gefahr vorüber. Aber des Junkers Kräfte sind zu Ende, er stürzt ohnmächtig nieder.

Martl, ſchnell entſchloſſen, nimmt den Bewußtloſen auf den Rücken und trägt den Junker hinunter auf ſchwindelndem, verſchneitem Pfad, bis er ſeinen Unterſtand erreicht, wo er Hartwig auf das harte Steinlager legt, mit einem Mantel zudeckt und ſodann Wiederbelebungsverſuche anſtellt.

Der Verſuch des Landeshauptmannes Hans von der Alben, die Stadt zu beruhigen, iſt trotz des Befehles zur Pacificirung und des Machtgebotes nicht gelungen. Schlugen die bewaffneten Bürger klugerweiſe auch nicht direkt auf das nahe dem Fronhof untergebrachte Fähnlein Kriegsknechte ein, ſo gab es doch alle Augenblicke Reibereien und Rumor, ſobald ſich Söldner allein oder in kleiner Anzahl auf den Gaſſen zeigten. Der ängſtliche Bürgermeiſter warnte die Bürgerſchaft bei jeder Gelegenheit vor offenem Aufruhr, mahnte aber zugleich wachſam zu ſein und auf etwa anziehende Truppen zu achten, damit ein Ueberfall verhindert werde. Immer neue beunruhigende Nachrichten von verſchwundenen Bürgern, die verhaftet und eingekerkert wurden, ohne daß ein gerichtliches Verfahren eingeleitet wurde, ſchürten die Erregung in der Bevölkerung, die in hellen Scharen im Rathhauſe erſchien und vom kleinen

Bürgermeiſter ein energiſches Einſchreiten forderte. Der zaghafte Mann fürchtete jedoch den ſtarken Arm des Erzbiſchofs und vertröſtete die Leute auf Matſperger's Rückkehr. Nur Matſperger, meinte der Bürgermeiſter, ſei die geeignetſte Perſönlichkeit, Verhandlungen mit der erzbiſchöflichen Regierung einzuleiten und zu pflegen, wasmaßen juſt er aus des Kaiſers Mund wiſſen werde, wie ſich Friedrich III. zu dem Kampf ums Recht ſtelle. Weil nun die Leute, unterſtützt von Mitgliedern des Rathes, immer dringlicher wurden, die Weiber der gefangenen Männer*) zeterten und vom Bürgermeiſter deren Befreiung verlangten, und ſich die Lärmſcenen Tag für Tag im Rathhauſe wiederholten, ſo daß der Bürgermeiſter eine Gewaltthat der aufgeregten Bürgerſchaft befürchtete, ſo entſchloß er ſich, den Ausſchuß der zwei oberen Stände (Prälaten und Ritter) ſchriftlich um Rath, Hülfe und Beiſtand in den Stadtnöthen anzugehen. Die Bürger wurden hiervon verſtändigt und vertröſtet; der Bürgermeiſter aber harrte in banger Sorge auf den Beſcheid.

*) Auch Ritter Mangold von Oſtheim fing fehdeweiſe Bürger weg, und erbot ſich der Markgraf von Brandenburg die Sache zu vermitteln, doch wollte der Erzbiſchof davon nichts wiſſen und ließ dieſer die Bürger im Kerker ſchmachten.

Tage vergingen ohne Antwort; im Volk gährte es, der offene Aufruhr mit Waffen konnte jeden Tag erfolgen. Da erſchien Doctor Ilſung im Rathhauſe und fragte nach dem Bürgermeiſter, der kaum zu athmen wagte aus Furcht vor einem abſchlägigen Beſcheid. Der Gelehrte wies die ehrerbietig geziemende Anrede wie die Bücklinge des Bürgermeiſters höflich, doch beſtimmt zurück, und ſagte kurz heraus, daß Seine hochfürſtliche Gnaden eine Berathung zwiſchen Ständeausſchuß und Bürgerſchaft zwar genehmigen wolle, die ſtädtiſchen Beſchwerdeartikel hingegen müſſen dem Erzbiſchof ſchriftlich übergeben werden, und ein mündliches Vorbringen der Beſchwerde bleibe verweigert. Als Berathungstermin ſei der Mittich nach unſer lieben Frauentag ihrer Geburt beſtimmt, wonach ſich die Bürgerſchaft zu richten und ihre Delegirten zu entſenden, ſonſt aber in ſchuldigem Gehorſam zu verbleiben habe.

Mit einer kurzen Verbeugung entfernte ſich Ilſung und ließ den Bürgermeiſter in arger Verlegenheit zurück. Der Hinweis auf den ſchuldigen Gehorſam läßt nur zu gut erkennen, welch' unbeugſamen Sinnes der Fürſt. Die Bürgerſchaft jetzt aber noch im Zaume zu halten und zur gehorſamen Unterwerfung aufzufordern, das iſt ein vergebliches

Unterfangen, welches unter Umſtänden das Leben des Bürgermeiſters gefährden könnte. Immerhin muß aber die Berathung ſtattfinden, die für die Stadt das letzte Mittel zur Erreichung einer Verſtändigung darſtellt.

Und der Tag Maria Geburt kam heran; die Schwalben rüſteten zur Abreiſe aus den herbſtlich gewordenen Gefilden, in vollen Tinten prangt der Wald an den Bergeshängen, gelb und roth glühen die Büſche, Nebelſchwaden durchziehen Morgens und Abends die Auen wie die unteren am Waſſer gelegenen Stadttheile. Im düſteren Rathsſaale verſammelten ſich des Morgens um zehn Uhr die vom Bürgermeiſter nominirten Delegirten ſowie ein Theil des geſchwornen Rathes und harrete man des Erſcheinens der Prälaten und Ritter in banger Erwartung. Viertelſtunde um Viertelſtunde verrann, Niemand kam. Schon geht ein Flüſtern durch die Verſammlung, das ſich zum Murren der Enttäuſchung ſteigert; mancher Rathsherr äußert unverhohlen ſeine Entrüſtung über die rückſichtsloſe Art, wie man mit der Stadt und ihrer Bürgerſchaft umſpringt. Aengſtlich bittet der nun ſelber rathloſe Bürgermeiſter Ruhe zu wahren, es könne ſich der Ausſchuß verſpätet haben und hohe Herren pflegten nicht zu rennen.

„Pünktlichkeit iſt Höflichkeit!“ ruft Rath Fröſchlmoſer dazwiſchen und gibt damit das Zeichen zu lauter Unterhaltung. Bald ſchwirrt Rede und Gegenrede durcheinander, man ſchimpft und tobt wirr durcheinander, alle Ordnung iſt aufgehoben, der Bürgermeiſter ſchwingt vergeblich die Schelle, es kümmert ſich Niemand mehr um ihn. Da plötzlich öffnet ſich die Saalthüre, und würdevoll gravitätiſch ſchreitet der Prälat vom Stift Sankt Peter herein, bei deſſen Anblick die Verſammlung augenblicklich verſtummt. Alſo doch! Einer iſt gekommen, aber auch nur einer! Der Bürgermeiſter beeilt ſich, den Prälaten zu den Stühlen, die für die Ausſchußherren beſtimmt ſind, zu geleiten und gibt dem Dank für das gnädige Erſcheinen Ausdruck, zugleich fragend, ob nun die übrigen hohen Herren bald nachkommen werden.

Der Prälat bleibt vor ſeinem Stuhle ſtehen, beſchaut ſich ſcharf die Verſammlung und hebt zu ſprechen an: „Wir können beginnen! Ich komme im Namen des Ständeausſchuſſes und bin befugt, Bürger und Rathsherren anzuhören mit ihren Klagen. Was da vorgebracht werden wird, iſt unſchwer zu errathen und hohem Ausſchuß männiglich bekannt, weshalb dieſer auch vorgezogen hat, ſich durch mich

vertreten zu laſſen. Ich bin andurch bereit zu hören!“ Nach dieſen Worten ſetzt ſich der Prälat in ſeinen Stuhl, und verſchränkt die Arme auf der mit dem Abtkreuz geſchmückten Bruſt.

Lebhafte Ziſchlaute und Gemurre künden Enttäuſchung, Zorn und Unwillen in der Verſammlung. Gedrückten Tones bittet der Bürgermeiſter um Ruhe, und fordert Rath Fröſchlmoſer auf, im Namen der Stadt die Beſchwerden vorzubringen.

Stolz und ſelbſtbewußt erhebt ſich der Kaufherr und legt mit Schärfe und ſchlecht verhehltem Grimm los: „Würde ein Kaufherr mit ſeinen Kunden verfahren, wie es von oben mit unſerer Stadt beliebet wird, der Kaufherr wär' die Kunden in Bälde los! Es wird ſich zeigen, ob der Fürſt nicht der Unterthanen ledig wird, anſo er weiter verfahret und beuget altes Recht, Privilegium und Gewohnheit. Unter ſeiner Regierung ſind die Straßen unſicher geworden, durch ſeine Schuld wimmelt es von ſchädlich Leuten, die von der Stadt gefangen geſetzt, durch fürſtliches Gebot und Zwang aber wieder freigelaſſen werden. Steuert der Bürger Zerfahrniß und Unordnung, wird ihm ſothanes redlich Beginnen vom Fürſten verboten. Unrecht, Zwang und Gewalt herrſcht auf allen Gebieten, und dagegen verwahren

wir uns. Wir verlangen Respektirung unseres verbrieften Rechtes, Zurücknahme des Geheirathungsverbotes, Aufhebung ungerechten Ungeldes . . ."

„Haltet ein!" ruft der Prälat und erhebt sich. „Was Ihr da vorbringt, kann zu erledigen nicht Sache des Ständeausschusses sein."

„Es muß aber gesagt werden, auf daß es durch Euren Mund dem Fürsten zur Kenntniß gebracht wird! Wir haben keinen anderen Weg zu seinem Ohr, das ist betrübend genug! Nirgend finden wir Hülfe, die Zustände können nicht fürder andauern, also müssen wir auf Wege denken, wie es bei altem Herkommen und städtischer Freiheit noch länger verbleiben möge, der Freiheit, welche von dem römischen Kaiser und König begabt und gefreit, und auch von den Fürsten zu Salzburg von einem nach dem andern belassen worden ist! Das hat sich vor Zeiten auch begeben, wir verlangen nichts Neues! Gibt uns der Keutschacher nicht den Frieden, so verschaffen wir ihn uns selbst! Dixi!"

„Bravo!" ruft die Versammlung.

Der Prälat ist roth im Gesicht geworden, der scharfe Ton in Fröschlmoser's Rede behagt ihm wenig, doch mäßigt sich der Abt in seiner Antwort, die dahin lautet: „Es wird zu erwägen sein, ob nicht eine

Verſammlung aller drei Stände mit ebenſo viel Vertretern des Landesherrn eine Löſung der Fragen herbeiführen könnte. Doch müſſe heute ſchon und mit allem Nachdruck geſagt werden und die Herren wollen ſich das fürder vor Augen halten: Unſer gnädigſter Fürſt iſt das Haupt, und wir als ſeine Unterthanen ſind die Glieder, und wo das Haupt mit den Gliedern, oder die Glieder mit dem Haupt in Irrung oder Widerwillen iſt, führet dies eine Zerrüttung für Landleut' und Stift herbei. Eine ſolche Sach' und Handel ſei zur Vermeidung mehreren Unrathes und Koſten gut im Haus zu behalten!" Mit dem Kopfe nickend, grüßt der Abt die Verſammlung, und entfernt ſich würdevoll aus dem Saal. Kaum ſchließt ſich hinter dem Prälaten die Thüre, donnert Fröſchlmoſer los: „Nun iſt's am Ende! Am Narrenſeile führen ſie uns herum! Ich ſchlage vor, wir warten nur noch auf Matſperger's Rückkehr, dann machen wir dem greulichen Zuſtand ein gewaltſam Ende! Wer dafür iſt, erhebe die Hand!"

Bis auf den Bürgermeiſter ſtreckt Alles die rechte Hand empor. Deſſen Zurückhaltung fällt augenblicklich auf, und wild dringen Bürger und Räthe auf ihn ein und nennen ihn einen Verräther, der nicht mehr würdig ſei, Bürgermeiſter zu ſein. Und

der Bürgermeiſter weicht erſchreckt zurück vor den ihm entgegengehaltenen geballten Fäuſten und ſchreit: „Ich demiſſionire! Wählt einen Andern!“ Unter Lärm und Gepolter nimmt die Verſammlung die Amtsniederlegung an. Fröſchlmoſer wird beauftragt, proviſoriſch bis zu Matſperger's Rückkehr die Stadt zu vertreten, dann eilen die Herren und Bürger aus dem Saal, um die Kunde von der vergeblichen Berathung in weitere Kreiſe zu tragen. Trommelwirbel und Hornrufe tönen durch die Gaſſen, bewaffnetes Volk drängt nach den Thoren, Jung und Alt lärmt und heult, daß feindliche Scharen im Anzug ſeien. Eben tritt Rath Fröſchlmoſer aus dem Rathhaus und hört dieſe Kunde, die ihn veranlaßt, durch Stadtknechte ſämmtliche Thore ſperren und durch bewaffnete Bürger beſetzen zu laſſen. Im Handumdrehen hat ſich die Stadt in ein Kriegslager verwandelt, es ſtarren die Bürger und Handwerker in Waffen und halten Thurmdienſt, die biſchöflichen Thurner ſind verjagt, und die Trabanten, welche die Wiederbeſetzung der Stadtthürme mit biſchöflichen Leuten erzwingen wollten, blutig zurückgeſchlagen worden. Immer kriegeriſcher wird die Stimmung im Volk; der Landeshauptmann wagt es nicht mehr, mit ſeinem Fähnlein den Fronhof zu verlaſſen und

ſich mit den Hülfstruppen in Verbindung zu ſetzen. Die Söldnerſcharen lagern in der Nähe der Stadtmauern und verſchaffen ſich durch Raub die nöthige Atzung aus den benachbarten Dörfern. Sie warten nur auf den Befehl, die Stadt zu ſtürmen. Im Fronhof wird unter Leonhard's Vorſitz Kriegsrath gehalten; Mändl iſt für ein entſcheidendes Vorgehen, Ilſung hingegen warnt vor einem Gewaltſtreich. Hans von der Alben ſtimmt als Krieger für eine endgültige Unterjochung der rebelliſchen Stadt mit Waffengewalt. Angeſichts dieſer Haltung ſeiner Vertrauensmänner iſt Erzbiſchof Leonhard unſchlüſſig; ſein Naturell drängt freilich zur Gewalt, doch hält er viel, ſehr viel auf Ilſung's Klugheit, die ſich bewährte in vielen Fällen. Ob es in der That nicht klüger ſein wird, einen Bürgerkrieg zu vermeiden? Fließt Blut, dann ſind die Folgen unberechenbar. Ilſung deutet auch auf den Kaiſer, der ſicherlich eine blutige Vergewaltigung der auf ihre kaiſerlichen Privilegien pochenden Stadt übel nehmen und ſich in die ſalzburgiſche Landesangelegenheit einmiſchen wird. Damit würde aber lediglich das Gegentheil deſſen erzielt, was der Fürſt erreichen will: die völlige Unterjochung der Stadt unter die biſchöfliche Landeshoheit. Die Salzburger mit fremden Truppen nieder-

zuwerfen, an Gut und Leben zu ſtrafen, die Stadt mit Feuer und Schwert zu züchtigen, liegt denn doch zu wenig vor; es iſt ein Kampf um alte Rechte, und was dabei mitunterlaufen, ſind doch eigentlich Kleinigkeiten. Selbſt die verrathene Abſicht, ſich reichsunmittelbar zu erklären, iſt ſolange nicht mit Gewalt und Krieg zu ſtrafen, als ſie nicht ausgeführt iſt, und ein officieller Rathsbeſchluß nicht vorliegt. Aus allen dieſen Erwägungen proponiret Doctor Ilſung im Kriegsrath, daß Seine fürſtliche Gnaden die herbeigerufenen Söldnerſcharen wieder fortſchicken, der Salzburger ſich aber ſtatt mit Gewalt mit Liſt bemächtigen ſolle.

Sinnend wiegt Leonhard das mächtige Haupt; der Rath Ilſung's deucht ihm klug, ſehr fein zu ſein. Es wird zu erwägen ſein, wie der Rath in die That umgeſetzt werden könne. Leonhard erhebt ſich vom Stuhle und ertheilt Hans von der Alben Befehl, den Feldhauptmann der fremden Truppen zum Rückzug zu veranlaſſen. Der Sold werde auf ſpecielle Anweiſung von der Salinenkaſſe zu Hallein ausgezahlt werden, wohin ſich der Feldhauptmann begeben wolle.

Hans von der Alben verbeugt ſich mit ſchlecht verhehltem Grimme; ihm wäre ein friſches Dreinſchlagen lieber geweſen. Er verläßt den Fronhof,

um den Befehl auszuführen. Im Rath ſtellt Leonhard zur Erwägung, wie der Streit zu beendigen wäre, und Ilſung räth, die große Maſſe des Volkes völlig aus dem Spiel zu laſſen. Die Wurzel jeglicher Renitenz, die Quelle der Oppoſition ſei immer nur der geſchworene Rath, den man faſſen müſſe, um das große Ziel zu erreichen.

Leonhard horcht erſtaunt auf, ſein ſcharfer Geiſt erfaßt blitzſchnell, was Ilſung andeutet, und ein Lächeln huſcht über ſein Antlitz, indeß von ſeinen Lippen ein „molto bene!“ kommt.

In dieſem Augenblick ſtürmt erregt, vom eiligen Lauf erhitzt, Hans von der Alben in den Saal und ruft, jedes Ceremoniell außer Acht laſſend: „Matſperger iſt zurückgekehrt und ſoeben vom Rath zum Bürgermeiſter proklamiret worden!“

„Wie, was?“ rufen die Herren und ſpringen von den Stühlen auf. Auch Leonhard iſt erregt, die neue Kunde droht ihm alle halbreifen Pläne zu vernichten. Er fragt eindringlich: „Hat Er wohl recht gehört, Alben? Der Kaufherr Matſperger, Hans Matſperger, der heftigſte und gefährlichſte Gegner Meiner Regierung?“

„Gewiß, hochfürſtliche Gnaden! Der gewaltige Unterkäufel Hans Matſperger iſt hier und ſoeben

zum Bürgermeiſter erkieſet, als welcher er ſogleich Befehl ertheilte, den Stadtrichter Stahel zu verhaften.“

„Nun wird's ernſt! Auf zur Burg! Alben eil' Er hinaus, die Truppen ſollen vorerſt vor den Stadtmauern bleiben!“ ruft Leonhard.

„Zu ſpät, fürſtliche Gnaden! Euren Befehl hab' ich durch den mir untergekommenen Thürmermeiſter an den Feldhauptmann geſendet, die Truppen dürften anjetzo bereits abmarſchiret ſein!“

„Schafft Alles hinauf in die Burg! Alben, geb' Er uns Geleit mit einem Dutzend Knechte! Kommt Ilſung und Mändl! Dem Matſperger trau' ich nicht und warte des Kommenden lieber in Meiner ſtarken Burg!“

Raſch vollzieht ſich die ſo plötzlich angeordnete Ueberſiedelung nach der Veſte; der dicke Kanzler iſt noch nie ſo flink den ſteilen Berg hinangeklettert. Die Unruhe ſeines Gebieters iſt auf ihn übergegangen und hat ſich in ihm zur hellen Furcht vor einer Gefangenſchaft geſteigert. Leonhard ſelbſt mäßigte das Marſchtempo, als die erſte Anhöhe erklommen und zu erkennen war, daß die Flucht ſo ziemlich unbemerkt blieb, wenigſtens iſt dem Abzug aus der Stadt kein Hinderniß bereitet worden.

Im Rathhauſe herrſcht reges Leben ſeit der Rückkehr Matſperger's und deſſen Proklamation zum Bürgermeiſter. Der Kaufherr hatte mit Müh' und Noth das Lager der Soldtruppen umkreiſt und den Zugang zum Mühlenthor gewonnen, wo er zu ſeiner angenehmen Ueberraſchung Bürger aus der Gſtädtengaſſe als Thurmwache vorfand, die ſich freudig beeilten, das Thor zu öffnen und den hochangeſehenen Rathsherrn einzulaſſen. Alles drängte zu ihm und wollte ihm die Hand ſchütteln, man beglückwünſchte ihn zur glücklichen Heimkehr, und gar mancher wünſchte geſchwind aus Matſperger's Mund zu erfahren, was der Kaiſer geſagt, wie dieſer ſich zur Stadt und zu ihrem Kampf ſtelle, und ob es gelingen werde, Salzburg reichsunmittelbar zu machen. Kaum vermochte der Rathsherr ſich der Huldigungen wie dem neugierigen Andrängen zu erwehren; Matſperger hatte Mühe, ſeinen aufgeregten Gaul zu beruhigen, und gemahnte die Bürger Platz zu ſchaffen, auf daß Unglück durch etwaigen Hufſchlag vermieden werde. Alles weitere werde zu rechter Zeit ſchon bekannt gegeben, und einſtweilen ſolle, ſo ſuchte Matſperger die Leute zu beruhigen, man gute Wacht und Ruhe halten.

Durch die Gſtädtengaſſe zum Gries hinunterreitend, bekam der Kaufherr alsbald Gefolgſchaft;

alles was Füße hatte, eilte ihm nach, und ſo dicht folgte ihm Jung und Alt, Männer und Weiber, Kinder und Greiſe, daß Matſperger's Knecht völlig von ſeinem Herrn abgedrängt und in der Menge eingekeilt wurde. Wie Lauffeuer verbreitete ſich die Kunde von Matſperger's Ankunft, die Kunde wirbelte von Mund zu Mund, die Rückkehr ward zum Ereigniß, und allgemein erwartete man nunmehr große Dinge. Hatte Matſperger beabſichtigt, in aller Stille direkt in ſein Heim einzureiten, das ihn jubelnd begrüßende, ihm gleich einem Fürſten huldigende Volk vereitelte dies, und als der Kaufherr in die Nähe des Rathhauſes kam, erwarteten ihn die in aller Eile hierher geeilten Rathsherren an der Schwelle und begrüßten ihn mit ſchallenden Hochrufen, in die das Volk begeiſtert einſtimmte. Und Rath Fröſchlmoſer ergriff ſofort das Wort zu einer Anſprache, begrüßte den Heimgekehrten im Namen der Stadt und rief Matſperger ſchlankweg zum Bürgermeiſter aus. Jubelnd ward dieſe Proklamation aufgenommen, alles ſchrie: „Hoch Bürgermeiſter Matſperger!“ und umringte den Rathsherrn in freudigſter Begeiſterung. Bewegt ſah Matſperger auf die Menge herab, grüßte durch Händewinken und dankte für die ihm gewordene Ehrung unter dem Gelöbniß, treu zur Stadt ſtehen

zu wollen im harten Kampf um Recht und Gewohnheit, im Kampf und, ſo Gott es wolle, auch im Sieg! Mit brauſendem Jubel ward dieſe Angelobung aufgenommen, und im feierlichen Zuge geleitete die Menge, voran die Rathsherren, den neuen Bürgermeiſter unter Hochrufen zu ſeinem Hauſe in der Judengaſſe, wo ſich die Ovation beim Abſteigen vom Pferde wiederholte und das dicht zuſammengedrängte Volk ein Hoch auf die ganze Familie Matſperger ausbrachte. Nur flüchtig begrüßte Matſperger ſeine Ehefrau, theilte ihr mit, daß Diemudis glücklich zu Verwandten in Görz gebracht ſei, wo ſie auf die Eltern warte bis zur Trauung in Venedig, und eilte dann, noch in den Reiſekleidern ſteckend, ſofort aufs Rathhaus, um dem geſchwornen Rath Bericht zu erſtatten über ſeine Miſſion am kaiſerlichen Hof und den Eid als Bürgermeiſter zu leiſten.

Wer im Volk geglaubt, daß unmittelbar nach Matſperger's Rückkehr und Erkürung zum Stadtoberhaupt werde losgeſchlagen werden, um die Stadt von der Hoheit des Erzbiſchofes zu befreien, der ſah ſich getäuſcht. Man harrte Tag für Tag in großer Spannung einer Aufforderung, den Fronhof zu ſtürmen und die biſchöflichen Beamten und Diener zu verjagen, doch erfolgte nichts dergleichen. Die

Rathsherren blieben auffallend ſchweigſam und ließen über den Verlauf der Miſſion Matſperger's am kaiſerlichen Hoflager nichts verlauten. Dazu hatten ſie freilich ihre guten Gründe, denn des Kaiſers Räthe hatten eine Reichsunmittelbarkeitserklärung für unpaſſend erklärt und gerathen, den Kampf um die Privilegien und das alte Stadtrecht zähe, doch ohne Rebellion und Blutvergießen fortzuſetzen. Bei der nächſten Zuſammenkunft würde des Kaiſers Majeſtät dann ſchon beſondere Rückſprache pflegen mit dem Erzbiſchof und Stiftsherrn. Daß man bei ſolchem Beſcheid die Landeshoheit, für die ſich auch die bayeriſchen Herzoge lebhaft intereſſiren, nicht mit Feuer und Schwert untergraben kann, leuchtete den Rathsherren ein, und ſie ſtimmten dem Vorſchlag Matſperger's zu, vorerſt im ſchriftlichen Wege ſich mit dem Keutſchacher auseinanderzuſetzen. Allein ſchon auf das erſte Memorandum ließ Leonhard antworten, daß er bedingungsloſen Gehorſam zur Prämiſſe verlangen müſſe und nicht eher ſich auf Verhandlungen einlaſſen wolle. Und auf dieſe Zuſchrift antwortete der Bürgermeiſter ſcharf und ſpitz, daß nunmehr die Stadt mit der brüllenden Burg nichts weiter zu verhandeln habe und auf ihren Rechten feſter denn je beſtände.

So kam der Winter ins Land, und trotz Schnee und Eis herrſchte eine unheimliche Schwüle politiſcher Spannung in der Stadt, die zu einer Entladung führen muß, zumal der Rath auch kurzer Hand den mißliebigen Richter Stahel der Stadt verwieſen und davongejagt hat.

Inmitten der politiſchen Wirren iſt Leonhard der Neffe völlig aus dem Gedächtniß gekommen; erſt ein Rapport des biſchöflichen Gejaidmeiſters zu Hohenwerfen über den Vorfall am Tappenkar und die Rettung des Junkers durch den entflohenen Wildfrevler nebſt der Anfrage, ob das Sinnlehen jetzt wohl neuvergeben werden ſolle, brachte dem Erzbiſchof Hartwig wieder in Erinnerung. Scharf inquirirte Leonhard den perſönlich auf Hohenſalzburg erſchienenen Gejaidmeiſter nach den näheren Umſtänden des Vorfalles und fragte des Beſonderen, ob der Frevler jetzt wohl in ſicherem Gewahrſam ſei, um für den Frevel ſeine Strafe zu erwarten. Die kurze Verneinung dieſer Frage verblüffte Leonhard, und haſtig fragte der Erzbiſchof entgegen, warum der Frevler nicht gefangen geſetzt ſei. Der Gejaidmeiſter aber erklärte: „Hochfürſtliche Gnaden wollen bedenken, daß der Junker ſelbſt ſich einer Verhaftung ſeines Retters widerſetzte!“

„Wie ſo das?“

„Als der Burſche den kranken Junker auf ſeinen Schultern auf die Burg brachte und durch ſein Erſcheinen ſein eigen Leben gefährdete, war es Junker Hartwig, der mir ſofort befahl, den Martl frei von dannen gehen zu laſſen, denn der verübte Frevel ſei getilgt durch die mit Todesverachtung bethätigte Lebensrettung. Und als ich Bedenken äußerte, was hiezu wohl hochfürſtliche Gnaden ſagen würden, da erklärte der Junker feſt und beſtimmt, daß er, ſo ich das freie Geleit verweigere, mit Martl denſelben Kerker beziehen und mit ſeinem Lebensretter die gleiche Gefangenſchaft theilen wolle. Unter ſothanen Umſtänden ließ ich den Frevler ziehen und übergab den Junker in Pflege des Burghauptmannes.“

Leonhard ſah den Gejaidmeiſter lange an und ſenkte dann das Haupt. Eine bange Viertelſtunde verſtrich in tiefem Schweigen. Dann aber fragte Leonhard: „Wer hatte bislang jenes Sinnlehen inne?“

„Die Mutter des Frevlers Martl, ein altes Weiblein, Wittib, arm und zurückgekommen, da der Sohn eben zu ſehr vom Jagdteufel beſeſſen iſt!“

„Hat der Frevler gelobt, fürder der unſeligen Leidenſchaft zu entſagen?“

„Mir nicht! Doch ſoll er ein derartiges Verſprechen dem Junker in die Hand gelobet haben!“

„Hatte der Burſch nicht Beziehungen zu jenem Mädchen, bei deſſen Vater der Frevler ſich verborgen und auf deſſen Gehöft der Frevler den tückiſchen Pfeil auf mich entſandte?“

„So viel mir bekannt, lieben ſich die jungen Leute, doch kommen beide wohl eher unters Schwert als an den Traualtar!“

„Wer weiß!“ ſagte Leonhard weich und ſinnend, ſo daß der Gejaidmeiſter erſtaunt aufſah und verwundert über den Stimmungswechſel des Fürſten den Erzbiſchof betrachtete.

„Ich will den Burſchen auf beſondere Weiſe ſtrafen! Der Frevler bleibe frei, das Lehen ſoll ihm gelaſſen werden, ſo er jenes Mädchen binnen Jahresfriſt ehelicht . . .“

„Euer Gnaden!“

„. . . binnen Jahresfriſt ehelicht und ein Hochzeitsgeſchenk beſtreite Ich zum Dank für die Rettung meines Neffen. Sag' Er dies dem Burſchen und laß Er's der Dirne wiſſen. Heirathen ſie ſich nicht und bringt er Mir das Lehen nicht wieder auf die Höhe, ſo ſoll er nach Umfluß eines Jahres in Acht und vogelfrei erkläret werden. Eingefangen, ſoll der

Burſch dann geblendet und gerädert, ſein Leichnam den Raben preisgegeben werden. Alſo befehl' Ich's! Nun geh' Er, Jäger, und heg' Er Mir Mein Steinwild! Der Junker aber ſoll auf Hohenſalzburg kommen! Ich will ihn lieber ganz in Meiner Nähe haben! Gott befohlen!"

Die Rechte des Gebieters ehrerbietig küſſend, entfernt ſich der Gejaidmeiſter höchlich verwundert über den Erzbiſchof, den er noch nie ſo mild und weichherzig geſehen.

Eine Stunde ſpäter war die weiche Gefühlsregung in Leonhard freilich in das Gegentheil verwandelt, als er ein päpſtliches Schreiben öffnete und zu ſeiner namenloſen Ueberraſchung den Befehl Leo's X. las, womit dem Erzbiſchof die Säkulariſation des Domkapitels aufgetragen wurde. Erſt entrang ſich der mächtigen Bruſt Leonhard's ein Aechzen, dann aber verfiel er in ein wüthig Toben und ſchrie wie ein Beſeſſener, alles zertrümmernd, was ſeine Fäuſte erwiſchten. Erſchrocken ſtürzen die Leibdiener ins Gemach, die Leonhard anbrüllt, den Kanzler zu holen und Ilſung dazu, ſchnell und eilig, ſo ihnen das Leben lieb ſei. Dann verfällt Leonhard in thränenreiches Schluchzen, es überkommt ihn ein Weinkrampf, er ſtöhnt wie zu Tode verwundet:

„Mein liebes Ordenskleid, Mein geliebter Orden!“ Und in tiefer Rührung befühlt Leonhard den Ordenshabit und ſtreichelt das rauhe härene Kleid. Doctor Mändl kommt blaß vor Schrecken ins Gemach und ſteht wie erſtarrt beim Anblick ſeines ſchluchzenden Gebieters, gleich darauf auch Doctor Ilſung, der faſſungslos den Erzbiſchof in Thränen betrachtet.

Und Leonhard flüſtert vor ſich hin: „Iſt denn Alles gegen Mich! Untreu die Stadt, falſch ſogar Meine Ordensbrüder, die ſich des Kleides ſchämen! Schande über ſie! Erſchlichen iſt die Bulle, ein Monſtrum das Verlangen, ein Ordenskapitel plötzlich zu verweltlichen! Ich weigere die Perfektion! Ich bleibe treu dem Orden! Steh' Mir bei, Skt. Auguſtin, in dieſem neuen Kampfe! Nein, nein! Niemals bewillige ich dieſe Säkulariſation, nie! Und wenn Ich Feind des Papſtes werden müßte!“

Ilſung vermag den Vorgang nicht zu enträthſeln und um nicht länger im Unklaren zu ſein, räuſpert er ſich, dadurch den Erzbiſchof auf die Anweſenheit der Berather aufmerkſam machend.

Leonhard hebt das vom Weinkrampf geröthete Haupt und ſpricht wehmüthig: „Seid Ihr da, Meine Freunde? Ihr kommt zu bitterer Stunde! Sehet hier, was der Papſt Mir zu wiſſen thut! Eine

Bulle, die das Domſtift im Orden Skt. Auguſtin's aufhebt! Sie wollen nicht fürder Ordensgeiſtliche ſein, die falſchen Kapitelherren! Lies Er, Ilſung! Ach, Gott, welch' trübe Zeit!" Sich zurücklehnend im Stuhl, bedeckt Leonhard die Augen mit ſeinen Händen und weint ſtill vor ſich hin.

Aufs Höchſte überraſcht greift Ilſung nach der päpſtlichen Bulle, und auch Mändl guckt faſſungslos in das Schriftſtück. Halblaut lieſt Ilſung die Hauptpunkte derſelben: „1) Wird in dem Domſtifte zu Salzburg der Orden des heiligen Auguſtin nebſt dem gemeinſchaftlichen Leben nicht nur für die Zukunft gänzlich aufgehoben, ſondern es werden auch ſchon die gegenwärtigen neun Domherren von der Regel und allen Ordensſatzungen, nur mit Ausnahme der drey weſentlichen Gelübde, völlig freygeſprochen. Dafür aber wird 2) nach dem Beiſpiele anderer Domkirchen in Deutſchland ein freyweltliches Kapitel von 24 Domherren errichtet. 3) Um die Einkünfte des Kapitels zu vermehren, und um daraus jeden Domherren eine anſtändige Perſonalpfründe zu verſchaffen, wird von den erzbiſchöflichen Tafelgütern ein Vermögensantheil, welcher jährlich wenigſtens 1000 Gulden Rheiniſch einträgt, abgeſondert und der gemeinſchaftlichen Kapiteltafel einverleibt. 4) Werden

in der Domkirche, zu Beſorgung des Chorgeſanges und zur Aushülfe der Domherren, 12 Weltgeiſtliche als Vikarien oder Kapläne angeſtellet, und ebenfalls aus den Einkünften des Kapitels beſoldet.“

Ilſung traut ſeinen Augen nicht, er lieſt die Bulle ein zweitesmal; Mändl iſt ſprachlos vor Ueberraſchung.

Ein Blitz aus heiterem Himmel kann nicht verblüffender wirken, als dieſe, in Rom offenbar in aller Stille ausgewirkte Bulle, die den ſeinem Orden innig ergebenen Erzbiſchof tief kränken und im Innerſten verletzen muß. Ilſung legt die Bulle auf den Tiſch und ſchüttelt das Haupt. Mändl bemüht ſich flüſternd den Herrn und Gebieter zu beruhigen, den Kanzler ſchmerzen deſſen Thränen mehr als die zeitweiligen Zornesausbrüche des gewaltthätigen Fürſten. Die Hände vom Geſicht nehmend, fragt Leonhard: „Was ſagt Ihr, Meine Getreuen, zu ſolcher Hinterliſt?“

„Ich bin,“ erwidert Ilſung, „mit gnädigſter Permiſſion der Meinung, daß ſothane Bulle nicht ohne Proteſt entgegenzunehmen, daß die Landſchaft zu avertiren iſt, auf daß gemeinſamer Widerſtand gegen die erſchlichene Säkulariſation erhoben werde!“

„Und dann?“

„Schließt ſich die Landſchaft, woran nicht zu zweifeln iſt, ſolchem Proteſt an, ſo muß die Hülfe des Kaiſers und der benachbarten Fürſten angegangen werden. Sothane Vereinigung und Vorſtellung wird in Rom des Eindruckes nicht entbehren!“

„Und wenn doch?“

„Dann würde ich Euer hochfürſtlichen Gnaden empfehlen, die Gültigkeit der Bulle direkt zu beſtreiten und als erſchlichen zu bezeichnen. Der Proteſt muß nach Rom geſchickt und einem befreundeten Kardinal zugeleitet werden.“

„Was meint Er, Mändl?“

Der Kanzler ſchließt ſich Ilſung's Rath völlig an, nur meint er, daß der Streit mit dem weltlüſternen Kapitel wohl ebenſo heftig entbrennen werde, wie der Kampf mit der Stadt Salzburg.

„O, welch' harte Zeit! Das Beſte will Ich, Mein Erzſtift ſoll groß und mächtig werden, Ordnung und Sicherheit will Ich ſchaffen, die Finanzlage beſſern, die ſich gottlob auch bereits ganz weſentlich gehoben hat; allein wohin Ich blicke: überall Argwohn und Mißtrauen, offene und geheime Auflehnung! Und nun gar Feinde und Rebellen im gemeinſamen Ordenskleide. Es iſt zu betrübend und ſchmerzlich! — Ich will indeß Eueren Rath befolgen!

Setz' Er Mir, Ilsung, ein Schreiben an die Landschaft auf, Ich will es hernach unterzeichnen. Ich danke Euch für Eure Unterstützung! Laßt Mich allein anjetzo mit Meinem Schmerz!" Bewegt durch einen Händewink grüßend, entläßt Leonhard seine Räthe und sieht dann lange hinaus in die schneebedeckte, im Abendfrieden liegende Landschaft, aus der stolz und breit der Untersberg mit röthlich vergoldetem Scheitel aufragt. Ist dieser Bergriese nicht ihm selbst ein Vorbild? Steht der Koloß nicht einsam allein und sturmumtost? Und er wanket nicht, er überdauert Sturm und Wetter, trutzig, hart, unbeugsam. Und scharf und hart soll der Kampf nun gegen die Domherren geführt werden. Schlau und fein hingegen der Diplomatenkrieg im Vatikan.

Auf Weihnachten geht es zu unter Schnee und Eis. Mißmuthiger denn je verlebt Leonhard die kurzen Tage und langen Nächte auf der einsamen Burg, in Spannung der Antwort der Landschaft harrend, die er zum Zusammentritt trotz ungewöhnlicher Versammlungszeit durch Mändl hat ersuchen lassen. Und am Weihnachtsabend hatte der Erzbischof die für Rom bestimmte schriftliche Vorstellung der Landschaft in Händen*), deren Lektüre ihn tief

*) Dieselbe lautete: „Es wirdet vermerkt, alß wolten

bewegt und veranlaßt, ein eigenhändig Schreiben an den päpſtlichen Kaplan und Auditor Hugo de Spina zu verfaſſen und darin um Gehör und Vermittelung

---

die Chorherrn den heilligen Auguſtini-Orden ab dem Stifft vnd Innen bringen, der doch bey dem löbl. Stifft bey die vier hundert Jar geweſen vnd gehalten; vnd von vill Päbſten beſtätt, alß dann Bullen vnd Freyhaiten hie in der Cammer vorhanden ſeyn, darin wol geſunden wirdet, wie ſich die Chorherrn mit Klaidung, Wohnung vnd ihrem Weſen halten ſollen, daß aber keines geſehen wirdet, vnd ohn Zweifel iſt der bemelt Orden nicht ohn merkliche Urſach eingeſetzt worden. Sie ſelbſt wiſſen, waß Innen für Untauglichkeit, wo ſie den Orden nit halten, fürgeworffen werden mag, ja, daß Sie dadurch um die wahl kommen, vnd ander vnd fremt in den Stifft getrungen werden möchten, waß dem Stifft, land vnd leut fürſorg darauf ſtee, mag ein jede Vernunſt ſelbſt ermeſſen; So nemmen die anſtoſſenten landherrn, auch die Inwohner ob ihren ungeordneten Leben ein merkliche Aergernuß, wann die Layen vnd der gemain Man nit waiß, um was urſachen Sie den Orden nit haben ſollen vnd werden die beyſitzunde Herrn deß liederlich bewegt den Stifft zu verkumern, daß dann land vnd leut auch zu ſchaden vnd Nachtl komt. Darauf bitt gemein Landſchaft den Dompropſt, als Ihren Praelaten vnd Obern, Er wolle bey den Chorherrn verfuegen, daß Sie nit Neuerung bey dem Stifft machen, ſondern, wie vor alter Herkommen iſt, beleiben laſſen, Ir Regel vnd Orden, alß Inen ſolches Ihre Ehre vnd Würden ſchuldig ſeyn, halten: die Innen zu ueben nicht gebührt, nit bekumern, vnd hinfür wider einen Landsfürſten ſolche heimliche Anſchläg von Innen nit fürgenommen werden,

zu erſuchen, auf daß der Kardinal Leonardo bei Seiner Heiligkeit ſelbſt in Sachen der Säkulariſations-bulle vorſtellig werden möge und auf deren Zurück-

---

dadurch der Stifft in Verderbung vnd Zerrittung fahlen möchte. Deß werden Er vnd die vom Capitl Lob vnd Ehr empfahen, vnd die Landſchaft ſoll auch deß lieber thuen, waß Innen zu Nutz, Ehren vnd Gfahlen kommen mag, dann Innen ſolch Handlung vnd Unordnung nit geſehen werden, vnd wendung fürgenommen, ſo wird die Landſchafft auß Ihr Pflicht, damit ſie dem Stifft verwandt ſeyn, des Stiffts Schaden vnd Frommen zu fürdern, darzu bewegt, darinnen Rath zu haben, damit ſie ſolcher ſchwärer ſorgfältigkeit, ſo Ihnen auß der Chorherrn angezeigten Handlung vor Augen ſeyn, auch künftiges Verderben vnd unyberwindlichen ſchaden, ſo Innen erfolgen möcht, entladen werden. Und ob der Dombrobſt in der Sachen nachläßig, vnd den Chorherrn Ihren freyen Willen, alß ſie dann jetzt haben, verbergen, vnd Sie in guten Willen behalten, vnd nit belaidigen wolt, damit Sie Inn, ob es zu fählen kämb, da der allmächtig Gott mit ſeinen göttlichen Gnaden lang vorſeyn wöll, zu Erzbiſchoff deſto lieber erwehlten, oder daß die Chorherrn dem Domprobſten nit gefählig oder gehorſam ſein wolten, ſo bitten die Landleuth mit unterthänigen Vleiß Unſern gnädigſten Herrn, ſein fürſtlich Gnad woll den Domprobſt zu ſolchen halten, vnd Innen rock vnd ſchürm halten, vnd bey Innen allen ernſtlich darob ſeyn, damit ſolche Ime zu Ehren, dem Stifft zu würden vnd aufnehmen, vnd mehreren künftigen ſchaden zu vermeiden, nachgegangen werde, alß dann Euer fürſtl. Gnad, alß Erzbiſchoff vnd Landsfürſt, zu thuen ſchuldig iſt, ſo ſeyn wür ohn Zweifel, ſo die Königl.

nahme bringe zum Heile des Auguſtinerordens, des Erzſtiftes ſelbſt. Ilſung reiſte am Weihnachtsfeſttage mit den Schriftſtücken über die Tauern nach Rom ab, begleitet von den Segenswünſchen und Hoffnungen des Erzbiſchofes, welch' letztere freilich noch am gleichen Tage tief ſanken, als ihm gemeldet wurde, daß die Domherren bereits, der Bulle folgend, weltliche Kleider tragen und Vorkehrungen trafen, das Ordenshaus zu verlaſſen und Privatwohnungen zu beziehen. In ſeinem Kummer zog es Leonhard

---

Mayeſtet unterricht wird, daß hie in der Domkürchen der ganzen Provinz ein Ehrbaar vnd geiſtlich leben geführt wird, Se. Königl. Mayeſt. werde deſto ehe bewegt, die Stätt, Schlößer vnd Amt, ſo Se. Königl. Mayeſt. noch in ſeinen Handen hat, deſto lieber widerum zum Stifft folgen zu laſſen, dann Sein Königl. Mayeſt. möcht gedenken, waß hilfft, daß vill zum Stifft Salzburg geben wirdet, ſo der Gottsdienſt nicht dadurch gemehrt wird, ſondern die Regel vnd Andacht ſtets abnimt vnd gemindert wird. Wür ſeyn ohn Zweifl, ſo die Fürſten, ſo an den Stifft ſtoſſen, vermercken, daß die Regl vnd Ehrbaar geiſtl. weeßen gehalten wurde, ſie wurden auch deß minder ſich unterſteen, dem Stifft waß zu entziehen vnd Irrung zu thuen. Darum wirdet Euer fürſtlich Gnad von dem heilligen lieben Auguſtin, Sanct Ruprecht vnd Virgilien den Lohn, vnd von der ganzen Landſchafft zu ſamt der billigkeit um Ewer fürſtl. Gnaden mit Ihren willigen vnd gehorſamen Dienſten verdienen."

an dieſem Tage ganz beſonders zu ſeinem eben auf der Burg aus Werfen angekommenen Neffen hin, mit dem er das Feſt verlebte und es willig, gerührt, geſchehen ließ, daß Hartwig des Oheims Hände küßte und ihm herzlich dankte für die ſeinem Lebensretter gewährte Gnade. Ausführlich ließ ſich Leonhard den Vorfall ſchildern und ermahnte Hartwig ſodann mild und ſanft, künftig ſich nicht mehr in ſolche Gefahr zu begeben. Auch möge Hartwig mit der Pirſch auf Steinwild auf ſpätere Jahre warten, einſtweilen ſei er noch zu jung und unerfahren dazu. Und wie es mit dem Brautpaar ſtünde drinnen in den wilden Bergen, will Leonhard noch wiſſen. Freudig erzählt Hartwig, daß die Botſchaft durch den Gejaidmeiſter Glück und Freude in die zwei Lehenhöfe gebracht, daß die Leute den guten Fürſten lobpreiſen und für ihn beten, auf daß er noch lange leben und dem Volk erhalten bleiben möge.

Gerührt flüſtert Leonhard: „Es gibt alſo noch Leute, die für mich beten und dankbar ſind!“

Hartwig erzählt des Weiteren, daß die Hochzeit im Frühjahr ſtattfinden werde, und fragt, ob er hiezu wieder nach Werfen reiſen dürfe. Leonhard bejaht die Bitte, ja er will ſelbſt ins Gebirge, wenn die unruhigen Zeitläufe ihm ſolche Abſentirung ver-

ſtatten werden. So verging unter Geſprächen und verwandtſchaftlichen Meinungsäußerungen der Abend ſtill und ruhig auf der verſchneiten, froſtumwehten Burg. Unten in der Stadt gab es wenig Feſtfreude; Bürger und Rathsherren pflogen geheime Berathungen zu einem Handſtreich gegen den Erzbiſchof, der angeſichts der leichten Erregbarkeit der Salzburger ſicher zu einem allgemeinem Aufſtand und zur Vertreibung des Fürſten führen werde.

Bitter kalt hat das junge Jahr 1511 begonnen in der Biſchofsſtadt, deren Häuſer und Gebäulichkeiten mächtige Schneehauben tragen, die im ſteifen Froſt zu feſten Rieſenklumpen zuſammengefroren ſind. Schmale Pfade längs der Häuſer ſind ausgeſchaufelt, in Mitte der Gaſſen hat man das winterliche Geflock liegen laſſen, wie es eben heruntergewirbelt iſt. Dicht verſchneit ſind die Höfe und offenen Plätze, die Salzach bringt Treibeis in großen Schollen, die kniſternd aneinanderſtoßen, ziſchend unterſinken und wieder auftauchen, um dann weiter gen Bayern zu ſchwimmen. Schwere Schneelaſt tragen die Fichten und Tannen an den Hängen der beiden die Stadt einſchließenden Berge, wie verzuckert glänzt im weißen Winterſchmuck die trutzige Burg. Schneewände hängen

dräuend an den Schrofen, jetzt durch den Froſt feſtgehalten. Der ſtolze Dom trägt gleichfalls einen Hermelinmantel und erſcheint noch größer, mächtiger durch die Schneedecke auf den Thürmen und dem weiten Dach. Je heller das Geflock auf den Gebäuden glitzert, deſto ſchwärzer erſcheinen die Wände der alten Häuſer, der Wälle und Ringmauern. In Pelze gehüllt ſtapfen die Rathsherren durch die Gaſſen, dicht in Mäntel vermummt die Bürger, ſo ſie die Weingruben aufſuchen oder der Tagesarbeit nachgehen; Weiber und Kinder jedoch bleiben beim warmen Ofen. Die Rathsherren haben es wieder einmal gar eilig, ins Stadthaus zu kommen und ſich über die große Neuigkeit auszuſprechen. Die dem geſchwornen Rath gewordene Einladung zu einem Feſtmahle in der biſchöflichen Reſidenz iſt eine Neuigkeit, die nach allen Richtungen hin beſprochen werden muß. Einmal nach der politiſchen Seite hin, weil ſothane Einladung mehr minder auf einen Geſinnungswechſel des Fürſten deutet und erwartet werden darf, daß der Keutſchacher es nunmehro verſuchen wird, bei feſtlichem Gelage ſich der Stadt auf friedliche Weiſe zu nähern und eine Ausſöhnung anzubahnen. Dann wird zu beſprechen ſein, ob der Rath in corpore Galakleidung anlegen ſoll. Auch

wird ein Sprecher zu wählen ſein, der im Namen des geſchwornen Raths eine Anſprache hält und für die Einladung den Dank darbringt. Für den Fall einer politiſchen Auseinanderſetzung muß indeß der Sprecher dem Diplomaten Leonhard gewachſen ſein, auf daß eine Ueberrumpelung, eine Schädigung der Stadt und eine zu große Schmälerung der alten Rechte vermieden werde. Die geeignetſte Perſönlichkeit wird zwar Matſperger ſein als gewandter Redner und wohlerfahren in allen Stadtangelegenheiten. Allein ſein Kampf gegen Leonhard iſt ſo ſcharf, ſeine Haltung ſo ſchroff, daß Matſperger's Erſcheinen ſicherlich den etwa zu Milde und Nachgiebigkeit geneigten Biſchof umſtimmen dürfte. Jeder der Geladenen iſt an ſich erfreut und betrachtet die Ladung als eine beſondere Auszeichnung und Werthſchätzung der eigenen Perſon.

Neugierig ſind die auf das Stadthaus zutrippelnden Rathsherren, ob auch Matſperger mit einer Einladung bedacht wurde. Wo immer Räthe zuſammentreffen, wird dieſe Frage aufgeworfen, und ſchier allgemein iſt man der Meinung, daß der Bürgermeiſter übergangen worden ſein dürfte, daß Leonhard den unbeugſamen Matſperger nicht an ſeiner Tafel ſehen wolle. Um ſo größer iſt daher das Er-

ſtaunen, als Matſperger dem im Saale verſammelten Rathe gelaſſen und kühl mittheilt, daß der Einſager des Erzbiſchofes ihm vor allen anderen die Einladung mit dem Erſuchen überbrachte, in ſeiner Eigenſchaft als Bürgermeiſter den Führer der Geladenen machen zu wollen. Mit dieſer Bitte des Erzbiſchofes zerfällt natürlich jegliche frühere Muthmaßung in nichts, und es iſt ſelbſtverſtändlich, daß der Bürgermeiſter jetzt auch der Wortführer bei der Feſttafel ſein werde. Da Matſperger die höchſte Gala proponiret, iſt auch die Kleiderfrage raſch und ohne Widerrede erledigt. Ein Meinungsaustauſch nach der politiſchen Seite hin unterbleibt ebenfalls, da der Bürgermeiſter ſelbſt glaubt, daß der Erzbiſchof einlenken und dies bei fröhlichem Mahle bekunden wolle. Sollte er einen Schachzug indeß beabſichtigen, ſo werde Matſperger Augen und Ohren offen halten und ſeinen Mann ſtellen wie bisher. Damit ſind die Rathsherren zufrieden; für ſie entfällt ja, ſo Matſperger auf ſeinem Beobachtungspoſten ſteht, die Verpflichtung geſpannter pflichtmäßiger Aufmerkſamkeit und ſie können ſich in aller Behaglichkeit den Tafelfreuden hingeben. Nur der alte Ritzinger wiegt ſinnend das weiße Haupt, ihm gefällt die Einladung nicht, wiewohl ſie nichts un-

gewöhnliches ist, da Leonhard schon einigemale Mitglieder des Rathes zur Hoftafel gezogen hat. Doch behält der greise Kaufherr seine Gedanken für sich, um nicht unnöthige Beunruhigung hervorzurufen. Wenn der schlaue Matsperger nicht Verdacht hegt, kann ja schließlich ein Gemeinderath der Sache vertrauen. Sich auf das kommende Gelage freuend, kehren die Rathsherren pelzumwickelt wieder in ihre Wohnstätten zurück, wo die Frauen Auftrag erhalten, die Galakleidung in Seide beizuschaffen für den Vincentiustag.

Auch Matsperger ist heimgegangen, um mit Gertrud ein Weilchen zu plaudern und ihr zu erzählen, wie einfältig die gespreizten Rathsherren sich über die Einladung freuen und von ihrer Wichtigkeit anjetzo überzeugt sind. Die kluge Frau horcht dem Gatten aufmerksam zu und äußert sodann, befragt, was sie von der Einladung halte, daß sie froh sei, ihre Tochter als Ehefrau Alfonsens für alle gesichert zu wissen.

Etwas betroffen blickt Matsperger auf seine stille, kluge Frau, deren Aeußerung auf Mißtrauen schließen läßt. „Meinst Du, Gertrud, daß der Rübler etwas Gewaltsames plant?“

„Lieber Hans, ich kann das unmöglich wissen,

ja nicht einmal ahnen. Da Du mich aber im Besonderen um meine Meinung frageſt, ſo will ich Dir ſagen: Ich halte die Einladung bei all' ihrer Gewöhnlichkeit für einen Kniff des Keutſchachers. Der Biſchof wird Abſichten, Gründe haben, den Rath bei ſich zu verſammeln. Du wirſt ſehen, daß der Fürſt Euch mit einer Ueberraſchung aufwartet!"

„Hm! Ueberraſchen kann er mich nicht! Ich bin gewappnet! Keinen Schritt weiche ich zurück vom Wege unſeres Stadtrechts! Der Rübler mag es probiren, er findet in mir einen Mann, der ebenſo trotzen kann, wie er ſelber!"

„Poche nicht zu ſehr auf Deine Macht und das Recht! Stärker, gewaltiger iſt Leonhard im Beſitz ſeiner Hoheit! Doch ich will nicht zu ſchwarz ſehen! Was Du thuſt, Hans, iſt immer wohlgethan!"

„Hab' Dank, Gertrud, für Deine gute Meinung! Mit dem Biſchof werd' ich fertig! Hat er die Heirathsdukaten nicht von mir bekommen, wird er auch den Rathsbrief*) nicht empfangen, nach dem er lüſtern iſt, wie eine Ziege nach leckeren Kräutern!"

---

*) Der Rathsbrief enthielt das Freiheitsprivilegium Friedrich's III., deſſen Ausfolgung Leonhard bisher vergeblich erſtrebt und ohne welches ſeine Landeshoheit nicht unumſchränkt genannt werden konnte. Der lange Kampf

„Wenn der Biſchof Dir nur nicht mit rauher Gewalt Deine Anordnungen vergilt!“

„Was kann er wollen gegen mich? Es ſind doch nur Zwiſchenfälle ohne beſondere Tragweite.“

„Ich weiß nicht, Hans! Es iſt kaum anzunehmen, daß Leonhard die Dinge, ſo ſie eine direkte Spitze gegen ihn hatten, ſo raſch wird vergeſſen oder gar verziehen haben. So mein' ich, wird der Biſchof Dir das Verbot des Ehrengeleits der Bürger beim Beſuch des Bayernherzogs nicht ungerochen laſſen.*)

„Rache für dergleichen? Ha! Was ich darnach frage! Wenn ſich der Rübler darob ärgerte, um ſo beſſer!“

„Und die Geſchichte vom Reinfel?“ **)

„Bin ich ein Kleinzapfler, der mit Wein in

---

und Streit drehte ſich ſtets um dieſen heißbegehrten und zähvertheidigten Rathsbrief.

*) Als Leonhard von Herzog Wilhelm beſucht wurde und mit ihm auf die Burg zog, wollte der Fürſt ſeinem Gaſt zu Ehren „etlich Purger mit Helmparten“ durch den Stadtrichter hinauf verordnen laſſen. Matſperger verbot dies bei Verluſt des Bürgerrechtes.

**) Reinfel = Rivoglio-Wein. Matſperger bezog ein großes Quantum hiervon und begehrte der Erzbiſchof davon. Der Bürgermeiſter jedoch verweigerte eine Ausfolgung und ließ das Lötſchhaus (loggia, Lagerhaus) verſperren.

Kannen handelt? Wenn der Rübler Rivoglio will, ſoll er ſich ſolchen ſelber kommen laſſen. Aber der Knauſer ſcheut die Transportkoſten!“

„Gewiß biſt Du hiezu nicht verpflichtet! Indeß wird der Biſchof Dir die Verweigerung einer Gefälligkeit übel genommen haben, ſo übel wie die Verhaftung des verdingten Halleiner Schiffmannes*) und die Einſperrung manch' anderen biſchöflichen Dieners!“

„Wenn die Kerle betrunken waren und die Ruhe ſtörten, war's meine Pflicht einzuſchreiten! Der Biſchof iſt indeß immer gleich oben 'naus und beleidigt, wenn eines ſeiner Leute nach bürgerlichem Geſetz behandelt wird! Doch genug davon! Will der Rübler kritteln und deuteln, mag er es wagen, ich ſtelle meinen Mann und weiß mich zu verantworten! Komm', Gertrud, wir wollen zu Tiſch gehen!“

---

*) Matſperger ließ einen volltrunkenen Schiffmann, Bürger von Hallein, auf der Dult verhaften und ins „Narrenkötterl“ ſperren, gab Tags darauf den Mann aber wieder frei. Leonhard pflegte ſeinem Hofgeſinde Ausſchreitungen gegen die Bürgerſchaft regelmäßig nachzuſehen, nahm es aber immer übel und krumm, wenn dieſe ſich wehrte und das Stadtrecht auf biſchöfliche Leute anwandte. Auch in dieſem Falle zeigte ſich Leonhard beleidigt.

Sonnenklar, doch furchtbar kalt hat der Vincentiustag*) begonnen. Die Kälte war so groß, daß die Vögel erfroren, und die Laufbrunnen den Dienst versagten. Das Volk verkroch sich in den Häusern gleich den Hunden, und menschenleer blieben selbst zu den Gewerksstunden die Gassen. Nur die zur Tafel geladenen Rathsherren stolzirten wie die Pfauen, geschniegelt und gezieret dem Fronhof zu, der Kälte nicht achtend, in ihren Seidengewändern, wiewohl ihnen Hände und Nasen blau anliefen. Um nur ja ihre Galakleider zur Geltung zu bringen, haben sie auf die wärmenden Pelze verzichtet, sie frieren lieber aus Eitelkeit und stapfen im Schnee mit ihren leichten Schnabelschuhen. An Haar und Bart bildete sich rasch eine Reifkruste, die scharfe Luft brannte auf den Gesichtern und trieb zur Eile. Ein possirlich Hüpfen ward es, und schließlich liefen die Herren wie die aufgestoßenen Hasen der bischöflichen Residenz zu, wo der Pförtner das Thor angelweit offen hielt und die Räthe willig einließ und in einer warmen Stube warten ließ. So groß war das Verlangen nach einem erwärmten Gelaß, daß den frierenden Rathsherren das Fehlen der üblichen Thorwache gar

*) 22. Januar 1511.

nicht auffiel. Einer der Letzten iſt Matſperger angekommen; er trägt Sonntagskleidung mit den Inſignien ſeiner Bürgermeiſterwürde. Ihn frägt der Pförtner mit ſpöttiſchem Lächeln, ob es richtig ſei, daß mit ihm und dem Rathsſchreiber noch zehn vom Rath zur Tafel kommen.

Matſperger bejaht, doch muſtert er den Diener mit ſcharfem Blick und fragt nach dem Grunde der Frage. Der Pförtner meint, dann ſeien ſie jetzt wohl Alle da, und das Thor könne geſchloſſen werden.

„Wieſo geſchloſſen?“ fragt, mißtrauiſch werdend, der Bürgermeiſter.

„Es iſt nur wegen der großen Kälte! Geht nur hier hinein, vieledler Bürgermeiſter, es harren Eurer bereits die Herren vom hohen Rath!“ Und polternd ſchlägt der Pförtner das Thor zu und ſchließt es ab mit mächtigem Schlüſſel. In Matſperger regt ſich ein ſeltſam unbehaglich Gefühl, das er mühſam niederkämpft. Ein biſchöflicher Diener nahet ſich, begrüßt in ſchuldiger Ehrfurcht den Bürgermeiſter und vermeldet, daß Seine hochfürſtliche Gnaden die Herren bereits oben im Speiſeſaale erwarten.

Matſperger heißt die im Gelaß neben dem Eingang harrenden Rathsherren ihm folgen, und gravi-

tätiſch ſchreiten die Geladenen die Treppe aus Untersberger Marmor hinan, geführt von dem Diener, der zeitweilig zurückblickt, wie um ſich zu vergewiſſern, daß auch Alle ihm folgen und Keiner zurückbleibt oder auskneift. Vor der Flügelthüre im oberen Stockwerk angelangt, öffnet der Diener, tritt zur Seite und läßt die Geladenen in die goldene Stube, den Speiſeſaal, eintreten.

Erwartungsvoll treten die Herren ein und ſtellen ſich im Halbkreis auf, ziemlich verwundert, daß der goldſtrotzende Saal ungeheizt iſt. Matſperger überblickt die Tafel und ſtärker regt ſich ſein früher aufgetauchtes Mißtrauen beim Anblick der ſonderbar gedeckten Speiſetafel, auf welcher zwar je ein Teller mit einem Stück Brot liegt, jedoch Löffel, Gabel und Meſſer gänzlich fehlen. Und das Kreiſchen des Schlüſſels an der Eingangsthüre läßt ihn zuſammenzucken; kein Zweifel, man hat ſoeben die Herren eingeſchloſſen. Schon will Matſperger, von ſchlimmen Ahnungen erfüllt, einer Abſchließung der Seitenthüre zuvorkommen und durch dieſe flüchten, da tritt durch dieſelbe, gefolgt von Hellebardieren der Erzbiſchof im weißen Habit ein mit ergrimmtem Angeſicht und zornglühenden Augen. Blitzſchnell umringen die Trabanten die Gäſte, die Schreckensrufe ausſtoßen

und wie gelähmt vor Entsetzen stehen, so daß die Hellebardiere sich ohne Mühe der Rathsherren bemächtigen können. Bleich steht Matsperger und gräbt seine Zähne tief in die erblaßten Lippen.

Leonhard aber tobt mit fürchterlicher Stimme: „Hab' Ich Euch endlich, Ihr Hochverräther! Unmittelbar wolltet Ihr Euch machen, Ihr Hohlköpfe, und dumm wie die Tauben seid Ihr auf die Kirrung zugeflogen! Die Tafelfreuden lockten Euch wohl und ließen Euch die Klugheit vergessen! Ihr glaubtet wohl, Ich sehne mich nach Eurer Gesellschaft und sei glücklich, mit Euch tafeln zu können! Nein! Hochverräther bewirthet man nicht! Ihnen läßt man den Grind abschlagen! Für Untreue, für Rebellen das Schwert! Ihr, gestrenger, hochweiser, vieledler Bürgermeister, habt den Vortritt zum Züchtiger (Scharfrichter), der Euch die Vergeltung gibt für Eure Spitzfindigkeiten und Edelthaten! Und nach Euch wird Jeder geköpft der Reihe nach! So schaff' Ich Mir Ruh im Stift! Mir habt Ihr nach dem Leben getrachtet — jetzo gilt es das Eure! Schande über Euch! — Packt sie, bindet sie, daß Keiner Mir entkomme! Schleppt sie auf die Burg! Der Züchtiger harret Eurer in Radstatt! Fort mit Euch, Hochverräther!"

Ein Gewimmer geht durch den Saal; einzelne Rathsherren ſind in die Knie geſunken und flehen um ihr Leben. Matſperger ſteht feſt und unbeweglich, wortlos läßt er ſich die Arme auf den Rücken binden. Nur ſeine Augen lodern in unheimlicher Gluth, und ein Lächeln der Verachtung liegt auf ſeinen buſchigen Lippen. Die Knechte reißen die Knieenden auf und feſſeln ſie. Dann wird die Eingangsthüre wieder geöffnet, der Diener, welcher früher den Herren tiefe Reverenz erwies, lächelt jetzt höhniſch und läßt ſie unter Spottworten vorüberziehen unter ſicherer Bedeckung der rauhen Trabanten. Jetzt ſteht auch die übliche Thorwache wieder an ihrem Platz, und vor dem Fronhof harrt der Gefangenen ein Theil des biſchöflichen Fähnleins in Wehr und Waffen. Hans von der Alben führt den Zug ſofort hinauf zur Veſte in eiligem Schritt, und die Knechte ſtoßen mit den Hellebarden nach langſamen und ſäumigen Räthen, die vor Kälte mit den Zähnen klappern, durch den eiligen Marſch aber wärmer werden. Den Zug beſchließt Leonhard mit der bewaffneten Dienerſchaft, von welcher die Nachhut ſtetig zurückblickt, ob etwa Jemand aus der Bürgerſchaft folge. Die Gefangennahme und der Transport iſt indeß ſo ſchnell

erfolgt, daß der Vorgang, zumal die Kälte das Volk in den Häuſern hielt, unbeachtet blieb.

Auf der Burg angekommen, ließ Leonhard den Gefangenen in einem Saale Speiſe und Trank vorſetzen, da ſie ja um das Mahl in der Reſidenz gekommen ſind, und die Orgel mit dem Stierruf mußte, nach langer Zeit wieder ertönend, die Tafelmuſik ſpielen. Wild und trutzig brüllt der Stier von Hohenſalzburg hinaus in die ſchneidend kalte Winterluft und kündet den Salzburgern ein neues Ereigniß. Den Rathsherren iſt jegliche Speiſe- und Trunkluſt vergangen. Fröſtelnd in ihren dünnen Gewändern ſtehen ſie im froſtigen Saale und beſprechen tieftraurig ihr Schickſal, das ſo jäh über die Ahnungsloſen und Vertrauensſeligen hereingebrochen. Stumm ſteht Matſperger am vergitterten Fenſter und ſieht durch dasſelbe hinab zur verſchneiten Stadt, gequält von Selbſtvorwürfen über ſein unvorſichtig Vertrauen. Sein Weib hat ſchärfer geſehen als er, der welterfahrene, gereifte Mann, die Gattin hat die Gewaltthat geahnt, und er glaubte auf Macht und Recht pochen zu ſollen. Pocht ſich was unter dem Schwert des Züchtigers! Ein bitteres Lächeln ſchwebt auf ſeinen Lippen. Und wie ſich die Mitgefangenen von ihm jetzt fernhalten, als hätte er die Gefangen-

nahme allein heraufbeſchworen und könnten ſie ſich durch Verleugnung ſeiner Perſon noch retten. Solch' armſelige, feige Tröpfe!

Unabläſſig brüllt der Stier in die inzwiſchen aufgezogene Dämmerung. Unten in der Stadt blinken Lichter auf, es wird lebendig auf den Gaſſen, Fackelſchein zittert hin und her, kein Zweifel: die Bürger haben Kenntniß erhalten von der Gefangennahme und wollen remonſtriren. Zu ſpät! Der Rübler iſt ebenſo gewaltthätig wie ſchlau; er hat ſeine Vorkehrungen klug getroffen, und was ſeine Burg birgt, iſt ſicher geborgen. Wie Ameiſenvolk wimmelt die Menge bei Fackelſchein vor dem Fronhof, Waffen blinken, immer neue Scharen ſtrömen herbei trotz Kälte und Finſterniß.*)

---

*) Der Chroniſt verzeichnet Folgendes: „Sobald die gemeine Bürgerſchaft vernommen hatte, wie es ihren Herren bey Hof ergangen wäre, entſtand in der Stadt allgemeiner Lärm; die Kaufleute ſchlugen die Gewölbe zu; die Handwerker liefen aus den Werkſtätten; alle Bürger griffen zu den Waffen und eilten der Reſidenz zu, um die Gefangenen mit Gewalt zu befreien“ Daß der Erzbiſchof perſönlich vom Erker aus das Volk beruhigte, verzeichnet wohl J. Th. Zauner in ſeiner Chronik, iſt aber nicht hiſtoriſch verbürgt. Sicher iſt, daß Leonhard ſich ſofort nach der Verhaftung der Rathsherren auf die Burg begab.

Lärm an der Saalthüre, das Eintreten von Trabanten mit Fackeln und Windlichtern veranlaßt Matsperger, das Fenster zu verlassen und sich der Thüre zuzuwenden. Wieder werden die Gefangenen gefesselt und über den Burghof geführt. Mancher Rathsherr läßt den Thränen freien Lauf, andere bitten um schützende Mäntel, doch die Knechte drängen und stoßen vorwärts. Durch Nacht und schneidend kalten Wind, der die hohe Burg umtost, geht es auf steilem, verschneitem Pfad durch den vereisten Weingarten in das Nonnthal hinab, wo auf der Straße sechs Schlitten mit ungeduldig scharrenden Gäulen warten. Rasch binden die Trabanten die Gefangenen paarweise Rücken an Rücken zusammen und werfen selbe dann in die Schlitten, höhnend und spottend der Weherufe und Klagen. Dann hockt je ein Knecht hinten auf und unter Peitschengeknall geht es in die bitterkalte Nacht hinaus den Bergen und dem Tode zu. . . . .

In rasch dahinfliegendem Gefährte folgte am anderen Morgen, gleichfalls erst in Nonnthal den Schlitten besteigend, Leonhard den Gefangenen nach Radstatt, nachdem er schriftlich seinem Stellvertreter, dem Bischof Berthold von Chiemsee, seinen Willen und seine Meinung hinterlassen.

Schwer erkrankt, mit erfrorenen Händen und Füßen kamen die Gefangenen in der wallumgebenen ſtarkbefeſtigten Bergſtadt Radſtatt an, wo ſie auf Geheiß des Fürſten in Pflege genommen wurden. Drei Tage darauf ließ Leonhard ihnen ſodann wiſſen, daß er in Gnaden Willens ſei, ſie ihren Weibern und Kindern wiederzugeben, wasmaßen ihm unter Verzicht auf jegliches Stadtrecht der Rathsbrief ausgefolget werde. Zu dieſem Behufe ſei es dem Bürgermeiſter verſtattet, im Namen ſeiner Mitgefangenen nach Salzburg zu ſchreiben.

So ſchwer Matſperger es ward, dieſen Schritt zu thun, zumal er ſich ſterbenselend fühlte, im Intereſſe der übrigen Räthe entſchloß er ſich, den Willen des Erzbiſchofes zu erfüllen, und ſchrieb an die Gemeinde, ſie ſolle die Bedingungen annehmen und vollziehen, wasmaßen im Weigerungsfalle ſämmtliche Gefangenen unter dem Schwerte endigen müßten.

In banger Sorge harrten die Gefangenen der Antwort, die nach vier Tagen in Radſtatt durch eigene Boten ſchriftlich einlangte, die Hoffnungen aber ſinken machte, denn die Gemeinde ſchrieb, daß ſie nicht berechtigt ſei, ohne Bürgermeiſter und vollſtändigem Rath unter die zu ſtipulirenden Vertragspunkte das Stadtſiegel zu ſetzen, und außerdem be-

fürchte die Gemeinde, bei Verbringung des Sigillums nach Radſtatt ebenfalls in eine Falle gleich den Rathsherren zu gerathen.

Ebenfalls neugierig auf die Antwort der Gemeinde begab ſich Leonhard an das Krankenlager Matſperger's und fragte nach der Botſchaft. Unter wehmüthigem Lächeln ſagte der Bürgermeiſter Beſcheid. Der Erzbiſchof ſchmunzelte: „Ei, ei! Wie klug und vorſichtig anjetzo die Salzburger geworden ſind! Sie fürchten eine neue Falle! Nun, verdenken kann Ich ihnen dies Mißtrauen nicht! Schreib' Er, Matſperger, deſſen Trutz Ich gebrochen glaube, zurück: „Ich gebe frei Geleit für zehn von der Gemaine, ſo ſie mit dem Sigillum urbis kommen, vorausgeſetzt, daß ſothanes Sigillum unterdeſſen zu keinem andern Zweck gebraucht wird. Hat Er Mich verſtanden?“

„Ja, fürſtliche Gnaden!“

„Ei, ſieh doch! Der trutzige Matſperger findet Ton und Titel zu richtiger Anrede!“

„Unhöflich war ich nie!“ brummt der Bürgermeiſter und lehnt ſich ermattet in die Kiſſen ſeines Bettes zurück.

„Gute Beſſerung und baldige Geneſung!“ wünſcht Leonhard und verläßt das Gemach. Mit zitternden

Händen ſchrieb er bei ſchwindendem Sonnenlicht die neue Botſchaft nach Salzburg.

Wieder vergingen etliche Tage banger Sorge und ſchwacher Hoffnung. Da am Montag nach Lichtmeſſen trafen die Abgeſandten der Gemaine mit dem Stadtſiegel und dem Rathsbrief in Radſtatt ein, tief erſchüttert beim Anblick der krank zu Bett liegenden Gefangenen.

Im Gemache Matſperger's, der ſich heldenhaft bezwang und für dieſe Verhandlung das Lager verließ, wiewohl er ſich kaum auf den Füßen zu halten vermochte, ward ſodann im Beiſein des Fürſten, der nunmehr mild und leutſelig ſich zeigte, die Verſchreibung*) der Bürgerſchaft aufgenommen, welche

*) Die inhaltsſchweren ſechs Artikel dieſer hiſtoriſchen Verſchreibung beſagen: 1) Verzicht auf „Freiheit in Aufrichtung des Rathes“ nach Maßgabe des kaiſerlichen Briefes, Wiedereinführung zweier Bürgermeiſter neben dem Stadtrichter, Beſtätigung der erſteren durch den Fürſten. 2) Verſammlungen einer ganzen Gemain aus eigenem Antrieb oder durch die Bürgermeiſter ohne Vorwiſſen des Fürſten, oder in Abweſenheit des Stadtrichters ſind nicht geſtattet. 3) Der Fürſt gibt der Stadt „Statut, Ordnung und Satzung“, reformirt, mehrt und mindert ſie und macht „New Polizey“. 4) Die Aidspflicht wird nach der alten, vor Aufrichtung des Rathes üblichen Formel geleiſtet. 5) „Welche der Fürſt binnen eines Monats aus der Gemain wegen Ungehorſam

von fünf der abgesandten Gemeindemitglieder unterzeichnet und mit dem Sigillum urbis Salisburgensis gesiegelt wurde. Demüthig überreichte Kaspar Kaserer das fertige Schriftstück dem Erzbischof, der hochaufgerichtet inmitten der Gesandten stand und seine Genugthuung verbergend die wichtige Verschreibung scheinbar gelassen entgegennahm, hierauf aber sagte: „Und wo ist der Rathsbrief?“

Seufzend öffnet Kaserer sein Wams und nimmt von seiner Brust, auf welcher er das kostbare Privilegium getragen, das vielumstrittene Dokument. Leonhard kann das Zittern seiner Hände nun nicht mehr verbergen, ein Beben fliegt durch seine Hünengestalt, und hastig reißt er das heißersehnte Schriftstück an sich. „Endlich!“ ruft er mehr für sich als für die Andern aus und preßt die Urkunde nebst der Verschreibung fest an sich.

Ehrerbietig fragt Kaserer nun, ob nun die Gefangenen frei seien und heimgebracht werden dürfen, so sie überhaupt transportfähig sein werden.

---

oder Verprechung noch mit straff für zu nehmen vermaint, dieselben sollen die erkannte straff ohne Waygerung dulden und leyden.“ (Also Kreirung einer Art Belagerungszustandes.) 6) Ohne Willen und Zugeben des Fürsten darf fernerhin keinem aus der Gemein das Bürgerrecht aufgesagt werden.

„Noch nicht! Erſt ſchwöret Mir Urfehde! Ich werde jedem der erkrankten Herren den Eid abnehmen. Außerdem haben Matſperger, Schwaiger, der Rathsſchreiber, Tunkl, Gauchſperger, Klauer und noch vier andere, die noch benamſet werden, zweitauſend Goldgulden Pön zu zahlen!“

Ein Flüſtern des Schreckens geht durch die Verſammlung.

Da fragt Matſperger, der ermattet auf ſein Bett geſunken war: „Bin ich dann frei?“

„Ja, nach beſchworener Urfehde!“

„Ich ſchwöre und zahle!“

Peinlich genau nahm Leonhard jedem einzelnen der Gefangenen den Urfehdeeid ab und gab ſie alsdann frei.

Die frohe Kunde — an den Verluſt des koſtbaren Rathsbriefes dachten die Herren in dieſen Stunden wenig oder gar nicht — kräftigte die Räthe ſoweit, daß ſie tags darauf, am 3. Hornung, in warme Decken eingehüllt, die Heimreiſe antreten konnten. Auch Matſperger fuhr mit, ein gebrochener Mann.*)

*) Er ſtarb gleich den Anderen, die jene gräßliche Winterfahrt in leichten Kleidern mitgemacht, bald darauf an den Folgen derſelben.

Der Trotz der Stadt war gebrochen, der Erzbischof unumschränkter Herr und Gebieter. Heimgekehrt, verwahrte er sorglichst Brief und Verschreibung und ließ dann im Siegesgefühle den Orgelstier brüllen.

Und der Stier brüllte vier Jahrhunderte hindurch von der Veste, wenn auch in späteren Zeiten jener Ruf nicht mehr Gewaltthaten wie unter Leonhard verkündigte. Im Jahre des Heils 1894 hat man dem Stier von Salzburg das Lebenslicht ausgeblasen und ein Orgelwerk an seine Stelle gesetzt, das jetzt neben Chorälen auch Menuette und Weisen modernster Komponisten herunterleiert.

Vergessen ist die dräuende Zeit und der wilde, trutzige Stier von Salzburg.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

DUE DATE

JAN 18 1989

201-6503

Printed
in USA

OCT 6 1932

14087960
COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0114087960
BUTLER STACKS

PR[redacted] FILMED
MA[redacted] 50004-11